1
Ling 459

Vorübungen der Beredsamkeit,

zum Gebrauche
der
Gymnasien und größern Schulen,
aufgesetzet
von
Joh. Christ. Gottscheden.

Dritte verbesserte Auflage.

Mit Römisch Kaiserl. Königl. Pohlnischer und Churfürstl. Sächsischer allergnädigster Freyheit.

Leipzig,
verlegts Bernh. Christ. Breitkopf und Sohn.
1764.

Geneigter Leser!

Wundre dich nicht, daß ich zu dieser Zeit, da alle Buchläden mit Anweisungen zur Beredsamkeit überhäufet sind, dennoch mit einer neuen Einleitung ans Licht trete. Ich kenne die meisten der alten und neuen, weitläuftigen und kürzern Redekünste; ich besitze sie selbst größtentheils, und habe sie auch gelesen: und doch erkühne ich mich zu sagen: daß sie dasjenige nicht sind, was sie zum Gebrauche der Gymnasien und großen Schulen billig seyn sollten. Selbst meine eigene ausführliche Redekunst; ja was noch mehr ist, auch meine kleinere, die 1728 im Försterischen Verlage zu Hannover herausgekommen; und die Auszüge aus denselben, die theils Herr Rector Dommerich, theils Herr M. Lindheimer zu Helmstädt, theils Herr Rector Baumeister gemachet haben, sind dasjenige nicht, was sich zu diesen Absichten schicket.

Will man daraus schließen, daß ich also ganz neue und ungewöhnliche Lehren der Redekunst

für die Anfänger in den obersten Classen der größten Schulen und Gymnasien ersonnen haben müsse: so irret man sehr. Nach der großen Liebe zu den Alten, welche ich in den freyen Künsten zu aller Zeit geäußert habe, muß ich auch hier gestehen: daß ich nichts weiter gethan habe, als daß ich den Mustern der alten Griechen und Römer gefolget bin.

Von diesen nun habe ichs gelernet, daß die wahre Beredsamkeit ein männliches, nicht aber ein kindisches Wesen ist; daß man zu derselben nicht mit einem leeren Kopfe, sondern gleichsam mit allen Wissenschaften gewaffnet, und reichlich versorget, hinzu nahen müsse; daß man eine reife Urtheilskraft, eine große Belesenheit, und viel Kenntniß der Welt mitbringen müsse: wenn man sie nicht mit ungeschickten Händen angreifen, und nur einigermaßen glücklich darinnen seyn will. So haben Aristoteles, so Cicero, und Quintilian mich die Regeln der Redekunst gelehret; so habe ich sie in meiner ausführlichen Redekunst vorgetragen; und so kann sie auf keiner Schule, sie sey so groß, als sie wolle, gelehret werden: es müßte denn ein recht akademisches Gymna-

* Οἱ μεν παλαιοι των ῥητορων, και μαλιστα οἱ ἐυδοκιμηκοτες, ἐκ ᾤοντο δειν ἐφικεσθαι τροπον τινα της ῥητορικης, πριν ἁμωσγεπως ἅψασθαι φιλοσοφιας, και της ἐκειθεν ἐμπλησθηναι μεγαλονοιας, u. s. w. Doch, ich will lieber das Lateinische, so mehrern verständlich ist, hersetzen: Veteres dicendi magistri, et in primis celebres laude, neminem debere ulla ratione ad dicendi studium conferre se existima-

Gymnasium, wie zu Hamburg, Bremen, Coburg, Danzig, Thorn und Elbing seyn; wo alle höhere Facultäten ihre Professoren haben.

Wie nun? Soll man denn die Redekunst von den Schulen gar verbannen? und leuchtet nicht gewissermaßen ein akademischer Stolz und Neid daraus hervor, daß man den sämmtlichen Schullehrern die Redekunst ganz aus den Händen spielen will; um sie allein in den Hörsälen der Universitäten erschallen zu lassen? Keinesweges. Die Vorschriften und Beyspiele der Alten haben mich gelehret: daß man Jünglinge auf Schulen zwar nicht zu Rednern machen; aber gar wohl NB. **zur Beredsamkeit vorbereiten könne.**

Das war die Meynung eines Theons in Griechenland, als er seine ΠΡΟΓΥΜΝΑΣΜΑΤΑ schrieb: die ich nicht anders, als **Vorübungen der Beredsamkeit** übersetzen kann; wie ich dieß kleine Schulbuch betitelt habe. Man lese sein I. Hauptstück; so wird man sehen, daß zu seiner Zeit eben so ein Misbrauch eingerissen gewesen; als heute zu Tage in den meisten Schulen herrschet.* „Die alten Lehrer der Beredsamkeit, sa-

 „get

stimarunt, nisi qui *Philosophiam* attigisset prius: atque ex ea magnis cogitationibus implesset animum. At nunc magna pars, tantum abest, ut cognoscere hæc velint, ut, priusquam liberalium disciplinarum orbem, quem vocant, leviter attigerint, ad dicendum prosiliant: quodque inprimis barbarum est, imparati etiam a necessariis exercitationibus, causas in foro coramque populo

„get er, und sonderlich die berühmtesten, haben „dafür gehalten: daß sich niemand auf einige „Weise auf die Redekunst legen sollte; der nicht „vorher die Weltweisheit gefasset, und dadurch „sein Gemüth mit erhabenen Gedanken angeful„let hätte. Itzo aber giebt es eine Menge von „Leuten, die, weit gefehlet, daß sie dieses erst ler„nen wollten, wohl gar, ehe sie noch den ganzen „Umfang der freyen Künste berühret haben, zum „Reden hervortreten; ja welches noch barbari„scher ist, auch ohne vorläufige Uebungen, vor „Gerichte, und vor dem Volke auftreten wollen: „nicht anders, als ob sie, nach dem Spruch„worte, die Töpferkunst, bey den größten Gefäßen „zu lernen anfangen wollten. Was nun ein „künftiger Redner sonst wissen müsse, überlasse „ich andern zu lehren. Was er aber vorher „wissen, und worinn er sich üben müsse, ehe er „wirkliche Reden machen kann, das will ich mich „nun vorzutragen bemühen.„ Und darauf fährt er fort, nach einer Anweisung von Erziehung der Jugend, zu allen denen Vorübungen anzuführen, die ich in diesem Büchlein abgehandelt habe; nämlich zur Fabel, zur Erzählung, zur Chrie, zur Behauptung und Widerlegung, zum Lehrspruche, zum Lobe und Tadel, zur Vergleichung, zur Prosopopöie, zur Beschreibung, zum Satze, oder der Frage, u. d. gl. m.

Ich

populo agere gestiant; figulinam, ut proverbio dicitur, ordientes discere, de dolio. Ac cætera quidem, quæ cognoscenda ei, qui dicendo operam daturus est, expo-

Ich könnte mich hier auch auf den Aphthonius berufen, dessen Progymnasmata viel gemeiner und bekannter sind, als daß ich sie nennen dörfte. Denn dieser ist eben der Meynung; und will gleichfalls die Jugend nicht zur Ausarbeitung großer Reden; sondern zu lauter solchen Vorübungen der Beredsamkeit angeführet wissen: dadurch die Köpfe, Zungen und Federn vorbereitet, und geschickt gemachet werden, dereinst bey reifern Jahren, und wenn sie erst die Wissenschaften werden getrieben haben, eine völlige Redekunst zu lernen. Weil aber der gute Aphthon, ohne seine Schuld, als ein finsterer Schulfuchs, bey denen in Verachtung gekommen, die lieber den Vossius, oder Weisen, Hübnern oder Uhsen in Schulen tractiren, als sich nach der Fähigkeit der Jugend haben richten wollen: so will ich nur noch den Quintilian zum Zeugen nehmen.

Dieser große Meister verstund ohne Zweifel die Redekunst, und hatte sie selbst viele Jahre zu Rom gelehret, ehe er seine Institutiones schrieb. Er kannte die Fähigkeit der Knaben; er wußte, was Jünglinge, oder Männer, darinn lernen und leisten konnten. Und nach dieser Einsicht unterscheidet er sehr wohl, die Vorübungen der Jugend, von den eigentlichen Regeln der männlichen Redekunst. Diese letztern handelt er

exponenda aliis relinquimus; quæ vero scire, & in quibus exerceri necesse fuerit, antequam ad causas perveniamus, ea nunc tradere conabimur.

selbst, erwachsenen und reifern Lehrlingen zum Besten, in XII. Büchern ab. Von den erstern aber, dazu junge Leute, auch vor Erlernung der philosophischen und andern Wissenschaften, fähig sind, redet er wie im Vorbeygehen, im 4ten Hauptstücke des II. Buches. Ich will das vornehmste daraus anführen, damit man nicht glaube, ich hätte ihm fälschlich etwas beygeleget. Das ganze Capitel handelt von den vorläufigen Uebungen, oder Vorbereitungen eines künftigen Redners.

„Hier will ich also anfangen zu lehren, schreibt „er, was ich für die erste Beschäfftigung der Leh„rer der Redekunst halte; mit Verschiebung des„jenigen, welches NB. allein **die Redekunst** ge„nennet wird. Da dünket michs nun am be„quemsten zu seyn, mit solchen Dingen anzufangen, „dergleichen ein Knabe schon bey den Sprachleh„rern gelernet hat. Weil es aber drey Arten der „Erzählungen giebt, diejenige ungerechnet, die „wir in gerichtlichen Reden brauchen: nämlich „die Fabel *c. den Inhalt eines erdichteten, aber „wahr-

* Quintil. Lib. II. Cap. IV. Hinc jam, quas primas in docendo partes Rhetorum putem, tradere incipiam: dilata parumper illa, *quæ sola vulgo vocatur*, ARTE RHETORICA. Ac mihi opportunus maxime videtur ingressus ab eo, cujus aliquid simile apud Grammaticos puer didicerit, Et quia *Narrationum*, excepta, qua in caussis utimur, tres accipimus species; 1) *Fabulam*, - - 2) *Argumentum*, quod falsum, sed verosimile Comœdiæ fingunt; 3) *Historiam*, quæ est rei gestæ expositio

„wahrscheinlichen Lustspiels, und die Histore, die „in wirklichen Begebenheiten erscheint; = = so „muß auch ein Lehrer vom Erzählen, oder von der „Geschichte den Anfang machen. = = =

„Sodann muß man allmählich zu etwas hö„herm hinauf steigen; berühmte Männer loben, „boshafte tadeln, welches von vielfachem Nu„tzen ist 2c. Alsdann folget auch die Uebung in „Vergleichungen, wer besser oder schlimmer ist. „Die Lehrsprüche entstehen aus den gemeinen „Meynungen 2c. Die Sätze oder Fragen sind „von wunderbarer Fruchtbarkeit zur Uebung; „z. E. ob das Land= oder Stadtleben besser sey? „u. s. w. Mit dergleichen Stücken haben die „Alten sich in der Beredsamkeit geübet; doch so, „daß sie von den Vernunftlehrern die Art, Schluß„reden zu machen, angenommen haben 2c.„

Sind diese drey großen Wehrmänner nun zureichend, mich gegen den Vorwurf der Neuerung zu schützen: so wird hoffentlich mein ganzes Unternehmen und Vorhaben in diesem Werkchen auf einmal gerechtfertiget seyn. Was nämlich

sitio - - Apud Rhetorem initium sit *Historia*. - - Inde paulatim ad majora tendere incipiat; *laudare* claros viros, et vituperare improbos; quod non simplicis utilitatis opus est. - - - *Communes loci* ex mediis sunt judiciis. - - - *Theses* autem quæ sumuntur, ex rerum comparatione, ut: rusticane vita, an urbana potior? - - - miræ sunt ad exercitationem dicendi speciosæ ac uberes. - - - His fere veteres facultatem dicendi exercuerunt; assumta tamen a Dialecticis argumentandi ratione etc.

schon nach Theons, Aphthons und Quintilians Urtheile, die Alten, und zwar die berühmtesten Lehrer der Beredsamkeit gethan haben; das kann wohl unmöglich etwas Neues seyn. Es ist vielmehr einer bösen Neuerungssucht einiger Neuern des vorigen Jahrhunderts, sonderlich in Deutschland, zuzuschreiben: daß man eine so wohl gegründete Lehrart der Alten, die sich nach der Fähigkeit junger Leute richtete, so leicht fahren lassen, oder abgeschaffet hat. Die Vorübungen der Beredsamkeit aber zu vernachläßigen, und die Jünglinge gleich unmittelbar zur großen Redekunst zu führen: das heißt junge Vögel zum Fliegen anführen, ehe ihnen noch die Federn gewachsen sind. Man fodert von ihnen schwere Ausarbeitungen ganzer und langer Reden, ehe sie, so zu sagen, eine Periode recht machen gelernet; ehe sie eine Fabel geschickt erzählen, einen Lobspruch, oder Tadel, eine Vergleichung, oder eine Chrie machen können. Der gute Voßius, oder wer sonst seine Lehrbücher der Beredsamkeit den hohen Schulen zu gut geschrieben, muß sich in die Classen der niedrigen verdammen lassen: und da untersteht man sich, unwissende Köpfe diejenige Kunst zu lehren; die ein Cicero in der höchsten Reife seines Verstandes, bey aller seiner Gelehrsamkeit, kaum recht zu beschreiben, und auszuüben vermocht! Risum teneatis amici!

Was dieses Verfahren noch widersinnischer darstellet, das sind die bösen Folgen, die diese verkehrte Gewohnheit nach sich gezogen hat.

Fürs

Fürs erste ist die so edle und vortreffliche Rede=kunst, darinn sich nur die erhabensten Geister, und gelehrtesten Männer hervorthun können, da=durch in Verachtung gerathen. Hat man aber wohl unrecht gethan, so zu denken: „Das, was „Knaben ohne Wissenschaft, mit unreifem Ver=„stande, und ohne Belesenheit, schon auf den „Schulbänken treiben können; das kann ia un=„möglich etwas wichtiges, oder schweres seyn! „Man weis ja wohl, wie weit eine funfzehn oder „auch achtzehnjährige Fähigkeit eines Kopfes rei=„chet! eines Kopfes, dem gar keine, geschweige „denn eine tiefe und weitläuftige Gelehrsamkeit, „keine Erfahrung und Klugheit beywohnet! Die=„se aber treiben ja in ihren Classen die Redekunst; „lassen sich öffentlich hören, und erwerben sich „Lob. Welch ein spottleichtes Ding muß es „denn nicht um die Beredsamkeit seyn!„

In Wahrheit, wenn ich an das harte Ur=theil denke, welches Cato in Rom, wider die damaligen Schulen der Redekunst gefället, da er sie für Scholas impudentiæ gescholten; so kann ich mirs unmöglich anders einbilden: als, daß er von solchen Schulen geredet habe, wo man un=wissende Jünglinge, mit leerem Gehirne viel schwatzen gelehret; und ihnen dabey weis gema=chet: sie hätten nun die Beredsamkeit in ihrer Gewalt, und könnten reden, wovon sie wollten. Ob nicht auch bey uns, aus den vormaligen wei=sischen Schulen, solche verwägene Jünglinge in

gro=

großer Menge gekommen sind? mögen andre urtheilen. Ich besinne mich gewiß, alte Männer gekannt zu haben, die sich rühmeten: von ihm hätten sie die Kunst gelernet, kühnlich aufzutreten, und ohne große Vorbereitung, bey allen Vorfällen zu reden. Was sie aber geredet haben mögen, habe ich niemals erfahren können. Zu allem Glücke waren sie solche Leute nicht, die sich durch ihre Wohlredenheit einigen Ruhm erworben hatten.

Der zweyte Schaden ist der, daß solche verführte Jünglinge, durch die betrügliche Einbildung: sie hätten nunmehr die Redekunst schon auf Schulen begriffen; hernach wirklich gehindert worden, jemals wahre Redner zu werden. Nichts ist natürlicher, als so zu denken: „Was „ich schon kann, das darf ich nicht erst lernen! „Nun habe ich aber auf Schulen schon die Re„dekunst, nach dieses oder jenes berühmten Man„nes Grundsätzen gefasset, ja an Schuhen zer„rissen. Wozu soll mir also ein Collegium Ora„torium auf Universitäten? Ich kann ja die „Zeit zu andern Dingen besser anwenden, und „zur Noth etwa noch ein homileticum mitneh„men!„ So denken die eingebildeten Ciceronen, die schon auf Schulen reif geworden; aber wenn es hoch kömmt, die ganze Vortrefflichkeit ihres Tullius im schönen Lateine, und in der Phraseologie zu suchen pflegen. In dieser aber fühlen sie mehrentheils ihre Schwäche selbst: so gar, daß sie es auch auf Universitaten noch für

nöthig

nöthig halten, Heineccii Fundamenta Stili erklären zu hören; welche sie wohl gar, zum Schimpfe des in Schulen erhaltenen Unterrichtes, mit der Redekunst selbst, für einerley halten.

Daß wir also wenig wahre und große Redner in Deutschland bekommen haben, das trage ich gar kein Bedenken, daher zu leiten: daß man seit langer Zeit zu früh, und ohne Vorbereitung, auf allen unsern Trivialschulen schon, die Regeln der Redekunst selbst getrieben. Hätte man doch dafür die Jugend, durch gehörige Vorübungen geschickt und begierig gemachet, bey reiferm Verstande, und mehrerer Gelehrsamkeit, die Lehren der großen Beredsamkeit, von den Lehrern hoher Schulen zu hören; es würde ihnen gewiß viel besser gelungen seyn! Hier möchte es also wohl heißen, wie sonst von der Weisheit gesaget worden: Multi ad veram eloquentiam pervenissent, nisi se jam pervenisse putassent!

Diese Betrachtungen nun haben mich bewogen, auch an ein so nöthiges als nützliches Schulbuch die Hand zu legen: nachdem ich seit so vielen Jahren, die Regeln der großen Beredsamkeit, nach meiner ausführlichen Redekunst, gelehret habe. Man hat mir schon längst angelegen, einen Auszug derselben, zum Gebrauche der Schulen, zu machen. Alle, die dieses thaten, hatten darinnen Recht: daß meine Redekunst sich für die Schulen nicht schickete, und für Anfänger zu schwer sey. Sie ist freylich für erwachsene Leute geschrieben; und fodert solche Zuhörer,

hörer, die schon mit den philosophischen, historischen und andern höhern Wissenschaften bekannt sind, und keine leeren Köpfe in den Hörsaal bringen. Darinn aber hatten sie unrecht, daß sie glaubeten: es sey mit einem kurzen Auszuge daraus geschehen, wenn man ein Schulbuch daraus machen wolle. Dergleichen Auszüge nämlich haben ja schon viele gemachet, und haben es dennoch damit nicht getroffen: warum? weil es der lieben Schuljugend immer viel zu schwer bleiben wird, und muß, ganze Reden zu machen; das ist, zu erfinden, anzuordnen, auszuarbeiten und wirklich zu halten. *)

Ich sah also keinen andern Rath, als daß ich den Weg wiederum einschlagen mußte, den uns die alten Lehrer der Beredsamkeit schon mit so vieler Einsicht gewiesen hatten. Ich entschloß mich, nach dem Beyspiele Theons und Aphthons, Vorübungen der Beredsamkeit zu schreiben: und dadurch die Jugend, auf den obersten Classen der Gymnasien und Schulen, durch nützliche Uebungen ihres Witzes, und ihrer Feder vorzubereiten; daß sie dereinst auf hohen Schulen, geschickte Zuhörer der wahren Redekunst abgeben könnten.

Nur in dreyen Stücken bin ich von meinen Vorgängern, dem Theon und Aphthonius abgegan-

* Man frage doch nur gelehrte und vernünftige Männer, was sie in Schulen für Reden gemachet? wie sauer es ihnen dabey geworden? Ob sie selbst, oder ihre Lehrer mehr

gegangen. Ich habe erstlich vor die besondern Vorübungen, davon sie gehandelt, allgemeine Regeln von der guten und bösen Schreibart gesetzet: damit sie wüßten, was Perioden, Tropen und Figuren wären; und die Fehler der Schreibart gewissermaßen kennen, und vermeiden lerneten. Dieß sind, so zu reden, die rechten fundamenta stili, die sich besser auf die Schulen, als auf Universitäten schicken. Daher habe ich sie auch in meiner großen Redekunst nicht zum Hauptwerke gemachet; sondern nur als ein Nebenwerk, bey der Abhandlung von der Ausarbeitung, mit eingeschaltet: weil es doch bisher so vielen, die aus Schulen kommen, an dieser Kenntniß noch zu fehlen pflegt.

Zweytens habe ich auch nicht in allen Stücken die Ordnung der Progymnasmatum, oder Vorübungen beybehalten, die von den Alten beliebet worden. Um jungen Leuten die Arbeit zu versüßen, habe ich, soviel möglich, die leichtern zuerst, und die schwerern hernach vorgenommen. Daher ist die Abhandlung von den Chrieen, die schon so künstlich sind, nicht gleich von vorne, sondern gegen das Ende gesetzet worden.

Endlich habe ich drittens, am Ende noch eine kleine Anleitung zum Briefschreiben mit beygefüget. Diese kann in Schulen gar wohl getrieben werden, so

mehr Antheil daran gehabt? Und wie sie endlich gerathen sind? Ich habe von mehr als einem mit lachen erwiedern hören, daß es sehr elend damit ausgesehen, und daß sie sich des allen schämeten.

so sehr sie vieleicht vernachläßiget wird. Ich habe mich aber in der Kürze, die mir vorgeschrieben war, nicht auf alle Arten der Geschäfftschreiben, oder sogenannten sorgfältigen Briefe einlassen können. Kluge Lehrer werden aber, nach Erfodern der Umstände, leicht dergleichen beyzufügen wissen.

Auf diese gelehrten und geschickten Männer nun verlasse ich mich, auch in Ansehung der Lehrart, womit sie diese Vorübungen erklären, und veranstalten werden. Sie wissen die Regeln schon, die ihnen ein Quintilian, ein Theon, ein Rollin vorgeschrieben haben; und diesen großen Männern werden sie lieber, als mir folgen. Diese preisen sonderlich die Gelindigkeit und Nachsicht im Verbessern der Ausarbeitungen an: damit man junge Leute nicht abschrecke; sondern destomehr anreize. Diese darf ich ihnen also nicht erst von neuem empfehlen; und kann mich darinn, wie in allen andern Stücken, auf ihre geprüfte Klugheit und Erfahrung verlassen.

In kurzem erwarte der geneigte Leser, auch Vorübungen der lateinischen und deutschen Dichtkunst *), zum Gebrauche der Gymnasien und andern Schulen, und bleibe meinen Bemühungen ferner gewogen.

Geschrieben zu Leipzig,
den 12ten des Aerntemonds
1754.

Joh. Christoph Gottsched.

Erinne=

* Diese sind nun längst heraus, und schon von neuem wieder aufgeleget worden.

Erinnerung
wegen der zweyten Auflage.

Ich habe Ursache, mit der guten Aufnahme, dieser meiner wohlgemeynten Arbeit, vollkommen zufrieden zu seyn. Die gelehrtesten und geschicktesten Schullehrer unsers Vaterlandes haben dieß kleine Werkchen für ihre Untergebene so brauchbar und bequem gefunden, daß sie es fast überall eingeführet: und dergestalt ist die erste Auflage desselben innerhalb Jahresfrist, völlig abgegangen. Da nun noch bey weitem nicht alle, die es allmählich kennen gelernet, damit versorget werden können: so hat man unverzüglich zu dieser neuen Ausgabe Anstalt gemachet; um so viele als möglich ist, damit bedienen zu können. Ich habe also dieselbe nochmals übersehen: und an verschiedenen Stellen, wo ich etwas zu bessern gefunden, wird man es deutlich wahrnehmen. Doch ist freylich nichts hauptsächliches geändert worden, und man wird diese Ausgabe ohne Anstoß neben der ersten brauchen können: ohne daß einmal die Zahl der Seiten anders, als in der vorigen befunden werden sollte.

Wie ich mich also denen gelehrten und wackern Männern, die meine Absicht und Bemühung mit ihrem Beyfalle beehret, sehr verbunden erkenne: also kann ich es mit Gelassenheit ansehen, daß ein einziger unter ihnen mich seinen Zorn und Unwil-

len dafür empfinden lassen. Ich will den lieben Mann, der sonst auch gelehrt, und ansehnlich ist, nicht durch Benennung seines Namens beschimpfen, vielweniger seinen Glückwunschbogen, darinn er mich angezapfet hat, namhaft machen. Er ist böse auf mich geworden 1) weil ich gesaget, daß seine Redekunst ein Auszug aus meiner sey. Wie würde es ihm aber gefallen haben, wenn ich gesaget hätte: daß er das Beste so darinn ist, ohne Benennung meines Namens, von Wort zu Wort abgeschrieben hätte? Er weis wohl, wie man unter den Gelehrten diese Freundschaftsbezeugung nennet. Dafür aber, daß ich so höflich gewesen, und das Kind nicht bey seinem Namen genennet; fährt er mich öffentlich so grob an, als ob ich seine ganze Ehre niedergeschlagen hätte.

2) Ist er darüber böse, daß ich gesaget: Einige Schullehrer trieben gar zu zeitig akademische Studien auf Schulen; versäumeten aber darüber die Sprachen. Denn daß ich von Gymnasien, die es wirklich sind, und sich nicht nur aus Stolze so nennen, nicht geredet, erweisen meine Worte ganz klärlich. Und die Erfahrung auf Universitäten lehret es uns täglich, wie schwach die meisten Jünglinge in dem Latein und Griechischen daselbst ankommen; und wie sehr sie sich vor Collegiis disputatoriis hüten, wo man Latein reden soll. Daß aber auch andre gelehrte Männer diese Klagen führen, kann der Herr Rector, mein werther Gegner, auch aus den göttingischen gel. Zeitungen, an mehr als einem Orte, sonderlich da, ersehen, wo von meinen Vorübungen Nach-

richt

richt gegeben wird. Dieß Zeugniß nun, wird ihm verhoffentlich desto unparteyischer vorkommen: je weniger es das Ansehen hat, daß man mir damit eine Schmäucheley habe machen wollen.

Ich habe auch niemals die Geschicklichkeit sehr vieler rechtschaffener Schulmänner, auch auf hohen Schulen die Philosophie und freyen Künste zu lehren, in Zweifel gezogen. Ich kenne selbst sehr viele, die wirklich auf hohen Schulen mit Beyfalle gelesen, ehe sie an Schulen befördert worden: und diese würden mit dem größten Ruhme Professoren haben abgeben können, wenn sie nicht jene Lehrämter angenommen hätten. Es ist nur die Frage: ob die Schuljugend in solchen frühen Jahren, schon geschickt sey, die männlichen Arten der Studien mit Nutzen zu hören, ehe sie einen reifern Verstand bekommen, und den nöthigen Grund in Sprachen geleget hat? Dieses nun habe ich von der wahren männlichen Beredsamkeit geläugnet: und die größten Männer für meine Meynung angeführet. Wahrhaftig! Quintilian, Theon und Aphthonius, werdens verhoffentlich eben so gut verstanden haben, als mein Gegner.

Allein da ich von der Redekunst rede: so fällt er auf die Philosophie; um nur Gelegenheit vom Zaune zu brechen, auf die meinige zu schmählen. Gewiß, wenn er damit eine Probe ablegen will, wie geschickt er, als ein Schulmann, die Logik zu lehren wisse: so zeiget er ein schlechtes Muster der Disputirkunst. Auf dem Fischmarkte hat eine solche Widerlegungsart statt, daß man das hundertste ins tausendste menget; und einander alles

was

was verhaßt seyn kann, ohne Sitten und Vernunft zu beobachten, vorwirft. Die Logik habe ich indessen, den obersten Classen der Schulen niemals streitig gemachet; ja selbst in diesen Vorübungen ausdrücklich vorausgesetzet, daß man schon einen Vernunftschluß daraus machen gelernet. Will er aber Eachards Klagen über die Verderbniß der Schulen, so annehmen; daß man lauter Real- und keine Verbalgelehrsamkeit in Schulen treiben müsse: so wird ers gewiß bey allen redlichen Schulmännern zu verantworten haben; und der Republik wohl viel eingebildete unzeitige Polyhistores ziehen, aber keine gute Studenten auf Akademien schicken.

Soviel sey von der Sache selbst genug. Denn auf sein eingemengtes niederträchtiges Gezänk von andern Dingen, darf ich mich nicht einlassen. Hat ihn der Verfasser des Neol. Wörterbuches beleidiget: so mache ers mit ihm aus! Alle Verständige wissen, daß es mich nichts angeht. Und wie folget das: die Vertheidiger dieses Wörterbuches haben mich gelobet: Ergo habe ich es gemachet? Fürwahr! eine vortreffliche Logik *)! Lebe wohl, geneigter Leser, und erwarte ehestens die Vorübungen der Dichtkunst. Geschrieben zu Leipzig, den 18ten des Christmonds, 1755.

* Das beste Zeugniß meiner guten Sache ist diese neue dritte Ausgabe, dieses Büchleins; die den Liebhabern zu willfahren, nöthig gewesen. Man saget davon weiter nichts, und läßt die Sache selbst reden: Rumpantur ut ilia Codro! 1763. G.

Vorübungen
der
Beredsamkeit.

HOR. Lib. I. Ep. 5.

Quid voveat dulci nutricula majus alumno,
Quam sapere, et FARI ut possit, quæ sentiat?

Vorübungen
der
Beredsamkeit.

I. Abschnitt.
Allgemeine Vorübungen.
Von der Schreibart überhaupt.

Vorerinnerung.

1. §.

Wer dereinst ein Redner werden, oder sonst in der Welt sein Glück durch die Feder machen will, der muß sich bey Zeiten eine gute Schreibart angewöhnen. Man kann aber dieselbe nicht in seine Gewalt bekommen, wenn man die Regeln derselben nicht weis. Und diese wollen wir hier kurz zusammen fassen.

2. §. Eine jede Schrift, oder Rede, besteht aus Sätzen, oder Perioden; diese aber aus Worten und Re-

Redensarten. Will man sich also eine gute Schreibart zuwege bringen: so muß man vom kleinen zum großen fortschreiten; das ist, erst die Worte, sodann die Redensarten, ferner die Perioden, und endlich die Schreibart selbst genau kennen lernen.

3. §. Ueberdem haben die Worte und Redensarten zuweilen gewisse Schönheiten, die man verblümte Ausdrückungen nennet. Die Sätze und Perioden aber haben auch ihre Zierathe, die man Figuren heißt. Beyde muß ein Anfänger auch kennen, und zu rechter Zeit machen lernen.

4. §. Wir haben also in diesem allgemeinen Theile der Vorübungen eigentlich sechs Capitel abzuhandeln.

1. Von den Wörtern.
2. Von Redensarten.
3. Von verblümten Ausdrückungen.
4. Von Perioden.
5. Von Figuren.
6. Von der Schreibart.

I. Hauptstück.

Von den Wörtern.

1. §.

Ein Wort ist ein Zeichen dessen, was wir denken; und zwar ein solches Zeichen, welches sich mit dem Munde aussprechen, und mit Buchstaben schreiben läßt.

2. §. Es giebt im Lateinischen acht, im Griechischen und Deutschen aber neunerley solche Wörter. 1) **Geschlechtswörter**, 2) **Nennwörter**, 3) **Fürwörter**, 4) **Zeitwörter**, 5) **Nebenwörter**,

6) Mit-

6) Mittelwörter, 7) Vorwörter, 8) Bindewörter, und 9) Zwischenwörter. Die Erklärungen davon sieh in dem Kerne meiner Sprachkunst.

3. §. Alle diese Wörter muß ein künftiger Redner und Schriftsteller zuförderst nach der Vorschrift der Sprachlehre, recht und richtig auszusprechen, zu schreiben, zu brauchen und zu verbinden wissen. Thut er solches nicht überall, so begeht er Sprachschnitzer.

4. §. Diese sind im Deutschen noch schimpflicher, als im Lateine: weil wir billig unsre Muttersprache noch besser können sollen, als fremde Sprachen. Daher müssen junge Leute nothwendig auch eine deutsche Grammatik lernen.

5. §. Sonst sind die Wörter 1) entweder veraltete, oder 2) gewöhnliche und gangbare, oder 3) neugebackene Wörter.

6. §. Veraltete Wörter sind solche, die nur in alten Büchern stehen; aber itzo kaum mehr verstanden, viel weniger gebrauchet werden.

Z. E. ein Farr, für Rind; endelich, für geschwind, raunen, für ins Ohr sagen u. d. m.

7. §. Solche Wörter nun darf ein guter Redner und Briefsteller nicht brauchen: denn man versteht sie nicht mehr. Unter Gelehrten aber, die sie noch verstehen, kann man sie zwar; doch nur zum Scherze brauchen.

8. §. Gewöhnliche Wörter sind, die man überall versteht, und entweder im täglichen Umgange, oder doch in Schriften brauchet. Diese Wörter kann zwar ein jeder brauchen; aber mit einer klugen Wahl; weil sie nicht alle gleich gut sind.

9. §. Neugebackene Wörter sind diejenigen, die von Neulingen, denen der Reichthum unsrer Sprache unbekannt ist, ohne Noth und aus einem unzeitigen Kützel gemachet werden; um sich damit sehen zu lassen, oder nur etwas besonders zu haben.

10. §. Wörter dieser Art kann ein guter Redner nicht brauchen; denn sie sind theils unverständlich, theils ungeschickt, theils gar lächerlich. Quintilian saget: Omne insolens verbum cane pejus et angue fugiendum esse.

Z. E. So heckten vormals die Zesianer allerley Misgeburten aus. Z. E. ein Zeitpuffer, für Pistol; eine Dachnase für Feuermauer, eine Beinscheide, für Stiefel, der Erzeuger für Vater, die Säuge für Mutter, ein Jungfernzwinger für Kloster, u. d. m. Und was haben nicht einige neuere Witzlinge bis auf diese Stunde, für Ungeziefer ausgehecket?

11. §. Ist es nun gleich in gelehrten Sachen, und in Wissenschaften, denen, die sie rein deutsch vortragen wollen, erlaubet, einige neue Kunstwörter zu bilden: so darf sich doch kein Redner derselben bedienen: weil der größte Theil seiner Zuhörer sie nicht versteht.

12. §. Ferner sind die gewöhnlichen Wörter entweder allgemein bekannte, oder Provinzialwörter, oder gar ausländische Wörter.

13. §. Allgemeine deutsche Wörter sind solche, die man überall, wo deutsch gesprochen wird, versteht; als Kopf, Auge, Hand, Fuß, gehen, stehen, sitzen u. d. m. Und diese machen eigentlich die rechte hochdeutsche Sprache aus, der sich ein guter Redner und Schriftsteller bedienen kann und soll

14. §.

14. §. Provinzialwörter sind, die nur in gewissen Landschaften oder kleinen Gegenden von Deutschland gewöhnlich sind; anderwärts aber nicht verstanden werden. Sie sind gleichsam die Landmünze zu nennen.

Z. E. Die Franken sagen: die Nase schmecket, für riecht; die Bayern nennen ein Federmesser ein Brief-tràllerl; der Oesterreicher heißt einen Schrank, einen Kasten, der Nürnberger einen Schrein, der Meißner eine Köthe, der Niedersachse ein Spind.

15. §. Alle solche besondre Wörter soll nun ein Redner nicht brauchen. Denn weil er Zuhörer aus allerley Ländern haben kann; so läuft er Gefahr, daß er entweder nicht verstanden, oder gar ausgelachet wird.

Z. E. Wenn der Frank von dem Geschmacke eines Misthaufens redete; oder einen Blumenstrauß ein Schmeckerle nennet.

16. §. Ausländische Wörter sind entweder aus den alten und gelehrten, oder aus neuern Sprachen entlehnet.

17. §. Von jenen sind einige längst eingeführet. Und diese muß man allerdings beybehalten, weil sie längst das Bürgerrecht erhalten haben, und überall verstanden werden.

Als Apostel, Epistel, Patriarch, Kloster, Kanzel, Kammer, ja vieleicht auch Vater, Mutter, Tochter, Bruder, Nase, Arm, Ohr, Fuß, u. d. m.

18. §. Ein anders ist es mit denen, die nur von einigen Deutschverderbern, ohne Noth gebrauchet worden; wenn sie nur haben gelehrt thun wollen, oder die rechten Wörter nicht gewußt haben. Und von dieser Art von Wörtern pflegt die juristische Schreibart ohne Noth zu strotzen.

Z. E. Exerciten, für üben; copiren, für abschreiben; imitiren, für nachahmen; proponiren, excitiren, Objection, Oration, Exordium, Conclusion, u. d. m. für vortragen, aufmuntern, Einwurf, Rede, Eingang und Beschluß.

19. §. Die neuern Sprachen haben auch schon in alten Zeiten, der deutschen einige Wörter abgegeben *. Aber überall, wo wir selbst Wörter genug haben, muß man die fremden nicht brauchen **.

* Z. E. Accise, Compliment, Patroll, Patron, Perrücke, Post, u. d. m. Diese kann man also brauchen; sonderlich, wenn es uns an gleichgültigen fehlet.

** Z. E. für Canonen, Capitain, Cavallerie, Infanterie, Musquetier, u. d. m. haben wir Reiterey, Fußvolk, Geschütz, Hauptmann, Fußknecht. S. meine größere Sprachkunst, a. d. 195. u. f. S. der III. Ausgabe.

20. §. Ferner sind die Wörter entweder ehrbar oder unehrbar. Die ersten sind solche, die unter wohlgesitteten und tugendhaften Leuten gebräuchlich sind: und diese darf zwar ein Redner, aber auch nur in der rechten unsträflichen Bedeutung brauchen; wenn sie ja zweydeutig wären.

21. §. Die unehrbaren Wörter aber sind die, welche entweder etwas lasterhaftes, oder etwas unsauberes, und schmutziges bedeuten. Ein Redner muß sich nämlich als einen Freund der Tugend und Ehrbarkeit zeigen; und wenn er etwas schmutziges nennen muß, es umschreiben, oder um Vergebung bitten.

22. §. Weiter, sind gewisse Wörter unter vornehmen und wohlerzogenen Leuten im Schwange: andre aber gelten nur unter dem Pöbel. Jene nen-

net man höfliche, diese aber grobe und pöbelhafte Wörter.

23. §. Der ersten, oder höflichen Wörter bedienet man sich gern: der groben enthält sich ein jeder mit Fleiß. Denn man hütet sich sorgfältig, damit seine Sprache nicht vornehmen Leuten anstößig und ekelhaft, schlechten Leuten aber verächtlich werde.

24. §. Mit gewissen Wörtern sind solche possirliche Bedeutungen verbunden, daß man sie ohne Lachen nicht hören kann. Andere hergegen sind von ernsthafter Bedeutung. Diese, und nicht die ersten muß ein guter Redner und Schriftsteller brauchen; damit er nicht selbst zum Gelächter werde.

Vom Wohlklange der Wörter.

25. §. Die Wörter pflegen auch in wohl- und übelklingende Wörter abgetheilet zu werden. Wohlklingend sind diejenigen, welche bey guten und abwechselnden Selbstlautern, weder zu viel, noch zu harte Mitlauter haben.

26. §. Von den Selbstlautern klingen a, e und o am besten, hingegen das i zu zart, das u aber zu dumpfigt. Eine Rede klingt also gut, wo jene häufig sind und abwechseln, diese aber selten vorkommen. Einerley Selbstlaute, lange hintereinander wiederholet, sind unangenehm.

27. §. Von Mitlautern klingen diejenigen am lieblichsten, die mit der Zunge und den Lippen ausgesprochen werden. Die ersten sind, d, d, l, n, r und t. Die letzten aber, b, f, m, p, v und w. Diese müssen also in einer angenehmen Rede am häufigsten vorkommen.

28. §. Mitlauter hingegen, die mit der Gurgel und mit den Zähnen gebildet werden, klingen härter und rauher. Jene sind c vor a und o, g, h, k, und q. Diese hingegen, das c vor e und i, s, sch, ß, x und z auch tz. Diese muß man also nur selten brauchen: es wäre denn, daß man rauschende, gräßliche oder fürchterliche Dinge beschreiben wollte.

29. §. Die Wörter unsrer Muttersprache drücken insgemein die Natur verschiedener Dinge sehr gut aus.

Z. E. sanft; die Liebe, ein sanfter gelinder Wind; ein lieblicher anmuthiger Sonnenschein: das rieselnde Säuseln der Wellen; rauh; Groll, Zorn; ein starker brausender Sturm; ein grausamer schmetternder Donnerschlag; das schreckliche Brausen der Wasserwogen.

30. §. Wenn also ein Redner von lieblichen Dingen spricht; so muß er, so viel möglich, angenehm klingende Wörter aussuchen *. Will er aber von fürchterlichen Sachen reden, so muß er sich harter und widerlicher Ausdrücke bedienen **.

* Z. E. Das Singen der Vögel.

** Das Schmettern der Kartaunen. Das Rasen des Kriegsgottes Mars.

Von gleichgültigen Wörtern und Beywörtern.

31. §. Man glaubet insgemein, daß die Sprachen viel gleichgültige Wörter haben; und räth, theils die besten davon zu wählen, theils mehreres Nachdruckes halber, etliche gleich hinter einander zu brauchen.

Z. E. gehen, laufen und rennen; sehen, anblicken, gucken; und schauen; hören und horchen, oder lauschen, u. d. m.

32. §. Allein, man irret sich: denn alle diese, und unzähliche andre vermeynte gleichgültige Wörter bedeuten nicht völlig einerley. Eins hat immer eine gewisse Nebenbedeutung, die das andre nicht hat: daher läßt sich keins in allen Fällen, an die Stelle des andern setzen.

33. §. Wer also gut will reden und schreiben lernen, der muß unter allen diesen gleichgültig scheinenden Wörtern, die besten auszusuchen, und am gehörigen Orte zu brauchen wissen *.

* Z. E. so wenig gehen und tanzen, schreiben und zeichnen einerley ist; eben so wenig ist sprechen und reden einerley.

34. §. Man übe sich also fleißig, eines jeden Wortes eigene Bedeutung und Nebenbedeutung einzusehen, oder die Kraft der Wörter genau zu unterscheiden*: damit man nicht ungeschickter Weise eins fürs andre nehme, und also unverständlich werde.

* Z. E. Kind, Knabe, Jüngling, Junker, Junggesell; imgleichen Jungfrau, Fräulein, Jungefrau, Ehefrau, Frau, Gebietherinn, Beherrscherinn ꝛc. sind alle etwas anders.

35. §. Wenn nun Wörter eine verwandte Bedeutung haben, und es sich schicket, zwey oder drey davon neben einander zu setzen: so muß man von dem schwächsten anfangen, und mit dem stärkesten aufhören.

Z. E. Herr, höre auf mein Wort, merke auf meine Rede! Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Veste verkündiget deiner Hände Werk.

36. §. Ohne Noth aber muß man die sogenannten gleichgültigen Wörter nicht häufen; wo man nicht ekelhaft reden, oder schreiben will.

Z. E.

Z. E. Ich ersuche und bitte dich, mich zu besuchen, und zu mir zu kommen, mit mir zu sprechen, und zu reden: das ist kindisch.

37. §. Beywörter sind solche, die zu den Hauptwörtern gesetzet werden, die Eigenschaften oder Beschaffenheiten der Dinge anzudeuten. Z. E. der blaue Himmel, die helle Sonne, der wandelbare Mond, der sterbliche Mensch, u. d. m.

38. §. Wenn es also nöthig ist, den Zuhörer oder Leser auf besondre Eigenschaften oder Beschaffenheiten der Dinge zu führen, so muß man bequeme Beywörter brauchen. Z. E. Die ordentliche Bewegung der himmlischen Körper, führet uns auf ein weises Wesen, welches alles geordnet hat.

39. §. Hergegen würde es lächerlich seyn, solche Beywörter zu brauchen, die zum Verstande unsrer Gedanken gar nicht nöthig sind *.

* Z. E. Die runde Sonne stund schon an dem blauen Himmel, als sich der zweyfüßige Wandersmann auf sein haarigtes Pferd schwang. Solche Beywörter sind abgeschmackt.

40. §. Daher ist die Regel einiger vormaligen Redekünste falsch, wenn sie jungen Leuten vorschrieben: Setze zu jedem Hauptworte ein Beywort. Denn bisweilen darf man in vielen Sätzen nach einander keins brauchen *.

* Z. E. Im Anfange schuff Gott Himmel und Erde. u. s. w. Dieser Satz würde ganz kalt und matt werden, wenn man, obiger Regel nach, überall Beywörter setzen wollte.

41. §. Indessen kann es Fälle geben, wo man eines mehrern Nachdruckes wegen, auch solche Beywörter bey-

beyfügen kann, die sich billig schon selbst verstehen *.

* Z. E. Der unendliche Gott sieht uns schwache Menschen als seine lieben Kinder an. Hier hätten sie auch wegbleiben können; aber des Nachdruckes und der Deutlichkeit wegen, sind sie gut.

Was der Reichthum in Worten ist?

42. §. Viele Redekünste handeln von der copia verborum, wozu man die Jugend anführen soll. Haben sie unrecht, oder nicht?

43. §. Wir wissen, daß Wörter Zeichen der Gedanken sind. Wer also viel Gedanken hat, der wird auch Worte wissen, womit er sie ausdrücken soll; und zwar eben so viele, als zu den Gedanken gehören. Hat er diese, so ist er reich genug an Worten.

44. §. Hat aber ein Knabe noch keine, oder wenige Gedanken; so sind ihm die Wörter nichts nütze. Denn er weis entweder gar nicht, was sie bedeuten, oder doch nicht recht; also brauchet er sie falsch, und saget damit nicht das, was er sagen will, oder soll.

45. §. Zudem giebt es keine ganz gleichgültige Wörter (38. 39. §.). Folglich sind Wörter, ohne Gedanken und Sachen, nur ein bloßes Geplapper, welches nichts tauget.

46. §. Will man also jungen Leuten einen Ueberfluß an Wörtern beybringen; so lasse man sie viel Historien, Fabelbücher, auch moralische und poetische Schriften in ihrer Muttersprache lesen: so werden sie zugleich viel Sachen und Wörter lernen; d. i. einen Reichthum an Gedanken und Worten bekommen.

47. §. Es ist daher nichts nütze, wenn man Knaben die einzelnen Wörter aus Wörterbüchern, oder andern solchen Registern von Wörtern, außer dem Zusammenhange, lernen läßt. Denn ihre Verbindung mit ganzen Sätzen, zeiget erst ihre rechte Bedeutung.

II. Hauptstück.
Von den Redensarten, (Phrasibus).

1. §.

Eine Redensart, ist eine Verbindung verschiedener Wörter, um eine gewisse Sache, Veränderung oder Verrichtung anzudeuten.

Z. E. Ein fleißiges Bücherlesen, ein löbliches Unternehmen; sich wohl in acht nehmen, u. d. gl. m.

2. §. Man sieht aus diesen Beyspielen, daß einige Redensarten nur aus Haupt- und Beywörtern, andre aber auch aus Zeitwörtern bestehen; und also auch ein Thun, oder Leiden bedeuten. In beyden aber müssen die Theile, nach der Art jeder Sprache, zusammen gesetzet seyn.

3. §. Gleichwohl gehen verschiedene Redensarten unter dem Pöbel im Schwange, die wider die Sprache laufen.

Z. E. Bey einer Haare: da man doch saget, das Haar; und es also, bey einem Haare, heißen sollte. Imgleichen, ich habs in Willens; da es doch heißen sollte, ich bin Willens; u. d. m.

4. §. Dergleichen Fehler vermeiden zu lernen, muß man 1) fleißig die Sprachkunst lesen; 2) die Aehnlichkeit der Redensarten in guten Schriftstellern

lern beobachten; 3) sich mehr nach der Gewohnheit der Gelehrten und Vornehmen, als nach dem Pöbel, richten.

5. §. In manchen Landschaften gehen gewisse Redensarten im Schwange, die anderwärts nicht verstanden werden; oder doch etwas ganz anders bedeuten.

Z. E. Ein Schlesier saget: heimlich Wetter, wenn er schönes heitres Wetter meynt; imgleichen, er hats bey ihm aus, für, er hat seine Gunst verscherzet; oder, der Hut steht ihm schlimm, d. i. schief. Ein Niedersachs saget: ich bin bange, wenn er sagen soll, mir ist bange, u. d. m.

6. §. Auch hierbey muß man sich aller Redensarten enthalten, die in andern deutschen Landschaften nicht üblich sind: oder nicht verstanden werden. Selbst ein Meißner muß nichts sagen, was ein Lausitzer, Anhälter, Thüringer, Frank oder Vogtländer nicht versteht.

7. §. Hernach bemerket man, daß jede Sprache ihre eigene Redensarten hat, die sich in einer andern nicht eben so ausdrücken lassen.

Z. E. Omnem movere lapidem, kann man nicht geben: allen Stein bewegen; und, sich sehr unnütz machen; will nicht heißen: se valde inutilem facere.

8. §. Daraus fließt die Regel: Man brauche in einer Sprache keine Redensarten ausländischer oder alter Sprachen: wofern man nicht ausgelachet werden will.

Z. E. Ein Franzos saget: promener ses yeux sur les champs: il est du metier; un homme de Condition u. d. m. Aber ein Deutscher kann nicht sagen: seine Augen über Feld spazieren lassen; Er ist vom Handwerke; Ein Mensch vom Stande, u. s. w.

9. §. Man lasse also junge Leute nicht Schriften schlechter Uebersetzer lesen, davon es itzo überall wimmelt: so wenig, als im Lateine die Epistolas obscurorum virorum, die mit lateinischen Worten deutsch reden.

10. §. Da nun die deutsche Sprache, sowohl, als jede andre, ihre besondern Kernredensarten hat, die ihr eigenthümlich sind; und die sich nicht von Wort zu Wort lateinisch oder französisch geben lassen: so muß man jungen Leuten zeigen, daß hierinn eigentlich die Stärke des Deutschen bestehe: eben so wie das rechte Latein, in den Idiotismis der alten Römer des besten Jahrhunderts besteht.

S. bey meiner Sprachkunst, das Verzeichniß solcher Kernreden; dergleichen es aber noch viel mehrere giebt.

11. §. Man muß sich nur hüten, daß man sich nicht entweder besondrer Landschaften, oder besondrer Schriftsteller unbekannte und seltsame Redensarten angewöhne: zu welchen die Jugend, als zu dulcibus vitiis, sehr geneigt ist.

Z. E. Dem Livius hat Asinius Pollio eine Patavinität vorgerücket, weil er aus Padua war. Persius rücket es den Vätern seiner Zeit vor, daß sie ihren Kindern den Accius und Pacuvius einbläueten, und ihnen dadurch hernach die Schreibart verderbten. Eben so äffen bey uns viel unbedachtsame Jünglinge die schweizerischen, oder andere neugebackene schwülstige Redensarten nach. Z. E. Sie malen, schildern, zeichnen, bilden, entschatten, entzifern alles. Sie haben lauter verewigte, verklärte, umstirnte, verhimmelte Grillen im Kopfe, u. d. gl.

12. §. Hier meide man fleißig die widerlichen Verbindungen der Wörter. Denn es ist nicht genug,

gute Wörter zu brauchen, man muß sie auch ihrer Natur und der Gewohnheit nach, verknüpfen. Ist das nicht, so werden die Redensarten dennoch undeutsch.

* Nur Stümper suchen sich, durch solche seltsame Verbindungen, in den Credit zu setzen, als ob sie mehr und besser dächten, als andre: da doch ihre vermeynte und vorgebliche Gedanken nur in Sprachschnitzern bestehen. Denn wenn man die verkehrten Redensarten in die rechte Ordnung bringt, so ist es insgemein die bekannteste Sache von der Welt.

13. §. Sonderlich meide man auch die hochtrabenden Redensarten, die man meteora orationis, auf deutsch, Sternschnuppen, nennen möchte: weil sie nur glänzen; und ob sie wohl wie Sterne schimmern, doch nichts sind, als ein glänzender Dampf, der augenblicklich verschwindet.

Werenfels hat davon eine schöne Abhandlung geschrieben, die in der deutschen Gesellschaft zu Leipzig eigenen Schriften deutsch übersetzet ist. Heute zu Tage verfallen viele auf solche gleißende Zierrathe, womit sie ihre Armuth in Gedanken verrathen: so wie einer, der tombackene Tressen für goldne tragen wollte. Z. E. Sie reden immer von Aeonen, Myriaden, Mäandern, Labyrinthen, Cerasten, Hyänen, Sphären, Seraphen, Cheruben; und mengen allerley ätherische, olympische, mitzraimische, und andre ausländische Wörter ein, die der gemeine Leser, und oft der Schriftsteller selbst nicht versteht, bloß um Unwissenden ein Blendwerk zu machen.

14. §. Da es aber auch niedrige Redensarten giebt, die nur unter dem Pöbel im Schwange gehen: so meide man auch diese, wenn sie gleich kerndeutsch seyn möchten. Denn ein guter Redner muß sich selbst nicht in Verachtung bringen; sondern sich

auch in seinen Ausdrückungen allemal zu den Vornehmen halten.

Z. E. Einem die Kolbe lausen, oder den Schädel waschen, einen mit der Thüre vor den Hintern schlagen, oder jemanden die Nase wischen, u. d. m. Das sind lauter pöbelhafte Ausdrücke, derer sich wohlerzogene Leute schämen.

15. §. In einer feinen Sprache muß man sich also der ganz gemeinen Sprüchwörter auch enthalten: denn sie haben in dem Munde des Pöbels gleichsam schon etwas gemeines und niederträchtiges angenommen. Muß man sie aber ja brauchen; so sage man sie mit andern Worten.

Z. E. Treue Hand, geht durchs ganze Land; ist ein Sprüchwort, das zwar nicht verächtlich ist; aber doch des Reimes wegen in ungebundener Rede umschrieben werden muß: etwa so; ein treuer Mensch kömmt überall fort, oder ist allenthalben beliebt, u. d. gl.

16. §. Auch große Männer bedienen sich oft unrichtiger Redensarten: die zwar von blinden Bewunderern fleißiger, als das Gute und Richtige von ihnen nachgeahmet werden; aber darum weder schön noch richtig werden.

So hatte Sallustius sich einmal des Ausdruckes bedienet: Exercitum argento fecit. Sogleich kam ein Affe, der sich darein verliebte, und es alle Augenblicke brauchte; aber dadurch lächerlich ward. Das, war nun eben so lächerlich, als daß Alexanders Hofleute sich alle schief und pucklich stelleten; weil ihr König eine hohe Schulter hatte.

17. §. Noch eine Warnung muß ich wegen der participialischen Redensarten geben; die einige Neulinge itzo mit Gewalt aufbringen wollen. Sie schicken sich nämlich zur deutschen Sprache gar nicht;

wenn

wenn sie gar zu abgebrochen sind, und viel Wörter verbeißen.

Nur diejenigen sind bey uns auf diesen Uebelstand gefallen, die gar zu viel englische und französische Bücher gelesen, und darüber die deutsche Art zu reden vergessen haben. Exempel sehe man in Dr. Youngs verdeutschten Nachtgedanken; in Gesners Idyllen, im deutschen Milton, u. a. Zürchergedichten und Hollenschöpfungen.

18. §. Die Redensarten bleiben nun entweder in ihrer natürlichen und gewöhnlichen Bedeutung: oder man nimmt dieselben in einem neuen Verstande; den der Zuhörer doch aus dem Zusammenhange errathen kann. Alsdann heißen sie verblümte Redensarten; und davon muß ich itzo handeln.

Die deutsche Benennung selbst ist ein Beyspiel davon. Denn so wie man gewisse Speisen mit Blumen bestecket; so, daß eine Schüssel, die fast lauter Blumen zeiget, dennoch ganz etwas anders liefert: so scheinen auch solche verblümte Redensarten ganz etwas anders zu versprechen, als sie in der That zu verstehen geben.

III. Hauptstück.

Von verblümten Redensarten, oder Tropen.

1. §.

Die Griechen nennen die verblümten Worte und Redensarten Tropos, von τρεπω, verto; weil sie gleichsam verkehrte Bedeutungen bekommen. Die Lateiner nennen sie Translationes, oder impropriaslocutiones, uneigentliche Redensarten.

Cicero und Quintilian haben sehr sorgfältig davon gehandelt: weil in der schönen Schreibart sehr viel darauf ankömmt; und weil ihr Misbrauch dieselbe in den Grund verderben kann. Einige Schweizer haben die Abhandlungen davon in den Rhetoriken sehr herunter gemachet, damit sie nur selbst ungestraft sündigen könnten.

2. §. Ein **Tropus**, oder eine verblümte Redensart, ist die zierliche Veränderung der Bedeutung eines bekannten Wortes: doch so, daß der Zuhörer und Leser sie ohne Mühe errathen oder verstehen kann.

Quintilian im 6. Cap. des VIII. Buches saget: Tropus est verbi, vel sermonis, a propria significatione in aliam cum virtute mutatio.

3. §. Auch der gemeine Mann redet zuweilen tropisch, oder verblümt: denn bisweilen veranlasset die Armuth der Sprachen, daß man einem bekannten Worte eine andre Bedeutung giebt.

Z. E. Man saget, ein Acker sey fett, wenn er gut gedünget ist; da doch eigentlich nur ein wohlgenährtes Thier fett ist. Man nennet eine stark schießende Saat geil; welches wiederum eigentlich nur bey muthigen und üppigen Thieren statt hat. Die Aehren heißen **brandig**, wenn sie schwarz werden; ob sie gleich nicht verbrannt sind, u. d. m.

4. §. Oder man verwechselt aus Uebereilung den Namen eines Dinges mit einem andern: um die Eigenschaft eines Dinges recht stark auszudrücken, die sonst einen Umschweif erfodert hätte.

Z. E. Wenn man einen unflätigen Menschen eine Sau, oder ein Schwein; einen plumpen, du Bär! einen groben, du Ochs! oder einen faulen, du Esel! nennet.

5. §. Oder man will endlich schlechterdings eine Aehnlichkeit zwischen zweyen Dingen ausdrücken; um

um dadurch etwas sinnreichers zu sagen, als wenn man es bey seinem eigenen Namen nennete.

Z. E. Wenn man den Hecht einen Wolf unter den Fischen; die Aente eine Sau unter den Vögeln; den Menschen aber, den Wolf aller Arten von Thieren, heißen wollte.

6. §. **Sinnreich**, nennen wir alles, was reich an Sinn, oder an Verstand und Bedeutung ist: so daß man bey einem Worte viel Gedanken hat, oder haben kann; die doch nicht schwer zu errathen sind.

Z. E. Wenn man einen Grausamen einen **Bluthund** nennet: so zeiget das einzige Wort ein ganzes Gleichniß an. Denn wie ein Hund gern Blut lecket: so will mans dem Grausamen vorrücken; daß er auch gesonnen sey, sich an eines Freundes Blute zu vergnügen.

7. §. Die alten Griechen nannten alle verblümte Reden überhaupt Metaphoras, lateinisch Translationes. Allmählich aber hat man sie in vier Classen getheilet: Metaphora, Metonymia, Synecdoche, und Ironia.

8. §. Die **Metaphore** ist also eine verblümte Redensart, darinn etwas, um einer gewissen Aehnlichkeit willen, mit einem fremden Namen benennet wird.

Z. E. Wenn man einen Fürsten einen Landesvater, die Unterthanen Landeskinder nennet: oder einen Helden einen Leuen, einen schnellen Feind einen Adler, einen Verzagten aber einen Hasen heißt.

9. §. Die Aehnlichkeit zwischen der Sache, und der neuen Benennung muß nicht weit hergesuchet seyn; sondern von sich selbst in die Augen fallen, wem die Metaphore gut seyn soll.

Z. E. So kann man eine schöne Person gar wohl einen Engel; einen Boshaften gar wohl einen Teufel nennen. Wenn ich aber einen eine Schwalbe hieße; so würde man nicht gleich einen wetterwendischen Zeitfreund darunter verstehen; ob er gleich eine Aehnlichkeit mit ihr hätte.

10. §. Wenn eine **Metaphore** länger, als in einem Worte, d. i. in etlichen oder vielen Redensarten fortgesetzet wird: so heißt sie eine **Allegorie**, oder eine **Gleichnißrede**. Sie ist also eigentlich, eine verlängerte Metaphore.

Z. E. Gott hat sein Schwert gewetzet, und seinen Bogen gespannet; er hat darauf geleget tödtliche Geschoße: seine Pfeile hat er gerichtet zum Verderben. D. i. Gott ist bereit, seine Verächter und Feinde zu strafen.

11. §. Eine Allegorie muß niemals aus einem Gleichnisse ins andre fallen: sondern auch fortfahren bey einerley Sache, womit sie angefangen hat, sich auszudrücken.

So würde es wunderlich seyn, wenn man sagen wollte:

Nimm deinen Donnerkeil, und gieb, den Leuen gleich,
Den Häuptern deines Staats den allerschärfsten Streich.

Denn der Leue nimmt keine Donnerkeile, sondern Jupiter. Imgleichen;

Wenn ein gelehrter Bär sein Dintenfaß ergreift.

Denn die Bären haben keine Dintenfässer; sondern nur Zähne und Klauen.

12. §. **Gar zu viel, und gar zu wilde Metaphoren, machen eine Rede dunkel und unverständlich. Man muß also in ihrem Gebrauche Maaß halten, und nicht alles metaphorisch sagen wollen.**

Darinn fehlen einige neuere schwülstige Schriftsteller, die, weil sie gern erhaben schreiben wollen, ganz räthselhaft schreiben, und dadurch unbegreiflich werden. Die Metaphoren müssen also immer mit eigentlichen Worten abgewechselt werden; die den Tropen ein Licht geben.

13. §. Die **Metonymie**, oder der **Namenwechsel**, ist die zweyte Gattung verblümter Redensarten: und besteht darinnen, daß man ein Ding anders taufet, oder nennet. Sie hat fünf Arten.

1) Setzet man die Ursache für die Wirkung. (Causam pro effectu.)

Z. E. Cicero ist lehrreich zu lesen, d. i. seine Schriften, nicht er selbst. Oder wie Opitz saget: Die Laute, meine Lust. Hier ist nicht die Laute selbst, sondern ihr Ton und Wohlklang, seine Lust.

2) Die Wirkung für die Ursache. Effectus pro causa.

Z. E. Deine Fußtapfen triefen von Fett; d. i. die Füße Gottes, oder seine segenreiche Gegenwart.

3) Die Hauptsache für die Nebensache. Subjectum pro adjuncto.

Z. E. Die Nacht ist niemands Freund; d. i. die Finsterniß der Nacht. Der Mond ist wandelbar; d. i. sein Licht.

Hierbey sind vielerley Arten zu bemerken. Denn man setzet bisweilen:

a) Das Enthaltende fürs Enthaltene. Continens pro contento.

Z. E. Das ganze Land, oder die ganze Stadt ist betrübt; und doch finds eigentlich die Einwohner derselben.

b) Der Besitzer für sein Eigenthum. Possessor pro re possessa.

Z. E. Der Schulz ist abgebrannt: und doch ist es nur sein Haus gewesen.

c) Der Feldherr für sein Kriegsheer. Dux pro militibus.

Z. E. Eugen hat die Türken und Franzosen geschlagen; d. i. sein Heer hats gethan.

d) Das Bezeichnete für sein Zeichen. Signatum pro signo.

Z. E. Man nennet bey dem Anblicke eines Bildes oder Petschaftes, die Person selbst. Z. E. Das ist der Apostel Petrus.

e) Die Sache, für die Zeit, darinn sie geschieht. Res pro tempore.

Z. E. In der Baumblüthe, in der Häuärnte will ich zu dir kommen; d. i. im May, oder im Häumonde.

4) Die Nebensache für die Hauptsache. Adjunctum pro subjecto. Und zwar,

a) Das Enthaltene fürs Enthaltende. Contentum pro continente.

Z. E. Geh in meine Bibliothek, d. i. in das Zimmer, wo sie steht.

b) Das Zeichen fürs Bezeichnete. Signum pro re signata.

Z. E. Er strebet nach den Lorbern; d. i. nach dem Siege, dessen Zeichen sie sind.

c) Die Zeit für die Sachen, die darinn geschehen. Tempus pro rebus.

Z. E. Wir haben ein böses, oder theures Jahr; d. i. die Sachen sind böse, oder theuer.

d) Die Tugend oder das Laster, für die Personen, die ihnen ergeben sind.

Z. E. Geduld überwindet alles: oder, der Neid blöcket die Zähne.

e) Die Leidenschaft für ihren Gegenstand. Affectus pro objecto ejus.

Z. E. Meine Hoffnung ist noch im weiten Felde; saget ein Landmann von seiner Saat. Meine Liebe ist gekreuziget.

5) Der Zustandswechsel (Metalepsis) ist zweyerley.

a) Das Vorhergehende fürs Nachfolgende. Præteritum pro futuro.

Z. E. Er hat sichs gar zu wohl schmecken lassen; d. i. er hat einen Rausch. Er hat unglücklich gehandelt; d. i. er ist verarmet.

b) Das Folgende fürs Vergangene.

Z. E. Er wird den Kuckuk nicht schreyen hören; d. i. er ist todtkrank. Er wird seinen Erben die Processe ersparen.

14. §. Nun folget Synekdoche, oder der Auszug. Da setzet man oft:

1) Das Ganze für sein Theil. Totum pro parte.

Z. E. Die Welt ist schlimm; d. i. ein Theil derselben, der oft klein genug ist. Die Stadt ist am Bettelstabe.

2) Der Theil fürs Ganze. Pars pro toto.

Er geht ums Thor spazieren, d. i. um die Stadt. Unsere Thore sind voll Friedens, d. i. die Städte.

3) Die Gattung für die Art. Genus pro ſpecie.

Die Bücher sind mein Zeitvertreib; wenn es gleich nur eine Art derselben ist. Ich liebe die Blumen, die Musik, die Wissenschaften; ist eben so zu verstehen.

4) Die Art für die Gattung. Species pro genere.

Er liebet die Gläser; wenn er gleich auch aus Krügen trinkt. Er hat gute Pfennige.

5) Das Einzelne fürs Mehrere. Singularis pro plurali.

Der Mensch ist in seinem Leben, wie Gras, er blühet, :c. d. i. alle Menschen. Was macht der Deutsche nicht fürs Geld? d. i. die Deutschen.

6) Das Mehrere fürs Einzelne. Pluralis pro ſingulari.

Die Himmel erzählen die Ehre Gottes: wenn gleich nur ein Himmel ist.

7) Eine gewisse Zahl für die ungewisse. Numerus certus pro incerto.

Ich bin wohl zehnmal bey ihm gewesen; ich habe es ihm hundertmal, d. i. vielmals gesaget. Ich habe tausend genug!

8) Eine gerade Zahl für eine ungerade. Numerus rotundus pro irregulari.

Der Feind ist 50000 Mann stark, wenn gleich nur 49000 oder noch weniger wären.

15. §. Zu dieser Synekdoche werden mit gutem Grunde auch die Antonomasie, die Hyperbole und Tapeinosis gerechnet.

1) Die Antonomasie ist zweyerley. Denn man setzet,

a) Einen Namen für ein Nennwort. Nomen proprium pro appellativo.

Z. E. Er ist ein Herkules seiner Zeit, d. i. sehr stark. Ein andrer Trajan, d. i. ein gnädiger Fürst; ein Mäcen.

b) Ein Nennwort für den Namen. Nomen appellativum pro proprio. Man saget:

Z. E. Der Held, wenn man vom Eugen redet; oder, der Weise, wenn man den Salomon meynet. Der Poet; ist Homer oder Virgil.

2) Die Hyperbole oder Auxesis, d. i. die Vergrößerung, saget weit mehr von einer Sache, als wahr ist; ohne doch in Irrthum zu stürzen.

Z. E. Wenn man einen etwas großen Menschen einen Riesen nennet; oder von einem ziemlich Alten saget, er sey noch im alten Testamente gebohren, u. d. m.

3) Die Tapeinosis oder Litote ist eine Verkleinerung, und saget weniger, als wahr ist.

Z. E. von einem Armen heißt es: Er hat keinen Häller bey der Seele; er hat kein Hemd am Leibe; oder er ist

fasen.

fasennackt. u. d. m. Einen kleinen Menschen nennet man einen Zwerg; ein kleines Thier, eine Wiesel, eine Made, oder Mülbe.

Man muß bey dem Gebrauche dieser verblümten Redensarten nur beobachten 1) daß man in der Antonomasie nicht unbekannte Namen hervorsuche, die niemand versteht. 2) Daß man die Vergrößerungen und Verkleinerungen nicht zu hoch treibe. Z. E. wenn man von einem alten Manne sagte, er sey mit bey der Schöpfung der Welt, oder von einer alten Frau, sie sey des Noah Großmutter gewesen. Oder wie jener den Goliath einen Fleischthurm hieß; oder von einem Kleinen sagte: man müßte ihn durch ein Vergrößerungsglas sehen.

16. §. Endlich folget die Ironie, oder Verspottung, die gerade das Gegentheil von dem saget, was man verstehen soll. So nennet man zuweilen einen Schwachen einen Simson; ein lüderliches Weib eine Lucretia; einen häßlichen, den Adonis seiner Zeit.

Man muß aber theils durch den Ton der Sprache, theils durch die Gesichtsbildung und Gebärden zu verstehen geben, wie man dergleichen Reden verstehen soll; wenn nicht etwa die Umstände es schon von sich selbst zeigen.

17. §. Diese Ironie hat auch verschiedene Arten; die theils gelinder, theils heftiger und bitterer sind. Die gelindeste ist

a) Asteismus, ein höflicher Scherz, zu Verkleinerung seiner selbst.

Z. E. Wenn Cicero in einem Briefe an einen Freund schreibt: Er sey nunmehr auf seine alten Tage ein Schulhalter geworden.

b) Charientismus ist eine freundliche Ablehnung einer harten anzüglichen Rede.

Z. E. Feldmarschall von Grumkov zu Berlin sagte zum Prof. Strimesius aus Königsberg, dessen er spotten wollte: Wo steht es doch in der Bibel: Dein Wurm wird nicht sterben? Dieser aber erwiederte: Eure Excellenz vergeben: Es heißt: Ihr Wurm wird nicht sterben.

c) Mi-

c) Mimesis das Nachspotten, ist eine Wiederholung der vorhin gesagten Worte, doch mit einem Zusatze, oder andern Tone.

Z. E. Ein paar Weiber zanken, und die eine spricht: Bin ich nicht eine ehrliche Frau? Ja freylich, versetzte die andere, mit einem spöttischen Tone: eine ehrliche Frau!

d) Diasyrmus; das bittere Durchziehen eines Lebendigen.

Z. E. Wenn man einen Geizhals also anredete: Deine Freygebigkeit gegen Kirchen und Schulen machet dich berühmt; deine Wohlthätigkeit gegen die Armen ist bekannt; dein Aufwand und reichliches Hauswesen giebt der ganzen Stadt ein Ansehen, und den Nachbarn etwas zu verdienen.

e) Endlich ist Sarkasmus, das bitterste Hohngelächter gegen einen Todten oder Sterbenden.

Z. E. So spotteten dort die Jüden unterm Kreuze: wie fein brichst du den Tempel ab, und bauest ihn in dreyen Tagen wieder! Nun, steig herab vom Kreuze!

18. §. Wie nun diese verblümte Redensarten eine Schrift oder Rede sehr zieren: so ist es gewiß, daß ein Vortrag sehr matt und mager klingt, wenn man gar keine davon mit untermischet.

So deutlich ein Ausdruck in lauter eigentlichen Worten klingt, so kraftlos und niedrig ist er auch anzuhören. Wenn man also etwas zierliches reden oder schreiben will; so muß man sich hin und wieder einiger verblümten Redensarten bedienen, womit man, als mit Blumen, seinen Vortrag ausputzen kann.

19. §. Hingegen von gar zu häufigen Tropen aller Arten gilt eben das, was oben im 12. §. von den überflüßigen Metaphoren gesaget worden. Sie machen eine Rede zu schwülstig und unverständlich; so daß man endlich nicht weis, was man liest, oder höret.

An solchem dunkeln Zeuge aber haben nur unwissende und einfältige Leute ein Wohlgefallen; die wegen der Schwachheit ihres Verstandes, sich einbilden, alles sey schön, was sie nicht verstehen können. Das sagte Lucrez schon zu seiner Zeit vom Heraklitus, einem finstern Naturforscher.

Clarus ob obscuram linguam, magis inter inanes;
Omnia enim stolidi magis admirantur amantque,
Inversis quæ sub verbis latitantia cernunt.

Man sehe bey meiner akad. Redekunst die Werenfelsische Rede de meteoris orationis.

IV. Hauptstück.
Von den Perioden, oder oratorischen Sätzen.

1. §.

Wenn man von einer Hauptsache eine gewisse Nebensache bejahet, oder verneinet: so entsteht ein logischer Satz oder Ausspruch daraus; als, Gott ist gerecht; der Himmel umgiebt die Erde: die Erde ist nicht kugelrund, u. d. m.

Die Vernunftlehrer (Logici) nennen dieselben Enunciationes oder Propositiones, vel affirmativas vel negativas, die aus einem Subjecto, Prædicato, und Copula bestehen. Dieß muß ein Anfänger auch begreifen lernen.

2. §. Man muß sich also zuförderst üben, in andern Schriften, z. E. in der Bibel, die logischen Aussprüche in jedem Verse zu finden, und die Haupt- und Nebensachen recht herauszusuchen.

Z. E. Im Anfange schuff Gott Himmel und Erde. Was ist die Hauptsache? Gott. Was ist die Nebensache? er schuff. Weil aber hier etliche Zusätze vorkommen, so muß man weiter fragen: Was schuff er? Himmel und Erden.

Wann

Wann schuff er sie? Im Anfange. Bisweilen ist dieses so leicht nicht, als in diesem Exempel; und ein kluger Lehrer wird sich schon nach der Fähigkeit seiner Schüler zu richten wissen. Die Thoren sprechen in ihrem Herzen ꝛc. Hauptsache: Die Thoren. Nebensache: sprechen: Wie sprechen sie es? In ihrem Herzen. Was sprechen sie? Es ist kein Gott.

3. §. Ist also ein logischer Satz ein Ausspruch, der seinen völligen Verstand hat: so muß eine oratorische Periode, darinn allemal jener Satz zum Grunde liegt, ebenfalls einen vollkommenen Sinn in sich halten, wenn sie richtig und gut seyn soll.

Z. E. Da du Gott lieb warest, ist noch kein völliger Sinn; obgleich so viel daraus zu sehen ist, daß jemand Gott lieb gewesen: denn das Da, im Anfange, zeiget, daß noch etwas mehr folgen muß. Man setze hinzu; konnte es nicht anders seyn: aber auch dieses erfüllet den Verstand noch nicht; weil er noch nicht beruhiget ist, und das, was nicht anders hat seyn können, wissen will. Es folget also noch Ohne Anfechtung konntest du nicht bleiben. Nun weis man den rechten Satz, das (Subj.) Jemand, der Gott lieb war, (Præd.) hat ohne Anfechtung nicht bleiben können. Aber nun folget noch etwas, das dazu gehöret: auf daß du bewähret würdest. Dieses zeiget die Ursache und Absicht der Anfechtung: und nun ist die Periode ganz.

4. §. Eine Periode in der Beredsamkeit ist also ein logischer Satz oder Ausspruch, der mit allerley Zusätzen, die zum rechten Verstande der Sache gehören, erweitert ist.

Man merke wohl, daß es nicht unnütze juristische oder publicistische Canzleyblümchen, sondern zum rechten Verstande der Meynung dienliche und nöthige Zusätze seyn müssen. Denn es wär eine tadelhafte Schwatzhaftigkeit, ohne Noth viel fremde Umschweife in eine Periode zu stopfen.

5. §. Die Perioden sind einfach, oder zusammengesetzt. Eine einfache Periode besteht aus einem Haupt- und aus einem Nebenworte, (Subjecto et Prædicato) welche mit einer guten Art, entweder verbunden, oder getrennet werden.

Z. E. Es sammle sich das Wasser an besondre Oerter, daß man das Trockene sehe. Hier ist Subj. das Wasser, Præd. es sammle sich, oder soll sich sammlen: Zusätze: wo? an besondern Oertern. Warum? daß man das Trockene sehe.

6. §. Solche einfache Perioden können gleichwohl bisweilen ziemlich weitläuftig werden: wenn viele Zusätze und Erweiterungen, die zum Verstande und zur Erläuterung der Sache nöthig sind, beygefüget werden.

Z. E. Sehet da! ich habe euch allerley Kraut gegeben, das sich auf der ganzen Erden besamet: und allerley fruchtbare Bäume und Blumen, die sich besamen, zu eurer Speise. Hier ist das Subject: Ich, oder Gott! Das Prädicat: habe euch gegeben. Nun folgen die Zusätze auf die Frage; was? wo? und wozu? die ein jeder leicht sieht.

7. §. Doch giebt es auch einfache Perioden, die zu einem Subjecte, zwey oder mehr Prädicate; und umgekehrt, zu zweyen oder mehrern Subjecten, nur ein einziges Prädicat haben.

Z. E. Also ward Himmel und Erden mit ihrem ganzen Heere vollendet. Hier sind drey Subjecte. 1) Himmel, 2) Erde, 3) ihr ganzes Heer. Präd. wurden vollendet. Ferner: ein Subject mit zwey Prädicaten: Und also vollendete Gott am siebenten Tage seine Werke, die er machete; und ruhete am siebenten Tage von allen seinen Werken, die er machete. Subj. Gott; Prædicatum, 1) vollendete, 2) ruhete.

Das

Das übrige sind Zusätze zum Wann? Was? und Wovon?

8. §. Zusammengesetzte Perioden sind, wenn sowohl mehr als ein Subject, als mehr als ein Prädicat; das ist, zween oder mehr völlige logische Sätze mit einander verbunden werden.

Z. E. Und Gott segnete sie und sprach: Seyd fruchtbar und mehret euch, und füllet die Erde, und machet sie euch unterthan. Hier ist des ersten Satzes Subject, Gott, Präd. segnet und spricht: Des zweyten Satzes Subject: Ihr Menschen, Prædicatum 1) sollt fruchtbar seyn, 2) euch mehren, 3) die Erde füllen, 4) sie euch unterwerfen.

9. §. Eine zusammengesetzte Periode besteht also zum wenigsten aus zwoen Hälften; zuweilen auch wohl aus dreyen oder mehrern Theilen, deren jeder seinen logischen Satz in sich hält.

Z. E. Gott ist nicht ein Gott, dem gottlos Wesen gefällt: wer böse ist, bleibt nicht vor ihm. Drey hat folgende: Höret, ihr Himmel! und du, Erde! nimm zu Ohren: denn der Herr redet. Vier aber diese: Ein Ochs kennet seinen Herrn; und ein Esel (scil. kennet) die Krippe seines Herrn: aber Israel kennets nicht; und mein Volk vernimmts nicht.

10. §. Die zusammengesetzten Perioden sind von verschiedenen Arten. Eine davon heißt causalis: weil sie in der einen Hälfte den Grund oder die Ursache von der andern an die Hand giebt.

Insgemein stehen die Wörter denn oder weil u. d. gl. darinnen, welche eine Ursache zu verstehen geben. Z. E. Laß dichs nicht irren, ob einer reich wird; ob die Herrlichkeit seines Hauses groß wird: denn er wird nichts in seinem Sterben mitnehmen; und seine Herrlichkeit wird ihm nicht nach-

nachfahren. Bisweilen aber steht gar keine Bindewort, wie im ersten Exempel des vorigen §, bisweilen auch ein unrechtes: z. E. Siehe! Adam ist worden wie unser einer; und (denn er) weis, was gut und böse ist.

11. §. Die zweyte davon heißt conditionalis, ein Bedingungssatz: weil sie eine Bedingung in dem einen Gliede enthält; unter welcher das zweyte Glied statt haben kann, oder soll. Man kann sie die bedingte Periode nennen.

Z. E. Jakob spricht: Wo Gott mit mir seyn, und mich auf dem Wege, den ich ziehe, behüten wird ꝛc.: so soll der Herr mein Gott seyn: und der Stein, den ich aufgerichtet habe, soll ein Gotteshaus werden ꝛc. Jmgleichen: Wo du mit rechtschaffenem Herzen vor mir wandelst, wie dein Vater David gewandelt hat ꝛc.: so will ich dir den Stuhl deines Königreichs über Jsrael bestätigen.

12. §. Noch eine Art heißt Periodus explanativa; ein Erklärungssatz, wenn das eine Glied dem andern, gleichsam zu mehrerer Erklärung und Deutlichkeit dienen soll und kann.

Z. E. David spricht: Darum bekenne ich dir meine Sünde; und verhöle meine Missethat nicht: ich sprach, ich will dem Herrn meine Uebertretung bekennen. Jmgleichen, des Herrn Wort ist wahrhaftig: und was er zusaget, das hält er gewiß. Denn die andere Hälfte ist mit der ersten fast einerley.

13. §. Eine andere Art heißt consecutiva Periodus, ein Folgerungssatz, darinn das erste Glied zu einer Folgerung Anlaß giebt; die man im andern Gliede durch die Wörter als, da, darum, daher, also, u. d. gl. herauszieht.

* Hiob saget: Da ich in der Nacht, wenn der Schlaf auf die Leute fällt Gesichte betrachtete: da kam mich Furcht und Zittern an; und alle meine Gebeine erschracken. Imgleichen Moses: denn als Gott allerley Thiere auf dem Felde, und allerley Vögel unter dem Himmel gemachet hatte: da brachte er sie zu dem Menschen, daß er sähe, wie er sie nennete.

14. §. Es folget noch Periodus adversativa; ein Gegensatz, darinnen das folgende Glied einen Gegensatz wider das vorhergehende Glied in sich hält. Die Wörter **obwohl**, **obgleich**, **dennoch**, **aber**, **hingegen**, **gleichwohl**, pflegen dabey vorzukommen.

Z. E. im 49 Ps. Das ist ihr Sinn, daß ihre Häuser immerdar währen; ihre Wohnungen für und für bleiben, und große Ehre auf Erden haben: **dennoch** können sie nicht in solcher Würde bleiben; sondern müssen davon, wie ein Vieh. Imgleichen: Gott schauet vom Himmel, auf alle Menschen Kinder; daß er sehe, ob jemand klug sey, und nach Gott frage: **aber** sie sind alle abgewichen ꝛc.

15. §. Endlich ist noch die concessiva Periodus; der Einräumungssatz zu merken, der etwas zugiebt und einräumet, um im andern Gliede eine Einschränkung und Antwort darauf zu geben.

Z. E. Im 20sten Cap. Hiobs: **Wenn gleich** seine Höhe in den Himmel reichet, und sein Haupt an die Wolken rühret: so wird er **doch** zuletzt umkommen: daß die, von denen er ist angesehen worden, sagen werden: wo ist er? Imgleichen im 17 Cap. **Wenn** ich **gleich** lange harre: so ist **doch** die Höle mein Haus; und im Finstern ist mein Bette gemachet.

16. §. Giebt es gleich noch einige andre Arten von zusammengesetzten Perioden; so ist es doch nicht

nöthig

nöthig, junge Leute damit zu verwirren. Die bisherigen sind schon zulänglich, ihnen einen Begriff davon zu machen.

17. §. Man muß auch nicht denken: es bestünde eine besondre Schönheit darinnen, daß man viel solche Perioden, oder gar lauter solche lange Sätze mache. Nein, kurze und ungekünstelte Sätze sind viel deutlicher und angenehmer. Nur bisweilen darf eine etwas längere, aber wohl abgetheilte Periode zur Abwechselung dienen.

* Man ahme also nicht die juristischen Schriften nach: die oft ganze Blätter mit einer einzigen Periode anfüllen; und alles so lange zusammen hängen, bis man nicht mehr begreifen kann, was sie haben wollen. Je mehr kurze und einfache Perioden man schreibt, desto deutlicher und angenehmer klingt eine Rede.

V. Hauptstück.

Von den Figuren, als Zierrathen der Perioden.

1. §.

Eine Periode bleibt nicht allezeit bey der schlechten Bejahung, oder Verneinung der Nebensache von der Hauptsache; sondern wird zuweilen durch ganz andre Schwünge der Gedanken belebet.

Z. E. im 9ten Ps.: Ach! daß die Gottlosen müßten zur Höllen gekehret werden. Und bald hernach: Herr!

stehe auf, daß Menschen nicht die Ueberhand kriegen. Oder im 10ten: Herr, warum trittst du so ferne, und verbirgst dich zur Zeit der Noth?

2. §. Dieses geschieht sonderlich, wenn man in einer Gemüthsbewegung steht, und seine Unruhe über etwas ausdrücken will. Und alsdann hat eine Rede voller Figuren, eine große Gewalt über die Zuhörer: denn ein Feuer entzündet das andre.

3. E. Im 6ten Hiobs; O! daß meine Bitte geschähe, und Gott mir gäbe, was ich hoffe ꝛc. Was ist meine Kraft, daß ich beharren möge? Und welches ist mein Ende, daß meine Seele geduldig seyn sollte? Ist doch meine Kraft nicht steinern, und mein Fleisch nicht ehern ꝛc. Habe ich auch gesaget: Bringet her! und von eurem Vermögen, schenket mir! ꝛc. Lehret mich, ich will schweigen; und was ich nicht weis, das unterweiset mich ꝛc. Warum tadelt ihr die rechte Rede? Wer ist unter euch, der sie strafen könnte? Was gilts, ob meine Zunge unrecht habe, und mein Mund Böses vorgebe!

3. §. Nun lehret zwar die Natur einen jeden, der in Leidenschaften steht, solche lebhafte Redensarten finden, womit er seine Empfindung zu verstehen geben kann: aber die Namen, und den rechten Gebrauch derselben in der Beredsamkeit, muß man doch lernen.

* Dieses merke man wider die Sophisten, die auf die Register der Figuren in den Redekünsten schimpfen: gerade als ob nicht Cicero und Quintilian auch dergleichen gegeben hätten. Denn es laufen auch zuweilen Fehler mit unter: wie ein unbebaueter Acker auch Unkraut trägt. Ja gewisse falsche Lehrer der Redekunst haben wohl gar manche Dinge für Figuren ausgegeben, die kein Ausdruck der Gemüthsbewegung sind. Vor diesen muß man Anfänger warnen.

4. §. Es giebt aber zweyerley Figuren. Die erste Art besteht in bloßen Worten und ihrer Wiederholung, (Figuræ dictionis). Die zweyte im

Schwunge

Schwunge ganzer Sätze, (Figuræ ſententiarum). Zu beyden müſſen wir zureichende Anleitung geben.

* Ich werde aber bey beyden, vor denen falſch alſo benannten Figuren warnen, die entweder bloße Wortſpiele ſind; oder ſonſt den Namen der Figuren mit Unrecht führen.

I. Wortfiguren.

5. §. Anadiploſis, die Verdoppelung, iſt die Art zu reden, wenn das Wort, das den Schluß des einen Satzes machet, gleich im Anfange des folgenden wiederholet wird.

Z. E. Im 21ten Jeſ. Und ſiehe! da kömmt einer, der fährt auf einem Wagen, der antwortet und ſpricht: Babel iſt gefallen! Sie iſt gefallen! und alle Bilder ihrer Götter ſind zu Boden geſchlagen. Jer. 44. v. 9. Habet ihr vergeſſen des Unglücks eurer Väter, des Unglücks der Könige Juda, des Unglücks ihrer Weiber, dazu eures eigenen Unglücks, und eurer Weiber Unglücks ꝛc.

6. §. Anaphora, oder die Wiederholung des Anfangswortes, in etlichen auf einander folgenden Sätzen; oder auch gleich hintereinander.

Z. E. Im 5ten Matth. Selig ſind, die da geiſtlich arm ſind! denn das Himmelreich iſt ihr. Selig ſind, die da Leid tragen ꝛc. Selig ſind die Sanftmüthigen ꝛc. u. ſ. w. Ingleichen im 150ſten Pſalm: Lobet den Herrn ꝛc.

7. §. Aſyndeton, der Mangel der Bindewörter, die eigentlich zwiſchen verſchiedenen Gliedern einer Rede ſtehen ſollten; aber im Affecte gleichſam vergeſſen worden.

Z. E. O Weh des ſündigen Volkes! des Volkes von großer Miſſethat, des boshaften Samens, (und) der ſchäd=

schädlichen Kinder! die den Herrn verlassen, den Heiligen in Israel lästern, (und) zurück weichen.

8. §. Ellipsis, das Auslassen irgend eines Wortes, das ordentlicher Weise dahin gehörete; aber in der Hitze der Leidenschaft überhüpfet wird.

Z. E. Im 3ten Hiobs: War ich nicht glückselig? War ich nicht fein still? Hatte ich nicht gute Ruhe? Und (itzo) kömmt solche Unruhe! Oder auch Cicerons bekanntes: O tempora! o mores! O Zeiten! o Sitten! d. i. In was für Zeiten leben wir! was für Sitten gehen im Schwange!

9. §. Epanalepsis, die Wiederholung des Anfangswortes am Ende desselben Satzes: oder doch kurz darauf, beym Schlusse der ganzen Rede.

Z. E. im 150sten Psalme heißt es: Halleluja! Lobet den Herrn in seinem Heiligthume ꝛc. Und der 6te V. schließt: Alles was Odem hat, lobe den Herrn: Halleluja! Imgleichen beym Matthäus das Freudengeschrey des Volkes: Hosianna dem Sohne David ꝛc. ꝛc. Hosianna in der Höhe.

10. §. Epanodos, wenn man zwey Wörter hintereinander besonders wiederholet; entweder in der rechten Ordnung, oder das letzte zuerst, und das erste zuletzt.

Z. E. Im 40sten Jes. Alles Fleisch ist Häu, und alle seine Güte ist wie eine Blume auf dem Felde. Das Häu verdorret, die Blume verwelket; denn des Herrn Geist bläst drein. Hier hätte man auch die Blume zuerst, und das Häu hernach wiederholen können.

11. §. Epiphora, oder die Wiederholung des Endes von einem Absatze, welche etlichemal nach einander geschieht.

Z. E. Im 8ten Jes. Seyd böse, ihr Völker! und gebet doch die Flucht. Höret es, ihr alle, die ihr in fernen Landen seyd! Rüstet euch, und gebet doch die Flucht.

Lieber! rüstet euch, und gebet doch die Flucht. Und bald hernach: Ihr sollt nicht sagen Bund! Dieß Volk redet von nichts, denn von Bund. Jer. 43. v. 11. Und er soll kommen und Aegyptenland schlagen, und tödten, wen es trifft; gefangen führen, wen es trifft; mit dem Schwerte schlagen, wen es trifft.

12. §. Epizeuxis, die Wiederholung desselben Wortes im Anfange eines Satzes, gleich hintereinander.

Z. E. im 6ten Jesaiä; Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth: alle Lande sind seiner Ehren voll. Jmgleichen bey einem andern Propheten: Land, Land, Land! höre des Herrn Wort. Oder wie Christus saget: Jerusalem! Jerusalem! wie oft habe ich ꝛc.

13. §. Exergasia, wenn man einerley Sache mit etlichen veränderten Redensarten einschärfet.

Z. E. Hiob im 7ten Cap. saget: Ich will reden von der Angst meines Herzens, und will heraussagen, von der Betrübniß meiner Seelen. Jmgl. David im Psalme: Wie er spricht, so geschiehts; wie er gebeut, so steht es da.

14. §. Gradatio, die Leiter, darauf man sich stufenweise erhebt; und allmählich vom Geringern zum Höhern hinan steigt.

Z. E. So reichet dar, in eurem Glauben Tugend, in der Tugend Bescheidenheit, in der Bescheidenheit Mäßigkeit, in der Mäßigkeit Geduld, in der Geduld Gottseligkeit, in der Gottseligkeit die brüderliche Liebe, in der brüderlichen Liebe die gemeine Liebe.

15. §. Pleonasmus, der Ueberfluß, wenn man mehr saget, als wohl nöthig wäre; weil man in der Hitze nicht Worte genug finden kann, seine Meynung auszudrücken.

Z. E. Hiob im 6ten Capitel: Ihr erdenket Worte, daß ihr nur strafet; und daß ihr nur Worte pauset, die mich

verzagt machen sollen. Jmgl. Joel II. im 3. v. Vor ihm her geht ein verzehrend Feuer, und nach ihm eine brennende Flamme.

16. §. Polysyndeton, die Häufung der Bindewörter, die ohne Noth zwischen alle Haupt- oder Zeitwörter eingeschaltet werden: weil der Redende im Affecte ist; und nicht weis, welches das letzte seyn wird.

Z. E. im 109ten Ps. Es müsse der Wucherer aussaugen alles, was er hat; und Fremde müssen seine Güter rauben; und niemand müsse ihm Gutes thun; und niemand erbarme sich seiner Weysen. Jmgl. im 28sten Ps. Hilf deinem Volke und segne dein Erbe, und weide sie, und erhöhe sie ewiglich.

17. §. Hieran mag es genug seyn. Denn wer diese an bequemen Orten gut anzubringen weis, der wird schon ziemlich lebhaft schreiben und reden.

18. §. Will man nun wissen, welche vormals im Schwange gewesene Wortfiguren verwerflich sind; so sind es folgende: Antanaclasis, Ploce, Polyptoton, Paronomasia, Parechesis, Homæotelevton, Homæoptoton, und Paregmenon. Denn sie sind kein Ausdruck der Leidenschaften, sondern läppische Wortspiele, deren sich verständige Leute zu unsern erleuchteten Zeiten schämen.

* Exempel davon anzuführen ist überflüßig. Man kann sie häufig bey denen finden, die sonst zum arguten Inscriptions-stilo Anweisung gegeben haben; es sey nun lateinisch, oder deutsch geschehen. Es ist besser, daß junge Leute sie nicht einmal kennen, als daß man sie ihnen weitläuftig vorlege.

II. Figuren in Sprüchen.

19. §. Von ganz andrer Kraft und Beschaffenheit sind die Figuren in ganzen Sätzen. Diese führen ein merkliches Feuer bey sich, und drücken den Affect des Redenden recht tief ins Herz des Zuhörers. Wir wollen sie nach alphabetischer Ordnung erläutern. Adjuratio, die Beschwörung eines andern, dem man eine Sache tief ins Herze prägen will.

Z. E. im 5ten B. Mose 30 C. 19. v. Ich nehme heute Himmel und Erde über euch zu Zeugen, ich habe euch Leben und Tod, Segen und Fluch vorgeleget ꝛc.

20. §. Admiratio, die **Verwunderung**, über eine außerordentliche, große, oder unvermuthete Sache.

Z. E. im 14ten Jes. 12 v. Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern! Wie bist du zur Erden gefallen, der du die Heyden schwächetest! Oder wie beym Grabe Lazari, da Jesus weinete: Wie hat er ihn doch so lieb gehabt!

21. §. Antitheton, der **Gegensatz**: wenn man etliche widrige Dinge einander entgegen setzet, sie destomehr zu heben.

Z. E. im 54sten Jes. Ich habe dich einen kleinen Augenblick verlassen; aber mit großer Barmherzigkeit will ich dich sammlen. Ich habe mein Angesicht, im Augenblicke des Zorns, ein wenig vor dir verborgen: aber mit ewiger Gnade will ich mich dein erbarmen.

22. §. Apostrophe, die **Anrede**: wenn man abwesende, und verstorbene Personen, oder gar leblose Dinge anredet.

Z. E. Höret ihr Himmel und du, Erde, nimm zu Ohren! denn der Herr redet. Im 1sten Jes. Imgl. Höret des

Herrn Wort, ihr Fürsten von Sodom! Nimm zu Ohren unsers Gottes Gesetz, du Volk von Gomorrha! Ebendas.

23. §. Concessio, das Einräumen: wann man seinem Gegner etwas zugesteht, doch aber eine Einschränkung beyfüget.

Z. E. Hiob saget im 9ten Cap. Ich weis zwar wohl, daß es also ist: daß ein Mensch nicht rechtfertig bestehen mag gegen Gott. Hat er Lust mit ihm zu hadern, so kann er ihm auf tausend nicht eins antworten.

24. §. Confessio, das Bekenntniß: darinn man etwas gesteht, das einem selbst zuwider zu seyn scheint.

Z. E. Hiob im 39sten saget: Siehe, ich bin zu leichtfertig gewesen; was soll ich antworten? ich will meine Hand auf meinen Mund legen.

25. §. Communicatio, die Befragung: wann man seine Zuhörer selbst um ihr Gutachten ersuchet.

Z. E. Jes. im 44sten Cap. Habe ichs nicht dazumal dich hören lassen und verkündiget? denn ihr seyd meine Zeugen! Ist auch ein Gott außer mir?

26. §. Cumulus, die Aufhäufung: wann man mit wenig Worten eine Menge von Sachen zusammennimmt.

Z. E. 2 Kor. im 6ten Cap. In allen Dingen lasset uns beweisen als die Diener Gottes, in großer Geduld, in Trübsalen, in Nöthen, in Aengsten, in Schlägen, in Gefängnissen, in Aufrühren, in Arbeiten, in Wachen und Fasten, in Keuschheit, in Erkenntniß, in Langmuth, in Freundlichkeit, im heil. Geiste u. s. w.

27. §. Dialogismus, die Streitrede: worinn man seinen Gegner redend einführet, und ihm plötzlich antwortet.

Z. E. Zion spricht: der Herr hat mich verlassen! der Herr hat mein vergessen! Kann auch ein Weib ihres Kindes vergessen? Und ob sie gleich seiner vergäße: so will ich doch dein nicht vergessen.

28. §. Descriptio, die **Beschreibung**: wann man eine Sache lebhaft beschreibt, und fast vor Augen malet.

Z. E. Hiob im 24sten werden die Gottlosen so beschrieben: Sie treiben die Gränzen zurück, sie rauben die Heerde, und weiden sie. Sie treiben der Weysen Esel weg, und nehmen der Wittwen Ochsen zu Pfande. Die Armen müssen ihnen weichen, und die Dürftigen im Lande müssen sich verkriechen. Sie ärnten auf dem Acker alles, was er trägt; und lesen den Weinberg, den sie mit unrecht haben. Den Nackten lassen sie, und lassen dem keine Decke im Frost, dem sie die Kleider genommen haben.

29. §. Distributio, die **Zergliederung**: wann man der Deutlichkeit halber, eine Sache in alle ihre Theile zerleget.

Z. E. Paulus saget 2 Cor. 11. Ich bin oft gereiset, ich bin in Gefährlichkeit gewesen zu Wasser, in Gefährlichkeit unter den Mördern, in Gefährlichkeit unter den Juden, in Gefährlichkeit unter den Heyden, in Gefährlichkeit in Städten, in Gefährlichkeit in der Wüsten, in Gefährlichkeit auf dem Meere rc.

30. §. Dubitatio, der **Zweifel**: wenn man nicht weis, was man von einer Sache halten, oder sagen soll.

Z. E. Hos. im 11. Was soll ich aus dir machen, Ephraim? Soll ich dich schützen, Jsrael? Soll ich nicht billig ein Adama aus dir machen, und dich wie Zeboim zurichten? Aber meine Barmherzigkeit ist zu brünstig rc.

31. §. Epanorthosis, die Verbesserung: wann man das verbessert, was man aus Uebereilung heraus gestoßen hat.

Z. E. Paulus in der 2ten a. d. Kor. im 11. saget: Sie sind Hebräer, ich auch; sie sind Israeliter, ich auch; sie sind Abrahams Samen, ich auch; sie sind Diener Christi . . . ich rede thörlich! ich bin wohl mehr.

32. §. Exclamatio, der Ausruf: wann man ihn aus einer starken Gemüthsbewegung etliche mal heraus stößt.

Z. E. Jes. 1. im 4. v. O weh des sündigen Volkes! des Volkes von großer Missethat! des boshaften Samens! der schädlichen Kinder! ꝛc. Jmgl. O Tod! wie bitter bist du, wenn ein Mensch an dich denket, der gute Tage hat.

33. §. Hypotyposis, die Abschilderung: wenn man etwas so lebhaft abbildet, als ob es vor Augen stünde.

Z. E. Im 39sten Hiobs, vom Pferde: Es spottet der Furcht, und erschrickt nicht, und fleucht vor dem Schwerte nicht; wenn gleich der Köcher wider es klingt, und beyde Spieß und Lanzen glänzen. Es zittert und tobet, und scharret in die Erde, und achtet nicht der Trompeten Hall. Wenn die Trompete sehr klinget, spricht es: Huy! und reucht den Streit von ferne.

34. §. Interrogatio, die Frage: wann man vielmals hinter einander auf die Zuhörer mit Fragen losstürmet, und in sie dringt.

Z. E. Sprüche Sal. 23. Wo ist Weh? wo ist Leid? wo ist Zank? wo sind Klagen? wo sind Wunden ohne Ursachen? wo sind rothe Augen? Nämlich da, wo man beym Weine liegt, und auszusaufen kömmt, was eingeschenkt ist.

35. §. Jusjurandum, der **Eidschwur**: wodurch der Redner in voller Gemüthsbewegung betheuret, daß er die Wahrheit sage.

Z. E. Paulus in der 2. a. d. Cor. im 11. Cap. saget: Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, welcher in Ewigkeit gelobet sey! weis, daß ich nicht lüge. Oder Hiob im 27sten: So wahr Gott lebet! der mir mein Recht nicht gehen läßt ꝛc.

36. §. Occupatio, das **Zuvorkommen**: wenn man einem Einwurfe, den man vorher sieht, beyzeiten begegnet.

Z. E. Röm. im 6. Was wollen wir hiezu sagen? Sollen wir in der Sünde beharren, auf daß die Gnade desto mächtiger werde? das sey ferne! Wie sollten wir in der Sünde leben wollen, der wir abgestorben sind?

37. §. Parrhesia, die **Kühnheit**: womit man eine verhaßte Sache zwar herausstößt, doch ein wenig zu lindern suchet.

Z. E. Hiob im 13 Cap. Höret meine Rede, und meine Auslegung vor euren Ohren: Siehe, ich habe das Urtheil schon gefället: ich weis, daß ich werde gerecht seyn! wer ist, der mit mir rechten will? Aber, nun muß ich schweigen, und verderben.

38. §. Præteritio, das **Uebergehen**: wenn man von einer Sache gar nichts sagen will; aber eben damit soviel als nöthig ist, davon erwähnet.

Z. E. Hebr. 11, 32. Und was soll ich mehr sagen? die Zeit würde mir zu kurz, wenn ich sollte erzählen von Gideon und Barack, und Samson, und Jephtah, u. s. w.

39. § Prosopopœia, die **Personendichtung**; wenn man leblosen Dingen die Eigenschaften lebendiger Personen beyleget.

Z. E.

z. E. Jes. 24. im 23sten V. Der Mond wird sich schämen, und die Sonne mit Schanden bestehen: wann der Herr Zebaoth auf dem Berge Zion König seyn wird.

40. §. Sermocinatio, die **Belebung**: wann man verstorbene oder leblose Dinge gleichsam auferwecket, und sie redend einführet.

z. E. Hiob im 28sten: Der Abgrund spricht: Sie (die Weisheit) ist nicht bey mir; und das Meer spricht: in mir ist sie nicht. Und die Verdammniß und der Tod sprechen: wir haben mit unsern Ohren ihr Gerücht gehöret.

41. §. Synonymia, die **Einschärfung**: wann man etliche gleichviel bedeutende Redensarten, mehrers Nachdrucks wegen, brauchet.

z. E. Jes. 1. v. 16. 17. Waschet euch, reiniget euch, thut euer böses Wesen von meinen Augen! Lasset ab vom Bösen; lernet Gutes thun; helfet den Unterdrückten; schaffet den Wäysen Recht, und helfet der Wittwen Sachen: alsdann kommet rc.

42. §. Votum, ein **herzlicher Wunsch**: wann man aus innigem Verlangen nach einer Sache, einen brünstigen Seufzer ausstößt.

z. E. Hiob 25. im 2 v. O! daß ich wäre, wie in den vorigen Monden, da mich Gott behütete! Und Jes. im 64 Cap. Ach! daß du den Himmel zerrissest, und herabführest; daß die Berge vor dir zerflößen!

43. §. Wann nun andre, noch mehrere Figuren, z. E. Aetiologia, Antimetabole, Chria, Collatio, Comparatio, Dissimilitudo, Gnome, Imago, Noema, Paradiastole, Paradigma, u. d. gl. zählen: so sind selbige theils gar kein Ausdruck des Affects, theils schon unter andern Namen da gewesen.

VI. Haupt-

VI. Hauptstück.

Von der bösen und guten Schreibart.

1. §.

Wenn viele Perioden in einer Verbindung stehen, so entsteht daraus eine Schreibart. Weil nun jede Periode einen oder etliche Gedanken in sich hält: so ist die Schreibart ein Ausdruck vieler zusammenhängender Gedanken.

* Zehn einzelne Sprüche aus Poeten, oder andern Schriftstellern, ohne Verbindung hinter einander gesetzet, machen also keine Schreibart aus.

2. §. Wie das Original ist, so wird das Bild: und wie die Gedanken sind, so wird auch die Schreibart. Wer also richtig, wahr und artig denket, der wird auch gut und schön schreiben: wenn er nur die Sprache recht kann, darinn er schreibt.

* Man kann also die gute Schreibart nicht aus Wörterbüchern, oder Sammlungen schöner Redensarten lernen. Viele haben dieselben völlig in ihrer Gewalt, und schreiben doch schlechtes Zeug.

3. § Wer hingegen falsche, unrichtige, übelzusammenhängende, und wohl gar närrische Gedanken hat, der schreibt auch schlecht; und wenn er die Sprache, die er brauchet, noch so gut inne hätte.

* Das erfährt man sonderlich bey vielen lateinischen Stilisten: die mit lauter ciceronischen Worten und Redensarten, nichts gescheides sagen, sondern nur ein leeres Geklingel und läppisches Geschwätz machen.

4. §.

4. §. Es giebt also zweyerley Schreibart: eine gute und schöne; oder eine schlechte und häßliche! nachdem die Gedanken sind, die ein Schriftsteller ausdrücket.

* Indessen ist es wahr, daß man zuweilen auch wahre und schöne Gedanken in einem schlechten Ausdrucke findet; wenn der Schriftsteller die Sprache nicht in seiner Gewalt gehabt hat.

5. §. Will man also eine gute Schreibart lernen: so beobachte man folgende zwo Regeln. 1) Lerne gut denken. 2) Lerne die Sprache recht, darinn du schreiben willst.

* Denn die Fehler in der Sprache verunzieren oft die besten Gedanken: so wie ein übelgemachtes Kleid, dem geschicktesten Leibe eines Menschen ein ungeschicktes Ansehen giebt.

6. §. Wie lernet man nun gut denken? 1) Durch eine vernünftige Auferziehung gescheider Aeltern und Lehrmeister. 2) Durch einen guten Umgang mit vernünftigen Leuten. 3) Durch die philosophischen Wissenschaften, und das Lesen kluger Bücher.

* Glücklich ist, wem alle diese Mittel zu Theile werden! Weil es aber wenigen gelingt, alle zugleich zu erlangen, oder brauchen zu können: so denken auch nicht alle Menschen gleich gut. Manche werden durch eine einfältige Auferziehung; andre durch einen schlechten Umgang verwahrloset. Manche verderben auch durch eine dunkele und dumme Philosophie, ihre natürliche gute Art zu denken.

7. §. Wie lernet man aber eine Sprache recht? 1) Durch die ersten Ammen und Wärterinnen, wenn sie gut sprechen. 2) Durch die Lehrmeister, die einen in der Sprachlehre unterrichten. 3) Durch den

den Umgang mit Leuten die gut sprechen, und 4) durch das Lesen wohlgeschriebener Bücher.

* Auch hier glücket es nicht allen, in allen Stücken. Daher schreiben auch nicht alle Leute gleich gut; selbst in ihrer Muttersprache nicht.

8. §. Man muß also nicht in allen Stücken so reden, wie man spricht: denn es gehen in allen Landschaften und Städten im Reden gewisse Fehler im Schwange, die man im Schreiben nicht mitmachen muß.

* Z. E. Man saget hier in Meißen: Er will es nicht **Wort** haben: da es doch heißen sollte, er will es nicht **wahr** haben, d. i. gestehen, oder einräumen. Imgleichen, **Bist du der Haare?** sollte heißen: **der Art.** Bey einer **Haare**: ist auch falsch, denn es sollte heißen, bey einem **Haare**: weil man saget, ein Haar, das Haar, nicht eine **Haare**: Ich habs in Willens ist falsch, es soll heißen: ich bin Willens u. a. m. Keine Landschaft kann sich rühmen, ganz untadelich zu sprechen: und die Gelehrten müssen sich darinn vom Pöbel absondern, daß sie die gemeinen Fehler vermeiden.

9. §. Die Schreibart theilet sich also überhaupt in die gute, und in die schlechte. Die schlechte ist dreyerley. Denn sie entsteht entweder 1) aus schlechten Gedanken, oder 2) aus einem schlechten Ausdrucke guter Gedanken, oder endlich 3) aus beydem zugleich.

* Alle drey Gattungen aber haben wieder ihre besondern Arten, die auf verschiedene Art fehlerhaft sind. Sie werden alle besonders erzählet werden.

10. §. Die erste Art der schlechten Schreibart ist die gewöhnlichste. Denn die meisten elenden Scribenten denken schlecht: d. i. sie haben falsche, verwirrte, übelzusammenhangende Gedanken.

* Z. E. Jacob Böhm denket närrisch, drum schreibt er auch schlecht. Eben so waren sonst Aulus Apronius, Lehms, Lau, itzt aber auch eine Menge elender Scribenten bekannt: die übel unter dem Hute versehen sind, oder sonst schlechtes Zeug schreiben; weil sie unwissend sind, in Vorurtheilen stecken, oder keine gesunde Vernunft haben.

11. §. Die erste und vornehmste Art davon ist die undeutliche Schreibart. Insgemein entsteht sie aus undeutlichen oder verwirrten Gedanken, die der Schreiber hat; und aus der Verbindung widriger Begriffe.

Z. E. Wenn Jac. Böhm schreibt: „Also dringet die äußere Sonne in die Sonne ins Kraut, und die innere Sonne dringet in die äußere, und ist ein eitel Geschmack und Liebhaben, eine Essenz die andre.„ Wer kann das verstehen?

12. §. Bisweilen entsteht die Dunkelheit aus dem übeln Zusammenhange der Gedanken, der aus einer schlechten Vernunft herrühret: die den Schein eines Dinges für die Sache selbst ansieht, oder bloß mit Worten spielet.

Z. E. Rom wäre nicht so groß worden, wenn es alsobald wäre groß gewesen: und seine Hoheit würde nicht über alle Völker gestiegen seyn; wenn man nicht anfangs über seine Mauren hätte steigen können.

13. §. Doch entsteht auch eine große Undeutlichkeit der Schreibart aus den Worten und Redensarten: wenn selbige 1) altväterisch, 2) neugebacken, 3) nicht überall gewöhnlich, 4) ausländisch, 5) unrecht angebracht sind.

* Von allen diesen Arten der Undeutlichkeit kann ein geschickter Schullehrer in meiner großen Redekunst Exem-

pel

pel finden, und sie seinen Schülern zu gut, nach ihrer Fähigkeit einrichten.

14. §. Manchmal entspringt auch eine Undeutlichkeit 1) aus der Verwirrung vieler Wörter, 2) aus der Auslassung gewisser nöthiger Wörter, z. E. des ich, bin, seyn und haben; 3) aus der gar zu großen Weitläuftigkeit der Perioden.

* Von allen siehe die Beyspiele im VIII. §. des XVI. Hauptstückes meiner großen Redekunst, und sonst hin und wieder.

15. §. Die II. Art der schlechten Schreibart ist die pedantische. Diese schmecket gar zu sehr nach der Schule, und brauchet entweder lateinische, oder griechische Wörter und Sprüche im Deutschen, die man gar wohl deutsch geben könnte.

* Man merke nur: daß Cicero, ob er wohl im Griechischen sehr gelehrt gewesen, dennoch in allen seinen Reden sich desselben so enthalten hat, als ob er es gar nicht könnte: außer wo er einmal das Wort ἀμνηστια, mit beygefügter Erklärung, brauchet: weil man es lateinisch so kurz nicht geben konnte. Diesem Beyspiele muß man folgen.

16. §. Oder sie machet in deutschen Wörtern lateinische Wortfügungen: die aber den Zuhörern unverständlich werden, und ganz rothwälsch klingen.

Z. E. Lasset uns allen Stein bewegen! d. i. omnem lapidem moveamus; für, lasset uns allen Fleiß anwenden. Oder: Er ist der weißen Henne Sohn, von albæ gallinæ Filius. Dahin gehören auch die participialischen Redensarten, die einige heute zu Tage ins Deutsche mengen: da sie doch unsre Sprache nur selten, und nur in gewissen Fällen erträgt.

17. §. Oder sie pralet mit vieler Belesenheit in den Alterthümern, Poeten, Rednern und Weltweisen, auch wohl neuern Geschichten und Reisebeschreibungen; sonderlich von fremden Thieren, Vögeln, Fischen, Pflanzen und Früchten.

* Dieß ist die lohensteinische Art der Pedanterey gewesen, die ihm Männling, Schröter, u. a. m. nachgeahmet haben. Exempel siehe in meiner großen Redekunst.

18. §. Oder sie machet sich mit Malereyen von Sinnbildern und Ueberschriften, mit Münzen und Erleuchtungen, Wapen und Wahlsprüchen berühmter Männer breit. Oder sie spielet endlich mit Worten.

* Die Beyspiele davon giebt meine Redekunst häufig. In der ersten Art sind die Weisianer, Talander, Menantes, Uhse, Hübner, u. s. w. in der letzten aber Emanuel Thesaurus, und die vormaligen Pegnitzschäfer verwerflich gewesen. Z. E. Was wir großes haben, ist einmal klein gewesen. . . Die Natur ist darinn am vollkommensten; daß sie nichts vollkommen hervorbringt: und das größte Wunder ist, daß sich vieles erst zum Wunder machet.

19. §. Die III. Art der schlechten Schreibart ist die gezwungene, oder affectirte. Denn 1) pflegen einige gern andern großen Rednern oder Schriftstellern nachzuäffen; daraus nichts, als ein gezwungenes Wesen entsteht.

* So haben einige dem Cicero, andre dem Plinius, noch andre dem Tacitus nachahmen wollen: wie z. E. Lipsius. Auch im Deutschen haben einige dem Lohenstein, andre dem Lassenius, andre dem Heinrich Müller, nachgeäffet. Auch Herr Kanzler von Mosheim hat seine lateinischen und deutschen Affen gefunden. Unter den ersten

sind

sind Schröter, Männling, Moller, Mell, Cober, u. a. m. bekannt worden. Die letzten mag ich nicht nennen; denn etliche leben noch.

20. §. Zweytens wollen einige gern für gelehrt angesehen und gehalten werden; daher mengen sie in ihre Reden sehr viele Büchertitel und Namen gelehrter Leute, auch Anspielungen und andre gelehrte Brocken; aber ohne alle Noth und ohne Verstand.

* Exempel findet man in meiner größern Redekunst und in den Reden großer Herren sehr häufig. Man sehe auch des Herrn von Eisenberg Reden.

21. §. Drittens wollen einige die Galanterie der Hofleute nachäffen; suchen sie aber in allerley französischen und italienischen Wörtern, oder französirenden Redensarten, und andern spaßhaften Einfällen.

* Christian Weise, Morhof, Gundling, Pufendorf, Hübner u. a. m. haben dieses Mischmasch französischer Wörter im Deutschen eingeführet: obgleich Opitz, Gryph, und Rachelius es schon lange vor ihnen lächerlich gemachet hatten. S. auch Exempel davon im Patrioten und den vern. Tadlerinnen.

22. §. Nun folget IV. die phantastische Schreibart, die Leuten eigen ist: welche viel Einbildungskraft, aber wenig Beurtheilung besitzen; und daher lauter wilden Einfällen Platz geben, die den Träumen gleichen.

* Phantasie und Einbildungskraft ist einerley. Bey wem nun diese Gemüthskraft die Oberhand hat, die Vernunft aber unterdrücket wird, der heißt ein Phantast, oder Schwärmer. Solche sind itzo unsre biblischen Romanschreiber.

23. §. Solche Leute nun sind mit den gewöhnlichen Worten und Redensarten nicht zufrieden, sondern ersinnen sich neue und ungewöhnliche. Sie nennen alles anders, und brauchen übertriebene Vergrößerungen.

* Sie reden anstatt der Engel, von Seraphen und Cheruben; anstatt ägyptischer, von mizraimischer Finsterniß: für die Ewigkeit brauchen sie Aeonen, und für Millionen, Myriaden; bloß weil es ungewöhnlichere Wörter sind. Anstatt Glück zu: rufen sie, Heil dir! Für Nattern und Schlangen nehmen sie Hydren und Amphisbänen; sie reden von lauter Phantomen, Sphären, Plainen, und Terrassen; sie sind ganz Luft, ganz Angst, ganz Narrheit rc. und was der phantastischen Schnörkel mehr sind. Lohenstein, Riemer, und Wenzel sind fruchtbar daran gewesen. Itzo treten die zürcherischen Epopöendichter an ihre Stelle.

24. §. Die V. böse Art heißt die hochtrabende, oder schwülstige; die, ob sie gleich hoch zu seyn scheint, dennoch wirklich tief ist. Denn niemand ist magerer, als ein geschwollner Wassersüchtiger; ob er gleich fett aussieht.

* Werenfels hat eine Abhandlung von den Meteoris Orationis geschrieben, die in den eigenen Schriften der hies. deutsch. Gesellf. übersetzet, auch neulich meiner akademischen Redekunst beygefüget ist. Und D. Swift hat seinen Antilongin, der auch deutsch heraus ist, in eben der Absicht geschrieben, das falsche Erhabene zu entblößen.

25. §. Der Fehler dieser Schreibart besteht darinn, daß ihre Liebhaber von kleinen Dingen gar zu große Redensarten brauchen; oder doch von wirklich großen Sachen, nur mit einer gefirnißten und falschen Hoheit reden.

Z. E. Der Anfang von Königsdorfs Rede auf Kaiser Leopolden, ist so hochtrabend beschaffen. Die Regiersucht

hat die Königreiche wider einander gestoßen, und will sich aus ihrer Zerdrümmerung ein Reich bauen 2c. Die See wird von versunkenen Flotten seicht; und will dem rothen Meere seinen Namen streitig machen. Der Atlas, der die sinkende Welt gehalten, ist eingestürzet; u. a. m. Siehe die große Redekunst im II. Theile.

26. §. Die gar zu niedrige Schreibart ist die V. böse Art derselben: denn sie fällt ins Pöbelhafte, brauchet die gemeinsten und oft schmutzigsten Wörter des gemeinen Volkes; und suchet nur Diener und Mägde zu belustigen.

* Dergleichen Zeug steht im Eulenspiegel und Clausnarr, und andern solchen Lustigmachern. Die Possenreißer in Komödien reden auch so. Abraham von St. Clara, und Valerius Herberger, Schupp und Riemer haben wohl gar auf der Kanzel so geredet. Ja wir haben itzt sehr beliebte Briefe, und satirische Schriften in possenhafter Schreibart.

27. §. Diese zu vermeiden, hüte man sich vor gemeinen Sprüchwörtern, lustigen Schwänken, läppischen Erzählungen, und lächerlichen Wörtern: womit Handwerksbursche sich auf den Herbergen und Bierbänken belustigen.

* Man lese auch keine solche Bücher, als Harlekiniana, Taubmanniana, oder politische Feuermauerkehrer und Bürstenbindergesellen; und was der Narrenpossen mehr sind. Sonderlich sind diese Dinge jungen Leuten ansteckend, und verderben ihre Schreibart.

28. §. Die VI. Art der bösen Schreibart ist die allzuweitläuftige. Diese weis nichts von abgemessenen Perioden, oder wohlgeschlossenen Sätzen; sondern läßt die Rede in einem fortlaufen, und henket immer einen Schweif und Anhang an den andern.

* Die Advocaten und Canzellisten pflegen darinn große Meister zu seyn, und ganze Bogen vollzuschreiben; ohne daß ein ganzer Satz aus ist, dabey man stille stehen und Athem holen könnte.

29. §. Nichts ist aber verdrüßlicher anzuhören, und schwerer zu verstehen, als eine so unendliche Rede: darinn der Verstand aus einem Labyrinthe in den andern gestürzet, und niemals durch einen völligen Schluß des Sinnes befriediget wird.

* Je kürzer ein Satz ist, desto weniger Gedanken und Worte hat er in sich: und desto leichter kann man ihn übersehen und verstehen. Hergegen je länger und weitschweifiger er ist, desto mehr Begriffe soll man auf einmal fassen. Dadurch werden nun die meisten Zuhörer irre; und wissen endlich gar nicht, was man haben will. Exempel stehen in meiner Redekunst.

30. §. Die VII. böse Schreibart ist, die allzukurze. Hier werden gar zu abgebrochene kurze Sätze, oft mit Auslassung vieler nöthigen Wörter und Zusätze, zusammen gehäufet: und der nöthige Zusammenhang der Sätze, fällt auch weg.

* Dergleichen Schreibart haben im Lateinischen Seneca, Tacitus und die beyden Plinier gebrauchet; zumal der Jüngere in seinen Briefen. Im deutschen sind Heinrich Müller, Lassenius, und ihr Affe, Cober, verwerflich.

31. §. Weil nun die verbissenen und ausgelassenen Wörter, nebst den verschwiegenen Verbindungen der Sätze, gleichfalls eine Dunkelheit verursachen: so kann diese Schreibart auch nicht gebilliget werden.

* Außer dem hemmet eine solche Schreibart die Gedanken gleichsam bey jedem Schritte. Die Seele muß immer

etwas

etwas neues denken, welches ihr beschwerlich wird; zumal wenn die Verbindung nicht ins Auge fällt. Daher nennet man solche Schreibart Arenam sine calce, oder Scopas dissolutas; deutsch, Häckerling.

32. §. Die VIII. Art der bösen Schreibart ist die übel verbundene. Denn manche Schriftsteller wissen mit den Bindewörtern nicht umzugehen. Sie paaren sie unrecht zusammen; brauchen ein denn, weil oder aber, u. s. w. wo keines hingehöret.

* Diese Schreibart ist also ein Merkmaal schwacher Köpfe: die keinen Zusammenhang der Gedanken einsehen, oder denselben nicht mit Worten auszudrücken wissen; kurz, die keine Logik gelernet haben. Sie schließen nicht, sondern faseln nur mit den Worten herum, ja träumen bey wachenden Augen.

33. §. Daher müssen Anfänger wohl merken: was für Bindewörter zusammen gehören, oder auf einander folgen; was ein Gegentheil, was ein Beweis, und was eine Folgerung aus dem vorigen anzeiget.

* Hier thut die Lehre von den zusammengesetzten Perioden gute Dienste: denn da lernet man, daß auf gleichwie, so, oder also; auf obwohl, dennoch oder gleichwohl; auf nachdem, ein da, oder so, erfolgen muß, u. d. gl. Unstudierte Leute pflegen hier am meisten zu fehlen.

34. §. Die IX. böse Schreibart endlich ist die übel abgetheilte. Manche Leute nämlich wissen nicht, wo sie einen Strich, oder einen Punct, einen Strichpunct, oder Doppelpunct machen, ein Fragezeichen, oder ein Ausrufszeichen setzen sollen.

* Dieses lernet man aber theils aus meiner Sprachlehre, theils aus dem Kerne derselben. Vernünftige Lehrer werden hier junge Leute an der Tafel durch Fragen zu

üben, und dasjenige zu wiederholen wissen, was man aus der Sprachkunst etwa schon gefasset hat.

35. §. In dieser Art fehlen theils die, so fast gar keine Unterscheidung machen; theils die, so deren zu viele von einer Art setzen; theils diejenigen, welche sie auf unrechten Stellen anbringen.

* Die allermeisten Schriftsteller, sowohl in Deutschland, als bey den Ausländern, wissen mit den Unterscheidungszeichen schlecht Bescheid. Die Probe einer Schrift, die gut punctiret worden, ist: wenn man sie ohne allen Anstoß fertig weg lesen, und gut verstehen kann.

Von der guten Schreibart.

36. §. Man kann aus dem bisherigen leicht denken, wie im Gegentheile die gute Schreibart aussehen müsse. Sie muß nämlich 1) verständlich, 2) artig, 3) ungezwungen, 4) vernünftig, 5) natürlich, 6) edel, 7) wohlgefaßt, 8) ausführlich, 9) wohl verknüpft, und 10) wohl abgetheilet seyn.

* D. i. kurz: sie muß das Widerspiel von der schlimmen Schreibart seyn; und alle die entgegen gesetzten guten Eigenschaften haben, davon jene die bösen hatte.

37. §. Wer 1) **deutlich** schreiben will, der denke erst selbst deutlich und ordentlich, damit er wisse, was er sagen will. Denn wer selbst noch nicht weis, was er will, wie will der deutlich schreiben?

* Darzu hilft nun eine gute Vernunftlehre, nebst den andern philosophischen Wissenschaften sehr viel. Hier lernet man sich deutliche Begriffe machen, recht urtheilen und richtig schließen. Horaz saget:

Scribendi recte, sapere est et principium et fons.

38. §. Sodann brauche er lauter gewöhnliche, überall bekannte, weder veraltete, noch neugebackene

Wör-

Wörter; und diese in ihren richtigen Bedeutungen, und gewöhnlichen Verbindungen; vermeide auch die Einschiebsel gar zu vieler Nebendinge.

* Mehrere Behutsamkeiten siehe in meiner größ. Redek. 16 Cap. Man kann nicht Fleiß genug auf die Deutlichkeit wenden: denn Cicero saget; Perspicuitas est prima virtus stili; und qui non vult intelligi, non debet legi. Kaiser August beym Sueton, eiferte gleichfalls für die Deutlichkeit.

39. §. Um 2) artig zu schreiben, gehe man mit den artigsten Leuten seiner Zeit fleißig um: und halte sich immer mehr zu den Vornehmen als Geringen. Man zwinge sich auch nicht sehr tiefsinnig, gelehrt oder belesener zu scheinen, als man ist.

* Doch versteht man durch die artigen Leute nicht diejenigen, die sich durch falsche Nachäffung der Hofsitten, oder halb französischen Mundart lächerlich machen. Es müssen wohlerzogene, vernünftige und nicht ganz unwissende Leute seyn. Sonderlich müssen sie in ihrer Muttersprache viel Gutes gelesen haben.

40. §. 3) Ungezwungen zu schreiben, muß man sich nicht zwingen, gewissen, ja auch den berühmtesten Scribenten nachzuäffen. Ein jeder muß nach seiner eigenen Art, Einsicht und Gemüthsbeschaffenheit reden, handeln und schreiben, wenn er vom Zwange frey seyn will.

* Man sieht ja, wie lächerlich alle die geworden, die Mosheimen und Hallern oder wohl gar Kaufmannsbriefe in gellertischer, d. i. possirlicher Schreibart. (Wird man nicht noch Predigten darinn abfassen?) nachkünsteln wollen. Und insgemein erreichen solche Affen eher das Schlimme und Fehlerhafte großer Männer, als das Gute, so sie an sich haben: wie in Rom ein gewisser Arruntius, den Fehler des Sallustius, Exercitum argento fecit, nachgemachet.

41. §.

41. §. 4) Vernünftig wird man schreiben, wenn man sich um nichts so sehr, als um die Wahrheit dessen, was man saget, bekümmert; die gar zu wilden Ausschweifungen und Bilder der Phantasie aber fleißig vermeidet.

* Wilde und gar zu häufige Tropen, als Metaphoren, Allegorien, Metonymien und Synekdochen, machen mehr schwülstige Räthsel, als eine vernünftige Rede. Man sieht es an den neumodischen Dichtern und Romanschreibern, auch Verfassern der bürgerlichen Trauerspiele wohl; denen man mit Canitzen zurufen möchte:

Mein Gott! wie rasen nicht die Dichter!

42. §. 5) Natürlich schreibt man, wenn man 1) keine hochtrabende und schwülstige Schriftsteller liest; 2) sich kein ander Bild in den Kopf setzet, als was zur Sache selbst gehöret, davon man reden will; 3) nicht zwey, dreyerley entfernte Dinge in einander menget.

* Daher sind Lucan, Claudian, Statius, Apulejus, Boethius, Barclajus, für Anfänger nichts nütze. Wer sie lesen will, der muß schon in den besten Schriftstellern des Lateins seine Schreibart gebildet und befestiget haben. Im Deutschen ebenfalls muß man die lohensteinische, marinische und bodmerische Schule, von Ausländischen aber die Miltonianer und Youngs Affen sorgfältig meiden.

43. §. Wer 6) edel schreiben will, der lese lauter Schriftsteller, die nicht wie der Pöbel reden; sondern überall edle Gesinnungen und Sitten verrathen: ob sie gleich darum nicht schwülstig schreiben.

* Ein Graf Bünau, ein Kanzler Mosheim, der englische Zuschauer, Aufseher, und andre deutsche Sittenschriften, können hier zu Mustern dienen.

44. §. Wohlgefaßt wird 7) die Schreibart, wenn man seine Gedanken kurz zusammenhält; und alles überflüßige vermeidet, damit die Sätze nicht zu weitläuftig werden.

* Man muß den ganzen Satz übersehen, ehe man noch die Feder ansetzet. Man muß aber auch gewisse juristische Bindewörter, z. E. sintemal, nachdem, alldieweilen, obwohlen, dannenhero, immaßen, angesehen, weswegen, gestalten, bevorab, ungeachtet u. d. gl. sorgfältig vermeiden. Denn sie führen auf lauter Ausschweifungen.

45. §. Ausführlich aber 8) wird die Schreibart werden, wenn man kein Wort verbeißt, das zum rechten Verstande des Satzes gehöret, und den Sinn deutlich machet. Dahin gehören sonderlich das seyn und haben.

* Nicht nur, wenn sie rechte Zeitwörter sind, (verba substantiva) sondern auch, wenn sie nur Hülfswörter (auxiliaria) abgeben. Auch das ich, muß man bey bin, und habe nicht auslassen, wie einige aus falscher Bescheidenheit thun. Endlich muß man nicht aus Begierde kurz zu schreiben, den participialischen Ausdrücken nachjagen; wie einige Neulinge thun.

46. §. Zusammenhangend kann man 9) die Schreibart machen: wenn man entweder die bekanntesten Bindewörter, denn, weil, aber, doch, jedoch, wiewohl, daher, deshalben u. s. w. brauchet; oder doch die Verbindung der Sätze so genau machet, daß man sie nicht vermisset.

* Das heißt, die Connexio ist entweder verbalis, oder realis; entweder die Verbindung besteht in Worten, oder in den Sachen selbst. Allein diese letzte muß doch so sichtbar werden, daß man jene nicht verlanget.

47. §. Die wohlabgetheilte Schreibart endlich entsteht aus dem rechten Gebrauche der Unterscheidungszeichen. Diese sind das Strichlein, der Strichpunct; der Doppelpunct: und der Punct. Das Fragezeichen? und Ausrufszeichen! gehören auch noch dazu.

* Wo sie aber stehen müssen, das zeiget die Sprachkunst, nebst der Vernunftlehre, die alle Gedanken recht absondern lehret. Eine Schreibart nun, die alle diese Eigenschaften hat, wird gewiß gut, und richtig, ja angenehm und ohne Tadel seyn. Der Unterscheid der historischen, dogmatischen und oratorischen Schreibart; imgleichen der natürlichen, sinnreichen und beweglichen Schreibart, gehöret nicht für Anfänger, sondern für Leute von reiferer Urtheilskraft.

II. Abschnitt.
Besondre Vorübungen.

I. Hauptstück.
Von Fabeln und Erzählungen.

1. §.

Nichts ist jungen Leuten so angenehm, als Fabeln und Erzählungen. Daher thut man wohl, wenn man sie den Anfang ihrer Uebungen im Schreiben, damit machen läßt; daß sie dergleichen schriftlich aufsetzen müssen.

* Man kann sie ihnen vorher entweder mündlich erzählen, oder solche aus einem deutschen, oder lateinischen Buche durchlesen lassen: damit sie ihnen vorher bekannt sey. Sodann müssen sie selbige mit ihren eigenen Worten aufschreiben.

2. §. Eine Fabel ist eine erdichtete Begebenheit, die sich aber in gewissen Umständen begeben haben könnte; und die da geschickt ist, eine Wahrheit, oder Sittenlehre dadurch vorzutragen.

* Die Poeten haben dieselben zuerst erdacht: doch haben sich hernach auch Redner derselben bedienet, einfältige Zuhörer dadurch zu gewinnen. So habens Jotham im Buche der Richter, Nathan an den König David, das kluge Weib zu Thekoah, und Menenius Agrippa gemachet.

3. §. Die Fabeln sind entweder äsopisch, oder milesisch und sybaritisch. Die ersten handeln von Thieren, Pflanzen oder leblosen Dingen; doch so, daß bisweilen auch Menschen und Götter darunter vorkommen.

* Einige

* Einige wollen auch ganz menschliche Fabeln einräumen: allein wenn man es ja thut, so sind sie nicht äsopisch zu nennen, sondern milesisch: weil man zu Miletus in klein Asien, dergleichen erfunden hat.

4. §. Man pflegt aber anstatt der heydnischen Götter, auch andre erdichtete Personen in Fabeln zu bringen, die man als vernünftige Wesen handeln läßt: z. E. Armuth und Reichthum; das Glück und Unglück; die Gesundheit und Krankheit; die Tugenden und Laster, u. d. gl.

* So pflegen auch die Maler die Jahreszeiten, die vier Alter des Menschen, die vier Welttheile, die Hoffnung, die Leidenschaften u. d. m. als Personen in menschlicher Gestalt zu bilden.

5. §. Die Hauptregel ist hier: daß jede Person in einer Fabel so reden und handeln muß, wie es sich für sie schicket; wie es ihrer Natur und bekannten Art oder ihrem erdichteten Charakter gemäß ist; und daß alles übrige wahrscheinlich sey.

* Doch es ist hier nicht die Meynung, daß Kinder und junge Leute selbst neue Fabeln erdichten; sondern nur, daß sie fremde bereits erfundene Fabeln, sollen gut erzählen und vortragen lernen.

6. §. Man mache also den Anfang mit der biblischen Fabel Jothams, aus dem Buche der Richter. Die Schrift erzählet sie kurz, das ist der Grund dazu: diesen muß ein Knabe hernach mit eignen Worten erzählen und etwas erweitern. Jene lautet so:

Jothams Fabel.

Die Bäume giengen hin, daß sie einen König über sich salbeten; und sprachen zum Oelbaume: Sey unser König! Aber der Oelbaum antwortete ihnen: soll ich meine

meine Fettigkeit lassen, die beyde Götter und Menschen an mir preisen; und hingehen, daß ich über den Bäumen schwebe? Da sprachen die Bäume zum Feigenbaume: Komm du, und sey unser König! Aber der Feigenbaum sprach zu ihnen: soll ich meine Süßigkeit und meine gute Frucht lassen; und hingehen, daß ich über den Bäumen schwebe? Da sprachen die Bäume zum Weinstocke: Komm du, und sey unser König! Aber der Weinstock sprach zu ihnen: soll ich meinen Most lassen, der Götter und Menschen fröhlich machet; und hingehen, daß ich über den Bäumen schwebe? Da sprachen alle Bäume zum Dornbusche: Komm du, und sey unser König! Und der Dornbusch sprach zu den Bäumen: Ists wahr? daß ihr mich zum Könige salbet, über euch: so kommet und vertrauet euch unter meinen Schatten. Wo nicht: so gehe Feuer aus dem Dornbusche, und verzehre die Cedern Libanons!

* Die Ausarbeitung überläßt man der Anführung eines jeden wackern Schullehrers zu verbessern.

II. Eine andere aus dem Pflanzenreiche.

S. der vernünftigen Tadlerinnen I. Theil. Auf der 338 Seite.

Das Veilchen und die Tulpe.

Als Thiere und Gewächse noch ihre Sprache nicht vergessen hatten, ward der Veilchenstock, nicht weit von sich, einer Tulpe gewahr: die wegen ihrer wunderwürdigen Farbenmischung, die Königinn aller Frühlingskinder heißen wollte. Diese stolze Schwester, welche ihren Hals aus Ehrbegierde recht hoch empor zu tragen schien, zog die Augen aller derer an sich, die in den Garten kamen. Ein jeder lobete ihre Schönheit; ein jeder wünschete sie in seinem Beete zu haben: und an die umstehenden Blumen ward fast gar nicht gedacht. Der Veilchenstock hatte dieses alles eine Zeitlang mit neidischem Herzen angesehen;

als er sich endlich entschloß, der Blumengöttinn Flora sein Anliegen zu eröffnen, und sie um Linderung seines Kummers zu ersuchen. Als nun Flora, sich zu erlustigen, einmal in diesen Garten kam, brachte er seine Klagen vor. Die Göttinn hörete ihn geduldig an, und stellete sich; als ob sie die Billigkeit seines Gesuches vollkommen erkennete. Ich sehe, daß dir Unrecht geschieht, war ihr Wort; und bin entschlossen, dir zu helfen. Was meynest du? bist du es zufrieden, daß ich dich in einem Augenblicke in eine so schöne vielfältige Tulpe verwandeln soll? Herzlich gern, versetzte der bekümmerte Veilchenstock: nichts würde mir lieber seyn, als diese Verwandlung. So willst du denn, gab Flora zur Antwort, inskünftige, anstatt unzähliger Blumen, nur eine einzige Tulpe hervorbringen? Willst du deinen angenehmen und erquickenden Geruch gänzlich fahren lassen? Willst du endlich deine nützliche Wurzel, daraus die herrlichsten Arzeneyen zubereitet werden, mit einer unnützen Zwiebel vertauschen? Bedenke wohl, was du thust! Als der Veilchenstock das hörete, ward er ganz traurig, schämete sich seiner vormaligen Misgunst, und verlangte nicht mehr die Menge seiner guten Eigenschaften, mit einem unnützen Glanze der Farben zu verwechseln.

Exempel von thierischen Fabeln.

7. §. Eins der schönsten steht beym Horaz, von der Stadt- und Feldmaus. Ich will sie erst kurz erzählen, hernach mag man die weitläuftigere Ausführung aus dem Lateinischen dazu nehmen.

Eine Feldmaus bewirthete auf dem Lande eine Stadtmaus; und suchte sie mit ihren leckersten Speisen zu erquicken. Diese schmeckten der Stadtmaus nicht; daher nahm diese ihre Wirthinn mit sich in die Stadt. Sie führte sie in ein Gastzimmer, wo der Hausherr eine prächtige Abendmahlzeit gehalten hatte. Indem sie nun mit einander schmausen, höret man das Schloß klappern, und die Hunde bellen. Beyde beben, und fliehen; sonderlich die Feldmaus,

maus, die der Wege unkundig war. Zu allem Glücke kömmt sie lebendig davon. Als sie nun mit großer Angst wieder nach Hause kam, sprach sie: Will ich doch viel lieber bey voller Sicherheit, mit meiner Armuth zufrieden seyn; als bey so großer Gefahr, in allem Ueberflusse leben!

* Der berühmte Rollenhagen hat diese Fabel sehr schön und lebhaft, obwohl in altväterischen Reimen, erzählet.

Eine weitläuftigere ist folgende;

S. das Neueste von 1753 auf der 799 Seite.

Der feine Geschmack.

Zween Esel giengen längst dem Wege
Nach einer hochgelehrten Stadt,
Wo alles Witz und Einsicht hat;
Und sorgten bloß für ihre Pflege.
Zwar Gras und Klee war ihrem Gaum
Ein viel zu schaal und mattes Essen:
Das mögen Küh und Pferde fressen!
Sprach einer, und beroch sie kaum.
Ein scharfbezackter Distelstrauß,
Und Nesseln, die am Wege stunden;
Die wurden leckerhaft befunden:
Die stachen alle Blumen aus!

Herr Bruder! rief mit Freudigkeit,
Der andre Langohr: hier nicht weit
Steht ein recht scharfer Leckerbissen:
Der sticht und brennt die Zunge recht!
Dagegen nenn ich alles schlecht,
Was andre Thiere fressen müssen.

Wie freu ich mich, versetzte drauf
Sein Kammerad in vollem Lauf,
Daß wir ein gleiches Glück genießen!
Du liebst das rauhe, so wie ich:
Was stachlicht ist, das reizet dich:
Mags immerhin das Pferd verdrießen!

Indessen naht ein Reiter her,
Der aus der Stadt zur Lust geritten.
Sein Roß, mit langsam stolzen Schritten,
Vernimmt dieß Pochen ungefähr.
Mit wiehern lacht es dieser Thiere,
Die nur ihr Distelbusch erfreut!
Welch ein Geschmack! = = So kritisire!
Ruft Langohr voller Dreistigkeit.
Du hast nur den Altagsgeschmack.
Wir lieben nur ein leckres Essen.

Das Roß versetzt ihm einen Schlag,
Und spricht: Wem man den Haber beut,
Kann Dorn und Nesseln leicht vergessen.
Man sieht wohl, daß ihr Esel seyd:
Sonst würdet ihr nicht Disteln fressen.

So pflegt ein Dummkopf allemal
Sich selbst und seinen Witz zu adeln;
Und kühnlich so Geschmack als Wahl
Der aufgeklärtern Welt zu tadeln.
Man laß ihn gehn! Wer kann ihm rathen?
Auch Koth schmeckt Sauen wie Muscaten.

8. §. Unter denen, die von den Vögeln handeln, ist folgende Fabel beym Aulus Gellius sehr schön beschrieben; im 2 B. 29 Cap.

Die Lerche.

Eine Lerche, die im Getrayde genistet hatte, befahl ihren Jungen, als sie ausflog, fleißig Achtung zu geben, was sie würden reden hören; und es ihr zu erzählen. Der Herr des Feldes kömmt mit seinem Sohne, und spricht: du siehst, daß die Saat reif ist. Darum geh morgen früh zu unsern Freunden, und bitte sie, uns in der Aernte zu helfen. Die jungen Lerchen hören das, und erzählen es der Mutter mit Zittern, als sie nach Hause kömmt. Aber diese lachet, und spricht: Seyd immer ohne Sorgen! so lange

lange sich der Herr auf seine Freunde verläßt; so hat es noch keine Noth. Als sie des folgenden Tages wieder ausgeflogen war, Futter zu suchen: kam der Hausvater wieder; und sprach zum Sohne: Unsre Freunde sind saumselig: wir wollen also unsre Verwandten bitten, uns morgen zu helfen. Auch dieses erzählen die bebenden Vögel der Mutter: aber diese spricht ihnen abermal guten Muth ein. Die Verwandten, heißt es, sind nicht hitziger, als die Freunde. Gebt nur genau acht, was weiter vorgeht. Nächsten Tages kömmt der Hausvater wieder; und weil auch die Blutsverwandten ausgeblieben, so spricht er zum Sohne: Weg! mit Freunden und Anverwandten. Bringe du morgen zwo Sensen, eine für mich, die andre für dich; so wollen wir dieß Geträyd mit eignen Händen abschneiden.

Da die alte Lerche diese Zeitung hörete, sprach sie: Nun ist es Zeit zu weichen, lieben Kinder! Denn nun ist es ohne Zweifel ein Ernst mit der Erndte, da derjenige sie angreift, dem daran gelegen ist. So zog sie mit ihren Jungen davon, und das Korn ward abgehauen.

Diese Fabel lehret: daß man sich auf Freunde und Verwandte nicht verlassen, sondern seine Geschäffte selbst verrichten müsse.

Non tu exspectes per amicos,
Quod tu per te agere possis.

9. §. Da es auch nicht unrecht ist, Knaben bisweilen poetisch abgefaßte Fabeln in ungebundener Schreibart vortragen zu lassen: so will ich folgende in Versen hersetzen. S. den I. Band des Neuesten auf der 387 Seite.

Aus dem Französischen.

Der Maulwurf, wie man glaubt, ist blind.
Ein Dichter darf nicht weiter fragen.
Was alle Philosophen sagen,
Das stört ihn minder, als der Wind.

Ihm muß der Schwan im Singen sterben;
Ihm lebt der Phönix tausend Jahr:
Kurz, ihm ist jede Sage wahr,
Die wir von unsern Müttern erben.

Der blinde Maulwurf kam also
Einmal aus seinem Bau gekrochen:
Als ein Paar Adler frisch und froh
Vom heitern Himmelsglanz gesprochen.
Wie blitzend stralt die Sonne nicht,
(Dieß war ihr Wort) am blauen Bogen!
Wie schöner Farben buntes Licht
Hat Feld und Auen überzogen?

Der Maulwurf horcht ... Was sprichst denn du?
Er läuft davon : : Gevatter, bleibe!
Er hört noch etwas, gähnt dazu;
Und eilt nach anderm Zeitvertreibe.
Mit Murmeln kriecht er in sein Loch:
Die Adler, spricht er, haben Klauen.
Und Schnäbel, in den Raub zu hauen,
Das räum ich ihnen ein: jedoch
Hört man sie von dem Himmel sprechen,
Von Sonne, Licht, und Stralenbrechen,
Von Farben, und dergleichen mehr;
So dauert mich die Zeit zu sehr.

Des Abends, als es dunkel ward,
Wenn sich die Eulen munter weisen,
Gerieth er aus der holen Fahrt
Heraus, zu zwoen Fledermäusen.
Da trug er seinen Zweifel vor.
Zwo Eulen gönnten ihm das Ohr;
Freundinnen, hieß es, sollte wohl
Das Sonnenlicht viel Ruhm verdienen?
Sogleich rief jedes unter ihnen:
Wer dieß behauptet, der ist toll!
Und kurz, der Satz ward fest beschlossen:
Des Lichtes Freunde sind geschossen.

So

So sieht ein finstrer Kriticus,
Der nie der Wahrheit Glanz erblicket,
Die heitre Geister doch entzücket,
Den hellen Ausdruck mit Verdruß.
Was tausend andern reizend deucht,
Das nennt er schal, und matt, und seicht;
Ja, um es stärker zu verdammen,
Bannt er sein Häuflein auch zusammen:
Das, weil es nur im Finstern tobt,
Sein strenges Kritisiren lobt.

10. §. Fabeln, darinn Thiere und Menschen zugleich vorkommen, werden vermischte genennet; und davon gebe ich folgendes Beyspiel, aus der vernünftigen Tadlerinnen II. Th. a. d. 277 Seite.

Der Mann, der Hund, u. die Katze.

Ein Mann, der eine Katze und einen Hund in seinem Hause hatte, liebete die erstere mehr, als den andern. Sie lag mehrentheils in seinem Schooße. Er streichelte ihr unaufhörlich über das sanfte Fell; er aß keinen Bissen, den er nicht mit ihr theilete: und des Nachts schlief sie auf seinem Hauptküssen. Der Hund hingegen bekam kaum die Knochen, welche man zum Hause hinaus warf. Er durfte nur in die Stube riechen, so ward er schon mit Prügeln hinausgetrieben. Indessen wachete er doch Tag und Nacht für die Wohlfahrt des Hauses; er folgete seinem Herrn wo er hingieng, behütete auf Reisen seine Sachen: und auf der Jagd hat er ihn oft aus Lebensgefahr errettet. Die verzärtelte Katze aber mausete nicht; weil sie niemals hungerte: sie lernte keine Kunst; weil dieses ohne Schläge nicht abgegangen wäre. Und dennoch mußte eine jede Bewegung ihres Schwanzes ein besonderes Zeichen ihrer Klugheit heißen: denn er sagte oft, daß ihr von einem menschlichen Verstande nichts als die Rede fehlete. Oft ward sie ganz wild, und sprang auf Tischen und Fenstern herum, zerbrach

Gläser, Porcellan und Spiegel: allein es ward ihr alles geschenket. Ihr Herr sagete: sie verstünde es nicht besser; man hätte sie nicht scheuchen sollen: ja der Hund mußte oft das Bad entgelten.

Allein was geschah? Als der Herr starb, fieng der Hund ein erbärmliches Heulen an, und wollte in etlichen Tagen weder fressen noch saufen. Die Katze hingegen schlich sich zu seinem Sarge, kratzete ihrem Wohlthäter die Augen aus dem Kopfe, und fraß ihm Nase und Ohren ab. Da sah man, daß derjenige der Liebe seines Herrn am würdigsten gewesen war, der sie am wenigsten genossen hatte.

11. §. Fabeln von ganz erdichteten Personen findet man auch schon bey den Alten. Ich will folgende zum Exempel geben, weil sie lehrreich ist.

Die Wollust und der Schmerz.

Die Wollust war einmal mit dem Schmerze uneins geworden, wer von beyden bey dem Menschen wohnen sollte. Da sie sich nun nicht vergleichen konnten, verklagten sie einander beym Jupiter. Dieser versuchete allerley Mittel sie zu vereinigen; allein umsonst. Endlich, da alles vergebens war, nahm er eine demantene Kette, und band sie unauflöslich zusammen; so, daß seit dem, wo nur die Wollust hingeräth, auch der Schmerz ihr auf dem Fuße folgen muß.

Lehre. Daher kömmt es, daß die Wollüstigen sich täglich, ohne es zu wissen, oder zu glauben, tausenderley Krankheit, Armuth und Ungemach zuziehen.

Eine andere in Versen. S. das Neueste T. III. auf der 151 Seite.

Vom Witze und der Narrheit.

Der liebe Witz gieng auch einmal auf Reisen:
Gilt ein Prophet im Vaterlande was?
So manches Buch konnt ihm den Ausspruch weisen:
Kurz, er zog aus, und sah bald dieß bald das.

Von Stadt zu Stadt durchstrich er die Provinzen,
Und jedes Herz ward gleich in ihn verliebt.
Aus fremder Kraft führt er den Staat, wie Prinzen.
So hätt ich selbst die Großmuth gern geübt!
Indeß geschahs, daß unsers Wandrers Glücke
Ganz unverhofft ein zeitig Ende fand.
Ach schöne Zeit! wie kurz sind deine Blicke!
Vom Unglück ist das Widerspiel bekannt.
Er ließ sich bald von toller Liebe fangen:
Man rath einmal den schönen Gegenstand!
Die Narrheit wars, mit der er sich vergangen:
Und Wälschland sah, daß er sich ihr verband.
Das wilde Mensch durchstrich, gleich ihm, die Lande;
Das Carneval und Momus führten Sie.
Hier fieng sie ihn in einer Masquenbande;
O! solchem Reiz entgeht ein Stutzer nie.
Der Witz pflegt stets das äußerste zu lieben:
Die Narrheit war damals recht aufgeräumt.
Ihr Bündniß ward vom Schicksal unterschrieben,
Kurz, Hymen selbst hat nicht sein Amt versäumt.
Nie hat ein Bund mehr Fruchtbarkeit gewonnen!
Das erste Kind war Fräulein **Bildungskraft**;
Ein muntrer Kopf, doch wild und unbesonnen:
Tanz, Flug und Sprung, war ihre Leidenschaft.
Sie strebte stets, gleich Ikarn, nach dem Himmel.
Die Chronik sagt: sie glich dem Vater sehr;
Jedoch an Lust zum Lärmen und Getümmel,
Der wilden Art der Mutter dreymal mehr.
Sie schwärmet gern und haßt ein stilles Wesen:
Oft wird sie gar so toll, als die Mama.
Doch mag sie auch sehr gern Gedichte lesen:
Und, wie es scheint, das hat sie vom Papa.
Sie liebt nur das, was voller Metaphoren,
Mit Dunst und Schwulst auf hohen Stelzen steht;
Und durch die Pracht gehäufter Meteoren,
Nach Irrwischart, den Pöbel hintergeht.

Der Narren Schaar läßt sich dadurch betrügen.
  Ein junger Sohn folgt dieser Tochter nach;
Dem brachte stets das Flittergold Vergnügen;
  Der hatt' ein Maul, das unaufhörlich sprach.
Das kluge Kind ward **Wörterschmidt** geheißen,
  Das wenig dacht, und alles kühn entschied:
Das Weibervolk schien sich um ihn zu reißen,
  Bey dem sein Ruhm auf diesen Tag noch blüht.
Ein Zwillingspaar ward kurz darauf gebohren,
  Herr **Fabelhans** und Junker **Liedermann**:
Das sich zum Spott der Tugenden verschworen;
  Man sah ihm Neid und freche Geilheit an.
Noch einmal ist ein Zwillingspaar entsprossen,
  Herr **Pickelscherz** und Fräulein **Quodlibet**.
Das ward beliebt durch Pöbelhafte Possen;
  Davon der Brauch auch itzt noch nicht vergeht.
Welch schöner Lauf von ihren Ehstandsjahren!
  Frau **Narrheit** war von seltner Fruchtbarkeit;
Und da sie so bis itzo fortgefahren:
  So füllt ihr Stamm den Pindus weit und breit.
Dieß war die Frucht von solchem tollen Lieben!
  Wo kam das her? Das Reisen hatte Schuld!
Und Phöbus selbst rief oft aus Ungeduld:
  O guter Witz! wärst du daheim geblieben!

12. §. Will man nun solche Fabeln erweitern lassen, so kann man theils allerley Umstände, die sich dazu schicken, dazu dichten, theils die Personen selbst redend einführen; doch alles der Wahrscheinlichkeit gemäß.

* Denket jemand, daß dieses zur Poesie gehöre: so hat er zwar nicht unrecht. Allein da junge Leute doch Stoff zum Schreiben haben müssen; Fabeln aber angenehm sind, und auch zur Uebung ihrer prosaischen Feder dienen können: so habe ich darinn dem **Aphthonius** folgen wollen, dieselbe zur ersten Vorübung der Beredsamkeit vorzuschlagen.

Ein belesner Schullehrer, wird aus dem Aesop, Phädrus, Faerne, und aus neuern Fabeldichtern, z. E. des Herrn Lichtwehrs äsopischen Fabeln, schon mehrere Uebungen anzugeben wissen.

Von Erzählungen.

13. §. Dasjenige, was die Alten milesische und sybaritische Fabeln nannten, das waren menschliche Fabeln: die aber nicht sowohl zum Unterrichte, als zur bloßen Belustigung, erdacht waren. Daher kam es, daß sie leicht in ein schlüpfriges Wesen ausarteten.

* Eben so ist es mit den Erzählungen des Fontaine, und einiger unsern neuern Landsleute, z. E. Hagedorns Erzählungen gegangen: und eben daher ist es nicht gut, solche Erzählungen der Jugend in die Hände zu geben, woraus sie mehr Böses, als Gutes lernen. Es sind fabulæ peccare docentes. Des Hrn. Canzleyraths Westphalen neue Fabeln und Erzählungen nehme ich hier billig aus.

14. §. Wir reden auch hier, nicht sowohl von solchen fabelhaften oder erdichteten, als von wahren Erzählungen, wirklich vorgefallener Begebenheiten. Denn es ist nicht allein eine Kunst, dergleichen geschickt abzufassen; sondern auch in der Beredsamkeit sehr brauchbar und nöthig.

* Die Meisterstücke der größten Redner bey Griechen und Römern zeigen es: und sonderlich ist Cicero ein großer Meister in der Kunst schön zu erzählen gewesen. Seine Reden wider den Verres biethen die schönsten Muster dar.

15. §. Wer also gut erzählen will, der muß 1) die Geschichte selbst recht wissen, wie sie vorgegangen ist; und zwar mit allen zum Verstande derselben nöthigen Umständen. 2) Muß er sie ordentlich nach dem, was vorhergegangen, und darauf erfolget

folget ist, vortragen; nicht aber das hinterste zuförderst setzen.

* Es versteht sich, daß man keine unnütze Umstände in die Erzählung mischen, und sich so viel möglich der Kürze befleißigen muß; doch so, daß man nichts zur Absicht dienliches ausläßt. Man pflegt zu dem Ende den Vers zur Regel zu geben:

Quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando?

16. §. Die Schreibart der Erzählungen muß nicht versteckt und dunkel, sondern klar und deutlich; die Wortfügungen müssen nicht verstrickt, sondern gewöhnlich und leicht; die Worte aber, zwar nicht pöbelhaft, aber doch üblich seyn, und in der bekanntesten Bedeutung genommen werden.

* Eine Erzählung muß weder schwülstig und hochtrabend, noch gar zu gemein und niederträchtig klingen. In jener sind **Ziegler** im Schauplatze der Zeit, **Erasmus Francisci**, und **Lohenstein** im **Arminius** tadelhaft. In dieser aber sind ungemein viel andre zu verwerfen, die mit gar zu possenhaften Redensarten und Sprüchwörtern um sich werfen.

17. §. Man theilet die Erzählungen in poetische, historische und bürgerliche. Die ersten gehören für die Dichter; die beyden letzten brauchet ein Redner. Durch die bürgerlichen Erzählungen versteht man den Vortrag neuerer Begebenheiten, die noch in keinen Geschichtbüchern stehen.

* Diese letzten brauchet ein Redner sehr oft, in Lob- und Tauerreden; wenn er die Thaten und das rühmliche Verhalten derer beybringen muß, die er loben oder bedauren soll.

18. §. Zur Uebung der Jugend indessen, können auch solche Erzählungen erdichteter Begebenheiten dienen, dergleichen Ovid in seinen Verwandlungen vorgetragen hat. Diese läßt ein geschickter Schulmann erst im Poëten durchlesen, oder erklären; und hernach von seinem Untergebenen schriftlich erzählen.

* Eben so kann man aus dem Homer und Virgil allerley Stücke nehmen; z. E. vom Ulysses, und der Verwandlung seiner Gefährten in Thiere: von der Dido, u. d. m. Indessen kann man auch aus dem Valerius Maximus, aus Rollins Historiis selectis, oder aus der Acerra Philologica etliche zur Uebung wählen.

19. §. Zum Beyspiele soll folgende Erzählung aus dem Angelus Politianus dienen: darinn die Ursache erkläret wird, woher die vormals weißen Rosen roth gefärbet worden.

Venus liebte den schönen Jüngling Adonis, des Cinyras, eines cyprischen Königes, und der Myrrha Sohn: Mars aber hatte sich in die Venus verliebet. Hier liebte also ein Gott eine Göttinn, dort aber eine Göttinn einen Menschen; beyde mit sehr brünstiger Liebe. Der eifersüchtige Mars beschloß daher, seinen Nebenbuhler Adonis aus dem Wege zu schaffen: in fester Meynung: wenn dieser nur erst todt wäre, so würde sich die Liebe der Göttinn schon ihm zuwenden. Er versetzet ihm also eine tödtliche Wunde: Venus eilet ihm zu Hülfe; geräth aber unversehens in ein Rosengebüsch, und verletzet sich an den Dornen derselben den einen Fuß. Von Stund an färbet der Göttinn herausfließendes Blut die Rosen: so daß die vorhin weißen Blumen, seitdem die itzige rothe Farbe bekommen haben.

* Ein andres weitläuftigers von Pyramus und Thisben, sehe man beym Ovid, im IV. Buche der Verwandlungen.

20. §. Ein Beyspiel einer historischen Erzählung vom Tode des Cyrus, ersten Monarchen von Persien, steht beym Justin, imgleichen beym Orosius im 8 Cap. des I. B. ob ich gleich wohl weis, daß andre Geschichtschreiber sein Ende anders berichten.

* Cyrus, der Perser König, bekriegte die Scythen. Tomyris, die damalige Beherrscherinn derselben, hätte ihn leicht verhindern können, über den Fluß Araxes zu gehen; ließ ihn aber mit Fleiß herüber: theils weil sie sich etwas zutrauete; theils um ihn desto besser einzuschließen. Cyrus rückte also in Scythien ein, und schlug sein Lager nicht weit vom Flusse; bereitete aber in demselben einen Ueberfluß von Wein und Speisen, und verließ es listiger Weise, mit seinem ganzen Heere, als ob er aus Furcht geflohen wäre. Die Königinn schickete ihren Prinzen, mit dem dritten Theile ihres Volkes, dem Cyrus entgegen: die aber in seinem Lager gleichsam zum Gastmahle kamen, sich mit Wein und Speisen überfülleten; und von dem plötzlich zurückeilenden Cyrus alle erschlagen wurden.

Tomyris, die ihr Heer und ihren Prinzen eingebüßet, entschloß sich, den Schmerz einer Mutter und Königinn lieber durch eine nachdrückliche Rache, als durch ohnmächtige Thränen zu lindern. Sie stellet sich also nach erlittener Niederlage furchtsam, und locket durch ihr Zurückweichen, den stolzen Feind in enge Thäler, zwischen die Berge. Hier bestellet sie einen Hinterhalt, und schlägt die zweymalhunderttausend Perser sammt ihrem Könige, so völlig; daß davon auch nicht einmal ein Both des Verlustes nach Hause gekommen. Dem Cyrus ließ sie das Haupt abhacken, und in einen mit Menschenblute gefüllten Schlauch stecken. Ihr Wort war dabey nicht weibisch: Nun sättige dich mit dem Blute sprach sie, darnach du bisher gedürstet hast, und womit du, dreyzig Jahre her, nicht zu sättigen gewesen!

21. §. Eine politische Erzählung will ich aus Cicerons V. verrinischer Rede im 63sten Abschn. von

dem in Sicilien gekreuzigten römischen Bürger, ins kurze ziehen; wiewohl noch mehr solche schöne Stücke darinn vorkommen.

* **Gavius Cosanus**, war vom Verres ins Gefängniß geworfen worden; aber heimlich entwischet, und nach Messina gekommen, allwo er sich verlauten lassen: er wäre als ein römischer Bürger in Fässel geleget worden; und gienge itzo nach Rom, um den **Verres** zu verklagen. Ganz Messina hielt es mit dem **Verres**: und sogleich wird des **Gavius** Vorhaben verrathen; er selbst aber in Verhaft genommen. **Verres** selbst kömmt dahin, und vernimmt was für einen Menschen man eingezogen, und was selbiger ihm gedrohet habe. Er danket ihnen, mit den größten Lobsprüchen für ihre Zuneigung; und kömmt ganz schäumend vor Bosheit aufs Rathhaus. Die Augen brennen ihm, und die Grausamkeit blicket aus seinem ganzen Antlitze. Alles ist begierig zu erfahren, was er thun und vornehmen werde: als er plötzlich gebeuth, den Mann herzuführen, ihn zu entkleiden, und mit Ruthen zu peitschen. Der armselige schreyet: er sey ein römischer Bürger, ein Cosaner; er habe mit dem Ritter L. **Pretius** zu Felde gedienet, der zu Palermo handele, und den man fragen könnte. Hier spricht **Verres**: Nun sehe er, daß er sich als einen Kundschafter nach Sicilien habe schicken lassen, alles auszuspähen: obgleich weder ein Zeuge noch einige Spur davon, ja nicht einmal ein Argwohn vorhanden war. Darauf befiehlt er, den Menschen fortzureißen, und aufs heftigste zu stäupen.

So ward dann mitten auf dem messinischen Markte ein römischer Bürger gepeitschet; indessen daß man mitten in den Schmerzen und im Geräusche der Prügel, keinen Seufzer, kein andres Wort aus dem Munde dieses Elenden erschallen hörete, als dieses: **Ich bin ein Bürger zu Rom!** Durch dieser Stadt Erwähnung glaubete er sich von allen Schlägen frey zu machen, und alle Martern von sich abzuwenden. Allein es geschah nicht nur dieses nicht; sondern als er diesen Namen noch öfter wiederholete,

so

so ward das Kreuz, das Kreuz! sage ich, diesem Elenden und Unglücklichen, der niemals eine solche Gewaltthat gesehen hatte, zubereitet.

O süßer Namen der Freyheit! O herrliches Vorrecht unsrer Stadt! ‥ Ist es denn nun so weit gekommen, daß ein römischer Bürger, in einer römischen Provinz, ‥ gefässelt, auf dem Markte mit Ruthen gestrichen wird? ‥ – Man führet ihn fort, und die Mamertiner richten, nach ihrer Gewohnheit, das Kreuz an der pompejischen Straße auf. **Verres** aber befiehlt, vor ihrer aller Ohren, dasselbe gegen über der sicilianischen Meerenge aufzurichten: damit der, der sich für einen römischen Bürger ausgäbe, vom Kreuze selbst Italien sehen, und nach seiner Heimath blicken könnte. Seitdem Messina steht, ist dieß das einzige Kreuz, welches an diesem Orte gestanden: und der Anblick von Italien ist deswegen mit Fleiß erwählet worden; damit der Elende, der vor Schmerz und Martern starb, durch eine kleine Meerenge den Unterscheid der Freyheit und Knechtschaft bemerken; Italien selbst aber sehen möchte: wie sein Landeskind die Strafe und den Tod eines Sclaven erdulden müssen, u. s. w.

22. §. Mehr solche Beyspiele kann man aus dem Livius, von den Curiatiern und Horaziern, von dem Raube der Sabinerinnen, von der Lucretia, von dem Sohne des Brutus, der Virginia, dem Scipio, u. a. m. zur Uebung der Jugend erwählen.

* Man kann sie auch Trauerspiele und ehrbare Komödien aus meiner Schaubühne lesen, und hernach auf Quintilians Vorschrift, kurze Auszüge daraus in Erzählungen machen lassen; um dadurch ihre Urtheilskraft zu üben, was wegzulassen, und was mitzunehmen nöthig ist. Alles aber muß hernach ein treuer Lehrer ausbessern, damit nichts unförmliches, nichts rauhes und undeutsches mit unterlaufe, oder stehen bleibe.

II. Hauptstück.

Von Beschreibungen.

1. §.

Auch die Beschreibungen sind eine gute Uebung der Schreibart für junge Anfänger. Denn dadurch gewohnen diese sich auf alles, was an einer Sache merkwürdig ist, genau acht zu geben; und es mit eigentlichen, angemessenen Worten auszudrücken.

* Ich weis wohl, daß Aphthonius erst ziemlich spät, im XII. Cap. zu dieser ἐκφρασει Anleitung gegeben. Allein da ich gern die leichtesten Uebungen voran setze, so bin ich darinn von ihm abgegangen.

2. §. Eine Beschreibung ist eine Rede, darinn man durch die Erwähnung der Eigenschaften einer Sache, derselben ganze Beschaffenheit dem Zuhörer, oder Leser, gleichsam lebhaft vor die Augen malet.

* Quintilian saget im 3ten Cap. des 8 B. Descriptionis Perspicuitas summa est virtus. Denn ein bloßer Namen eines Dinges macht oft nur einen dunkeln, höchstens einen klaren Begriff. Aber wenn man alle Eigenschaften desselben gewähret, so wird derselbe deutlich:

Latus erat humeris, ore ater, crineque crispus.
An Schultern war er breit, sehr schwarz und kraus von
Haaren.

Nun sieht man ihn gleichsam vor Augen stehen.

3. §. Man beschreibt aber Personen entweder nach ihrer Größe, Gestalt, Kleidung, Bildung und Sprache; oder nach ihrem Gange, Thun und

lassen. Z. E. in der Odyssee beschreibt Homer den Eurybates.

* So beschreibt Dares, der Phryger, alle die berühmten Helden und Prinzeßinnen, die zur Zeit des trojanischen Krieges gelebet haben. Z. E. Castor und Pollux sahen einander ähnlich, hatten große Augen, ein offenes Antlitz, waren schön gebildet, gelb von Haaren, und wohl gewachsen. Helena glich ihnen, war schön, unverstellt und freundlich; hatte geschickte Schenkel, einen kleinen Mund, und zwischen den Augenbrauen ein Maal. **Priamus**, der Trojaner König, war groß von Person, wohlgebildet, von liebreicher Sprache, und schlankem Leibe 2c. **Aeneas** war roth von Haaren, vierschrötig, beredt, leutselig, wacker im Rathe, fromm, wohlgestalt und von muntern schwarzen Augen 2c. **Andromacha**, klar von Augen, weiß, lang, schön, bescheiden, weise, schamhaft und schmäuchelnd, u. d. m. Diese alle können zum Grunde geleget, und zur Uebung erweitert werden. Man sehe auch wie **Lucian** die schöne Panthea abgeschildert. Das Stück heißt Imagines. Man kann es in den verdeutschten Schriften Lucians, die ich ans Licht gestellet, auch deutsch lesen.

4. §. Oder man schildert Sachen ab, als Städte, Tempel, Gebäude, Bildsäulen, Bibliotheken, Viehheerden; besondre Thiere, Schlachten, Aufzüge, Feyerlichkeiten, Feste, Hochzeiten, Gastmahle, Flotten, Schiffe, Dorflustbarkeiten, Ungewitter, einen heitern Himmel bey Nachte u. d. gl.

* Hier kann ein geschickter Lehrer aus den bekanntesten alten Dichtern die Exempel nehmen, und sie zur Uebung junger Leute anwenden. **Homer** und **Virgil** sind voll davon; z. E. des letztern Beschreibung der Spiele, die Aeneas seinem Vater Anchises zu Ehren anstellete. Ja selbst **Ovidius**, und einige Geschichtschreiber, sind reich daran. **Opitz** und **Flemming** haben auch eine große Stärke darinn besessen.

5. §. Oder man beschreibt Oerter, als Berge, Thäler, Flüsse, Seeufer, Landschaften, Gegenden, unter-

unterirrdische Grüfte, Grotten, Wälder, Gebüsche, Schlösser, schöne Aussichten, Gärten, Cabinetter u. d. gl. m.

* Es ist wahr, viele von diesen Dingen erfordern schon eine Meisterhand: wenn man sie recht abschildern will. Aber man muß doch einmal den Anfang machen, und seine Kräfte versuchen, auch ehe man noch ein Meister ist. Im Telemach ist die Grotte der Kalypso schön beschrieben. Im Curtius findet man viele Gegenden und Städte abgeschildert, u. s. f. daran man sich üben kann, auch solche Oerter zu beschreiben, die man selbst kennet, und vor Augen hat. So habe ich einmal in einem Gedichte, den gräfl. Seckendorfischen Garten zu Meuselwitz beschrieben.

6. §. Endlich beschreibt man Jahreszeiten, als Frühling, Sommer, Herbst und Winter; ein sehr fruchtbares, oder unfruchtbares Jahr; eine Dürre, oder Ueberschwemmungen; Pesten, und Viehsterben; Erdbeben, oder Auswürfe feuerspeyender Berge.

* Auch davon findet man bey den Alten rechte Meisterstücke, die ein gelehrter Schulmann aus den besten Schriftstellern aufsuchen, und der Jugend zur Uebung vorlegen kann. Doch kommen freylich auch bisweilen vermischte Beschreibungen vor, darinn allerley Dinge zugleich abgeschildert werden. Z. E. die Scylla und Charybdis das Fest des Alcinous oder seine Gärten in der Odyssee.

7. §. Die Hauptregel bey solchen Beschreibungen ist, nichts merkwürdiges an einem solchen Dinge zu übersehen; und hingegen keine Kleinigkeiten mit einzumengen, darauf nichts ankömmt. Eine gute Urtheilskraft lehret wählen.

Z. E. Wer den Prinzen Eugen beschreibt, darf nicht eben sagen, daß er stark Schnupftaback gebrauchet, und immer eine damit bestäubte Weste gehabt. Wer ein Frauenzimmer abschildert, darf sich eben nicht bis auf ihren Fä-

cher, oder bey dem Aufzuge eines großen Herrn, bis auf den Bart des Kutschers, oder die Aufschläge der Lackeyen, herunter lassen; wie ein gewisser Poet in Dresden vormals gethan hat.

8. §. Um nun Beyspiele zur Uebung und Nachahmung zu geben: so nehme man anfangs verschiedene Beschreibungen aus den Psalmen, und aus dem Hiob, imgleichen aus den prophetischen Büchern der Schrift: denn hier sind vortreffliche Stücke zu finden. Z. E. vom Kampfe Goliaths und Davids.

* Ich habe schon oben a. d. 44 Seite die Beschreibung Hiobs vom Pferde angeführet. Man nehme aus dem 40 und 41 Cap. den Behemoth und Leviathan dazu. Die erste lautet so; und geht auf das Rhinoceros:

Siehe, der Behemoth, den ich neben dir gemachet habe, frißt Heu, wie ein Ochs. Seine Kraft ist in seinen Lenden, und sein Vermögen im Nabel seines Bauches. Sein Schwanz strecket sich wie ein Cedernbaum; seine Knochen sind wie festes Erz, seine Gebeine wie eiserne Stäbe. Die Berge tragen ihm Kräuter, und alle wilde Thiere spielen daselbst. Er liegt gern im Schatten, im Rohre, und im Schlamme verborgen. Das Gebüsch bedecket ihn mit seinem Schatten, und die Bachweiden verhüllen ihn. Siehe, er schluckt in sich den Strom, und achtets nicht groß; und läßt sich dünken, er wolle den Jordan austrinken.

9. §. Aus weltlichen Schriftstellern ist die Beschreibung der Venus im Virgil schön, im 1. B. der Aeneis, als sie dem Aeneas erscheint.

Virginis os habitumque gerens, et virginis arma
Spartanæ; vel qualis equos Threissa fatigat
Harpalyce, volucremque fuga prævertitur Hebrum.
Namque humeris, de more, habilem suspenderat arcum
Venatrix, dederat comam diffundere ventis;
Nuda genu, nodoque sinus collecta fluentes. d. i.

Be-

Venus erschien ihm in Gestalt und Kleidung einer Jungfrau, trug Waffen, nach Art einer jungen Spartanerinn; oder wie die Thrazerinn Harpalyce sie zu führen pfleget, wenn sie zu Pferde den schnellen Hebrus übereilete. Denn sie hatte, nach Gewohnheit der Jägerinnen, einen geschickten Bogen über der Schulter hängen, und ließ ihre Haare in den Wind fliegen. Ihr Knie war bloß; und ihr flatterndes Kleid in einen Knoten aufgeschürzet.

Nach einer solchen Beschreibung kann ein Maler die Venus schildern. Man nehme auch die Beschreibung der verliebten Dido dazu, imgl. der Jagd, die sie anstellet, u. d. gl.

10. §. Aus einem neuern Dichter auch eine Stelle zu brauchen, nehme ich die Beschreibung des Ulysses, aus Opitzens II. B. der Trostgedichte. Diese kann man von Anfängern prosaisch übersetzen lassen.

Seht, was Ulysses thut! sein Schiff wird durch die Winde
Und Wellen angestürmt; gestoßen auf die Gründe;
Geführet in die Luft; geworfen hin und her:
Es legt sich wider ihn der Himmel und das Meer.
Was richten sie doch aus? Die andern fremden Waaren,
Gefährten, Ruder, Raub, Gold, Silber läßt er fahren;
Zeucht auch die Kleider aus, und wirft sie willig hin:
Nur was sein eigen ist, kann niemand ihm entziehn.
Wie schön die Stimme klingt der listigen Sirenen,
Vermag sie doch für ihn so lieblich nicht zu tönen:
Er segelt doch davon! Was Circe thut und macht,
So wird er dennoch nicht von seiner Art gebracht.
Der Cyklops will ihm zu, der große Menschenfresser!
Die Zähne wässern ihm: Ulysses weis es besser!
Wo sonst kein Mittel hilft, das zwingt er durch den Wein,
Und stößt der Bestien das Stirnenfenster ein.
Sein unverzagter Geist, sein Geist, erzeugt zu Kriegen,
Zu Ehren angewöhnt, der kann sonst nichts, als siegen;
Als immer oben seyn. Er schöpft kein Wasser nicht;
Und bleibet, wie er ist, wenn Mast und Boden bricht.

11. §. Aus einem alten Geschichtschreiber gebe ich zuförderst des Sallustius Abschilderung des Catilina zum Exempel; die jederzeit für ein Meisterstück gehalten worden.

* Lucius Catilina, nobili genere natus, fuit magna vi et animi et corporis; ſed ingenio malo pravoque. Huic ab adoleſcentia bella inteſtina, cædes, rapinæ, diſcordia civilis, grata fuere; ibique Iuventutem ſuam exercuit. Corpus patiens inediæ, algoris, vigiliæ, ſupra, quam cuiquam credibile eſt. Animus audax, ſubdolus, varius, cujuslibet rei ſimulator et diſſimulator, alieni appetens, ſui profuſus; ardens in cupiditatibus; ſatis eloquentiæ, ſapientiæ parum. Vaſtus animus immoderata, incredibilia, nimis alta ſemper cupiebat. Hunc poſt dominationem Sullæ, lubido maxima invaſerat reipublicæ capiundæ; neque id, quibus modis aſſequeretur dum ſibi regnum pararet, quidquam penſi habebat. Agitabatur magis magisque in dies animus ferox, inopia rei familiaris et conſcientia ſcelerum; quæ utraque his artibus auxerat, quas ſupra memoravi. Incitabant præterea corrupti civitatis mores: quos peſſima ac diverſa inter ſe mala, luxuria atque avaritia vexabant etc. D. i.

Lucius Catilina, aus edelm Geschlechte gebohren, war an Seelen- und Leibeskräften groß; aber von bösem, gottlosem Gemüthe. Von Kindheit an hatte er an innerlichen Kriegen, Mord, Raub und bürgerlicher Zwietracht seine Lust gehabt; und seine Jugend darinn geübet. Sein Körper konnte Hunger, Frost und Wachen besser erdulden, als es jemand glauben kann. Sein Geist war kühn, verschlagen, wankelmüthig, und hatte gelernet sich zu stellen und zu verstellen. Nach fremdem Gute strebte er, und verschwendete das Seine. Von bösen Begierden war er entbrannt; an Beredsamkeit so stark, als schwach an Weisheit. Kurz, sein unersättliches Herz strebte nach lauter unmäßigen, unglaublichen und gar zu hohen Dingen.

Nach

Nach des Sylla Tyranney, war ihm die heftigste Begierde angekommen, sich der Republik zu bemächtigen: und es war ihm gleichviel, durch was für Mittel das geschähe, wenn er nur zum Reiche gelangete. Von Tage zu Tage ward sein wildes Gemüth durch seine zunehmende Armuth und das Bewußtseyn vieler Schandthaten, je mehr und mehr bestürmet: beydes aber hatte er sich durch oberwähnte Künste zugezogen. Außer dem reizten ihn die verderbten Sitten der Stadt; die durch zwey unerträgliche Uebel, die Schwälgerey und den Geiz, geplaget ward.

12. §. Eine löbliche Abschilderung soll mir Sidonius Apollinaris, von dem Könige der Westgothen, Theodorich, geben. Sie steht bey Cassiodors Werken, in der Ausgabe die 1622. bey Aurel. Allobrogum in 8. herausgekommen. Weil sein Latein nicht sehr schön ist: so will ichs nur übersetzt mittheilen.

Es ist ein Herr, der werth ist, auch von denen gekannt zu werden, die ihn nicht täglich sehen: so sehr haben Gott und die Natur seine Person mit Gaben und Vollkommenheiten beseliget. Seine Sitten aber sind so unsträflich, daß ihnen auch der Neid gegen einen Regenten, nicht einmal den Ruhm entziehen kann. Will man seine Gestalt wissen; so ist er wohlgebildet, kleiner als die längsten, und größer als die mittelmäßigen Staturen sind. Sein Scheitel ist rund, und etwas über der Stirne sträubet sich sein Haar kräuselnd nach dem Wirbel. Sein Nacken liegt nicht auf den Schultern an; und beyde Augen krönet ein rauher Bogen von Haaren. Schlägt er aber die Augen nieder, so reichen die Wimpern fast bis auf die halben Wangen. Seine Ohrlappen werden, nach den Sitten seines Volkes, von den überhängenden Haaren bedecket.

Seine Nase hat eine zierliche Krümme; seine Lippen sind dünne, und sein Mund ist nicht unmäßig breit. Die Haare in der Nase läßt er sich täglich ausputzen. Der Bart, der ihm bis in die Schläfe wächst, wird unten täglich

von einem Balbier bis an die Backen, mit einer Zange aus der Wurzel gerupfet. Sein Kinn, Schlund und Hals, die nicht dick, aber doch völlig sind, gleichen der Milch an Farbe; und mischen sich bey näherm Anblicke, mit einer jugendlichen Röthe. Denn diese Farbe giebt ihm öfters nicht der Zorn, sondern die Schamhaftigkeit. Seine Schultern sind fleischicht rund: seine Oberarme stark, die untern hart, die Hände aber offen. Die Brust steht über den Bauch hervor, u. s. w.

Will man sein tägliches Thun, welches ins Auge fällt, durchsuchen: so besuchet er in einem sehr kleinen Gefolge die frühen Andachten seiner Geistlichen, sehr fleißig: ob man gleich vertraulich zu reden, sagen kann: daß er solches mehr nach der Gewohnheit, als aus Ehrfurcht gegen sie thut. Den übrigen Morgen bringt er mit Regierungsgeschafften zu. Bey seinem Stuhle steht ein gewaffneter Ritter. Um die Trabanten in Pelzen nicht abzuweisen, läßt man ihnen zwar einen Zutritt: damit sie aber kein Geräusch machen, müssen sie wieder hinaus. So murmeln sie denn vor den Thüren, außer seinem Cabinette, doch innerhalb des Vorsaales.

Indessen höret er die hereingelassenen Gesandten der Völker, und antwortet wenig. Wird von etwas wichtigem gehandelt, so verschiebt ers: fertiget man etwas aus, so beschleunigt ers. Es ist zwey Uhr; darum steht er auf vom Throne, und besieht entweder seine Schätze, oder seine Pferde. Zieht er auf die Jagd, so dünkt es ihn nicht königlich, den Bogen selbst an der Seite zu tragen. Zeiget man ihm aber von weitem ein Wild oder Geflügel: so strecket er die Hand nach hinten: und ein Diener reicht ihm denselben ungespännt. Denn wie ers für kindisch hält, ihn in Futterale zu tragen, also schätzet ers für weibisch, ihn gespannt zu nehmen. Er zieht ihn also selbst auf, legt den Pfeil darauf, fraget, was er schießen soll: und was man wählet, das trifft er.

Kömmt man an seine Tafel, die in Werktagen einer gemeinen gleicht: so trägt da kein seufzender Diener, eine

Menge

Menge ungeputztes Silberwerks auf den sinkenden Tisch. Das größte Gewicht ist in seinen Reden: denn es wird entweder nichts, oder etwas ernsthaftes erzählet. Die Speisen gefallen durch die Zurichtung, nicht durch die Kostbarkeit; die Gerichte durch die Reinlichkeit, nicht nach der Schwere. Die Bächer und Schalen werden so sparsam herumgetrunken, daß eher der Durst sich darüber beschweren, als die Trunkenheit sie abschlagen kann. Kurz, man sieht hier die griechische Zierlichkeit, den gallischen Ueberfluß, die italienische Geschwindigkeit, eine öffentliche Pracht, einen heimlichen Fleiß, und eine königliche Hauszucht.

13. §. Es fehlen uns noch Exempel von Beschreibungen der Oerter, Gebäude, Sitten, Mahlzeiten, und andrer solcher Dinge. Diese alle kann ich am besten geben, wenn ich aus des Redners Priscus Gesandschaft an den Attila, die Abschilderung dieses alten Weltbezwingers ins Kurze ziehe.

Nachdem Attila angekommen, und vorangereiset war, folgten wir ihm bis an einen großen Fluß, (in Ungarn) wo seine Residenz war. Das Haus, welches er hier bewohnte, sollte das höchste und prächtigste von allen seyn. Es war von Holze, und aus glatt gehobelten Bretern gemachet, auch ringsum, nicht etwa zur Befestigung, sondern zum Zierrathe, mit einer hölzernen Wand umgeben. Seines obersten Bedienten Haus stund zunächst bey seinem, und war gleichfalls mit einem brettернen Zaune umgeben; aber nicht so schön als jenes. Nicht weit davon stund eine steinerne Badstube: ob gleich in der Gegend weder Steine noch Wälder zu finden waren.

Als Attila hier ankam, zog ihm eine Anzahl junger Mägdchen entgegen, die gliederweis zu sechsen giengen, schöne weiße und feine Tücher, die ziemlich lang waren, mit ihren Händen über ihren Häuptern trugen, und allerley scythische Lieder sungen. Als er vor des Staatsbedienten

Haus kam, sprang dessen Gemahlinn mit einer Menge Aufwärterinnen hervor, und brachte ihm allerley Arten von Speisen und Weinen. Aus Höflichkeit nahm Attila etwas davon, und aß zu Pferde: indessen daß seine Bedienten einen silbernen Himmel über seinem Haupte hielten. Wir Gesandten bekamen Befehl, in diesem Hause zu bleiben: Attila aber begab sich in seinen Palast, der höher gelegen war. Des Abends leistete uns des Staatsbedienten Gemahlinn Gesellschaft: weil ihr Gemahl dem Attila von seiner Reise Bericht abstatten mußte.

Des folgenden Tages brachte ich der Königinn Kreka, des Attila Gemahlinn, die Geschenke. Ich fand sie in einem sauber gezimmerten und überaus glatt gehobelten Hause wohnen. Sie lag in ihrem Zimmer auf einem Teppiche; wie denn auch der ganze Fußboden mit Teppichen bedecket war: ihre Dienerinnen aber saßen um sie her, und webten allerley bunte Zierrathe zu ihrer Kleidung.

Als ich wieder heraus gieng, versammlete sich viel Volkes vor des Attila Hause: welcher dann heraus kam, und sich auf den Richterstuhl setzte. Vielen Streitenden sprach er auch selbst Recht; hernach begab er sich wieder hinein, den Gesandten fremder Fürsten Gehör zu geben. Wir aber wurden zu seiner Tafel eingeladen.

Die Mahlzeit war um die neunte Tagesstunde (um 3 Uhr), und die römischen Gesandten waren auch dabey. Kaum traten wir über die Schwelle des Tafelzimmers, als uns der Mundschenk einen Bächer brachte, um noch vor Tische unsre Wünsche zu thun: das ist, auf des Attila Gesundheit zu trinken. Darauf setzten wir uns auf Stühle, die rings um die Wände des Zimmers stunden. In der Mitte saß Attila auf einem Ruhebette; die vornehmsten Gäste ihm zur Rechten, die geringern zur Linken. Sein Staatsbedienter saß über die beyden königlichen Prinzen: deren ältester viel niedriger saß, als Attila; und wegen seiner Gegenwart die Augen schamhaft niederschlug.

Als alle saßen, kam der Mundschenk mit einer Schaale voll Weins, die er ihm überreichte. Attila nahm sie, und trank der vornehmsten Gäste Gesundheit; welche so lange aufstunden, bis er getrunken hatte. Die Gäste thaten ihm gleiche Ehre; wobey er aber sitzen blieb. Und so mußten sie nach der Ordnung, wie sie saßen, gleiche Bächer trinken.

Er selbst saß an seinem Tische allein: an den andern Tischen rechts und links saßen drey, vier, oder mehr Gäste: deren jeder sich nach Belieben, mit seinem Messer etwas nehmen konnte. Darauf kam des Attila Bedienter mit einem hölzernen Teller voller Fleisch: dahingegen die Gäste mit silbernen Tellern bedienet wurden. Attila aß nur von dem einzigen Gerichte, trank auch nur aus einem hölzernen Bächer; da wir andern aus goldenen und silbernen trinken mußten.

Auch sein Kleid war schlecht, und nichts besser, als der andern ihre; außer daß es ganz einträchtig und von einer einzigen Farbe war. Weder sein Schwert, noch seine Schuhe, noch der Zaum seines Pferdes, waren mit Golde oder Edelsteinen gezieret: obgleich solches die andern Scythen so hatten.

Als die erste Tracht der Mahlzeit verzehret war, stunden alle Gäste auf; setzten sich auch nicht eher wieder, bis sie ein Trinkgeschirr, das man ihnen brachte, auf des Attila Wohlergehen getrunken hatten. Darauf brachte man die zweyte Tracht: und als diese verzehret war, machte man es mit dem Trinken eben so, wie vorhin.

Als es dunkel ward, und die Tafel vorüber war, traten zweene Scythen vor den Attila, und sungen ihm Lieder vor; die sie auf seine Siege und kriegerische Tugenden gemachet hatten: und alle Gäste waren sehr aufmerksam dabey. Einige ergetzten sich an den Versen: andre erinnerten sich der vorigen Kriege; andern flossen die Thränen über die Wangen; weil sie nunmehr so alt und kraftlos geworden, daß sie nicht mehr zu Felde ziehen konnten.

Darauf kam ein närrischer Kerl, der allerley abgeschmackte Possen trieb, und durch sein Plappern allen Anwesenden ein Gelächter erweckte. Ihm folgte noch ein andrer, pucklichter und sonst ungestalter Lustigmacher, der bald lateinisch, bald gothisch, bald hunnisch durcheinander redete, und allen ein solches Gelächter abnöthigte, das nicht zu stillen war.

Nur Attila blieb allezeit, ohne alle Veränderung, bey einerley Gesichte; außer daß er seinen jüngern Sohn, der herein kam, freundlich ansah, und ihm auf die Backen klopfte. Er hieß Irnasch: und die Wahrsager hatten ihm verkündiget, daß selbiger dereinst sein Geschlecht fortpflanzen würde.

14. §. So viel mag von Beschreibungen genug seyn. Vernünftige Lehrer werden aber ihre Untergebenen auch aus eigenem Kopfe, Städte, Kirchen, Gärten, Gegenden, und andre Dinge, die sie selbst kennen und gesehen haben, beschreiben lassen.

III. Hauptstück.

Vom Loben und Verwerfen.

1. §.

Eine neue Uebung der Schreibart kann das Loben und Bestrafen jungen Leuten an die Hand geben: wenn sie nur recht geleitet werden, Personen und Sachen zu loben, die lobwürdig sind; solche aber zu verwerfen, die wirklich bestrafet zu werden verdienen.

* Sowohl Theon, als Aphthonius, haben gleichfalls diese Uebung angerathen, ob sie es gleich in einer andern Ordnung gethan haben. Ich setze sie unmittelbar nach den Beschreibungen, weil sie damit eine Verwandschaft hat. Wer etwas recht beschreiben kann, der sieht auch leicht, ob es Lob, oder Tadel verdienet.

2. §. Das Lob ist eine Erzählung des Guten, das etwas an sich hat. Man lobet aber entweder Personen, oder Sachen, Zeiten, Oerter, Thiere und Pflanzen. Alle diese Dinge haben viel Gutes an sich, das gelobet zu werden verdienet.

* Doch wollen wir hier noch nicht lehren, völlige Lobreden zu machen. Dieses wäre für Anfänger zu schwer. Wir wollen nur junge Leute üben, auf das Gute, das ein Ding an sich hat, acht zu geben, und dasselbe geschickt vorzutragen.

3. §. Alles kömmt darauf an, daß man wisse, was eigentlich ein Lob verdienet. Dieses lehret nun einestheils die Vernunft: wenn man verschiedenes mit einander vergleicht, und bemerket, welches an sich vollkommener, oder uns und andern nützlicher ist.

* So ist z. E. ein Pfau an sich selbst ein schönes; eine Gans, Ente, oder ein Huhn aber, ein weit nützlichers Thier. Ein Hirsch ist schöner und ansehnlicher, als ein Rind, oder Schaaf; dieß aber viel brauchbarer. Eine bunte Tulpe fällt besser ins Auge; ein Veilchen aber hat einen bessern Geruch.

4. §. Wer also eine gute Kenntniß und Einsicht hat, die Eigenschaften der Dinge zu beurtheilen; der wird auch gut loben können. Wem es

aber daran fehlet, der fällt auf bloße Nebendinge, die kein wahres Lob abgeben.

Z. E. wenn einige an einer Person nur ihren Namen, ihre Aeltern, ihre Vaterstadt, ihren Stand, und Reichthum, ihr Wapen und andre solche Nebensachen loben. Denn bey dem allen, kann jemand noch ein sehr schlechter Mensch, seyn. Zum Spaße könnte ein Lehrer hier den Nickel List, oder Lips Tullian, den Cartusche, oder Mandrin, auf diese falsche Art loben lassen; damit man die Ungereimtheit solcher Lobeserhebungen desto besser begreifen möge.

5. §. Will man Menschen loben, so ist es entweder ein einzelner Mensch, oder ein ganzes Volk: z. E. die Deutschen; oder die Einwohner einer Landschaft, z. E. die Sachsen; oder die Bürger einer Stadt, z. E. die Leipziger.

* So könnte man auch die Asiater, oder Europäer; imgleichen die alten Griechen, oder Römer; oder überhaupt die Alten, oder die Neuern loben. Man kann auch ganze Stände der menschlichen Gesellschaft, z. E. den Adel, den Bürger- oder Baurenstand; die Gelehrten, oder die Soldaten loben: und was dergleichen mehr ist.

6. §. An einzelnen Menschen lobe man nichts, als was denselben eigen ist: ihre Leibes- und Gemüthsgaben, ihre Geschicklichkeiten und Tugenden, ihr Wohlverhalten und ihre Thaten; zum Nutzen des gemeinen Wesens, oder der ganzen Welt überhaupt.

* Doch ist bey dem ersten zu merken, daß ein Mensch seine Leibesgestalt nicht in seiner Gewalt hat: daher muß man es niemanden zur Last legen, wenn er nicht so ansehnlich ist, als ein andrer. Gleichwohl dient es zur Zierde einer Person, wenn sie auch wohl aussieht. Exempel nehme man aus des Cicero Rede pro lege Manilia, wo er den Pompejus; imgleichen aus der pro Marcello, wo er

den

den Cäsar lobet. Ferner aus dem Livius, wo er den Hannibal rühmlich abschildert; oder aus dem Lucian, wo er den Demosthenes lobet. Bey uns lobe man Kaiser Karlen den Großen, Heinrichen den Vogler, Kaiser Friedrichen den I., Maximilian den I., Karlen den V. u. a. m.

7. §. Zum Lobe eines ganzen Volkes dienet sein Alterthum, seine Tapferkeit und seine Thaten, die Größe der Länder, die es bewohnet, bevölkert, oder erobert hat; die Geschicklichkeit in Künsten, die es erfunden, oder verbessert; die Helden und Gelehrten, die es hervorgebracht hat.

* Nach allen diesen Regeln kann man Deutschland sehr nachdrücklich loben: wozu ein geschickter Lehrer seinen Untergebenen die Materien mündlich an die Hand geben kann. S. meine Ode davon, in den Oden der hies. deutschen Gesellschaft.

8. §. Unter den Sachen die man lobet, stehen die Wissenschaften und Tugenden, die Künste und Handthierungen der Menschen oben an. Diese lobet man wegen der Gaben des Verstandes und des Witzes, die dazu gehören; der Schwierigkeiten, die sie haben, und des Nutzens, den sie geben.

Z. E. Das Lob der Weltweisheit, der Gesetze, der Mäßigkeit, der Tapferkeit, der Gerechtigkeit, der Dicht und Redekunst, des Handels, des Ackerbaues, der mechanischen Künste, des Webens, der Schifffahrt, der Schulen, u. s. w. Hier ist ein großes Feld zu Uebungen. So hat die Fr. von Gomez das Lob der Beredsamkeit in dem Siege derselben: meine sel. Gattinn aber das Lob der Weltweisheit im Triumphe derselben, nebst der Geschichtkunde und Dichtkunst gelobet.

9. §. Was die Zeiten betrifft, so lobet man theils Jahreszeiten, z. E. Frühling, Sommer u. s. w.

theils die Zeiten Alexanders des Großen in der griechischen, oder Augusts, in der römischen Gelehrsamkeit; theils die Zeiten des itzigen Jahrhunderts im Flore der Künste und Wissenschaften.

* Man kann auch die Zeiten des goldenen Weltalters, oder die Einfalt der patriarchalischen Zeiten; imgl. die Zeiten des alten Deutschlandes, als noch Unschuld und Redlichkeit darinn geherrschet, zur Uebung loben.

10. §. Unter den Oertern, die man loben kann, versteht man theils ganze Länder, theils Städte; die bald Residenzen, hohe Schulen, oder Handelsplätze seyn können: theils Landgüter, Gegenden, oder Palläste, Gärten, Bäder, Lusthäuser, Festungen, Seehäfen u. d. gl.

* Ein schönes Exempel hat man in des jüngern Plinius Briefen, von seinem laurentinischen Landgute. Ein anders steht in Virgils 1 Buche der Aeneis, von Karthago:

Vrbs antiqua fuit, Tyrii tenuere coloni, etc.

Imgleichen steht in Opitzen eines von Zlatna oder Vielgut; in Kanitzen von Blumberg: welche ein geschickter Lehrer zum Grunde einer prosaischen Uebung legen kann.

11. §. Man sieht aber bey dem Lobe der Oerter auf ihr Alterthum, ihre Erbauer, ersten Regenten, Gesetzgeber, Erneuerungen, Verbesserungen, und merkwürdige Schicksale; oder auf den Einfluß, den sie ins gemeine Wesen, oder in die allgemeinen Welthändel gehabt haben.

* Man sieht leicht, daß man hier, ohne die Hülfe der Chroniken oder Geschichtbücher, nicht weit kommen wird: wenn man nicht ganz neu angelegte Gebäude, oder Gärten loben will.

12. §.

12. §. Sind es aber ganz neue Schlösser, Lusthäuser, hohe Schulen oder Bibliotheken, Cabinetter und Gärten: so sind doch die Erbauer und Stifter nicht zu vergessen; die gute Einrichtung, Weitläuftigkeit, Ordnung, Abtheilung, und andre Seltenheiten solcher Dinge aber billig herauszustreichen.

* Hierzu gehöret nur eine kleine Nachfrage, und die Aufmerksamkeit, womit man dergleichen Dinge betrachtet. Ein Lehrer muß hier Dinge wählen, die entweder er, oder seine Lehrlinge wohl kennen. Z. E. das königliche Jagdschloß Hubertsburg, den großen Garten bey Dresden, die Leipziger Bibliotheken, Cabinetter, Gärten; die Schlösser, Schönbrunn bey der Nymphenburg in Bayern, Carlsruhe, Herrnhausen, Salzthal, Sanssouci, u. d. gl. die verschiedenen gräflichen und adelichen Landhäuser und Gärten in Sachsen, oder wo sonst dergleichen befindlich ist.

13. §. Die Thiere kann man theils ernstlich, theils auch spaßhaft loben. Das erste hat bey denjenigen statt, die von großer Schönheit, und vielem Nutzen sind. Das andre aber, bey solchen, deren Nutzen nicht sehr ins Auge fällt, ja die wohl gar verächtlich sind.

* Das Lob des Esels vom Agrippa und Passeratius, der Mücke, und des Ciris beym Virgil, des Flohes vom Calcagnini, der Ameise vom Melanchthon, der Gans vom Scaliger, und außer dem von der Laus, dem Elephanten, der Spinne, dem Schweine, der Fliege, u. d. gl. sind bekannt. Dahin kann man auch das Lob des Podagra, der Magerkeit, des Fiebers, des Eyes, des Kothes, der Blindheit, u. s. w. rechnen, die man theils in der Sapientia Socratica, joco-seria, theils in den Diss. Ludicris et amoenitatum Scriptoribus finden kann, die 1644. zu Leiden in 12. heraus gekommen sind

14. §. Von den Pflanzen sind eben dergleichen Stücke zu merken. Einige kann man ernstlich loben, als die Eiche, die Tanne, den Oelbaum, Weinstock u. d. gl. Andre nur zum Spaße, um den Witz und die Erfindungskraft zu üben.

* Zu der ersten Zahl gehöret ein altes Gedicht von Herrn Flachs und Frau Gerste; zu den letzten aber würde gehören, wenn man die Nesseln, die Dornen, die Disteln, oder andre giftige Kräuter loben wollte. Genug, daß es an solchen Uebungen nicht leicht wird fehlen können.

15. §. Die Bestrafungen, oder verwerfenden Reden, könnte man zwar eben so vielfach eintheilen; wenn es rathsam wäre, jungen Leuten einen frühzeitigen Tadelgeist einzuprägen. Es ist also am besten, man lasse sie nur bloß gewisse lasterhafte Personen des Alterthums, oder die Laster überhaupt bestrafen lernen.

* So kann man den Phalaris, Tyrannen in Sicilien, den Sardanapal, den König Philipp von Macedonien, den Prinzen Paris, als den Räuber der Helena; den Hannibal, den Herostratus, der den Tempel der Diana zu Ephesus verbrannt, ja Alexandern den Großen, und Jul. Cäsarn bestrafen lassen.

16. §. Es geschieht aber die Bestrafung eines Bösen, ebenfalls durch die bittere Erzählung, theils aller bösen Eigenschaften, theils böser Handlungen und Laster eines Ruchlosen: die man dann mit dem Vorwurfe begleitet, daß er sich weit besser hätte verhalten können, und sollen.

Z. E. Wer biblische Exempel brauchen will, kann dem Kain seinen Brudermord, dem Esau seine Verkaufung der Erst-

Erstgeburt, dem Achan seinen Diebstahl, dem Absalom seine Empörung, dem Ahitophel seine Untreue u. d. m. verweisen lassen. Aus dem N. T. kann man den reichen Mann, den verlohrnen Sohn u. a. m. bestrafen.

17. §. Die Vergrößerung der Schuld kann dadurch geschehen, wenn man zeiget: daß ein Mensch fromme Aeltern, gute Lehrmeister, lobwürdige Exempel, und sonst viele Ursachen gehabt, tugendhaft zu leben; auch die Strafen der Laster vorhersehen können.

* Dieß kann man auch bey ganzen Völkern und Städten brauchen: z. E. wenn man die erste Welt vor der Sündfluth, die Bürger zu Sodom und Gomorrha, die Juden vor der babylonischen Gefangenschaft, oder zur Zeit Christi, bestrafen wollte.

18. §. Laster überhaupt, oder einzelne insonderheit zu bestrafen, dazu gehöret schon einige Kenntniß der Sittenlehre; dadurch man zeigen kann: daß sie viel Böses nach sich ziehen, welches dem Lasterhaften auf dem Fuße folget; oder ihm doch die Strafe der Oberkeit und Gottes Zorn zuzieht.

* So kann man die Trunkenheit, das Spiel, den Müssiggang, die Zanksucht, das Fluchen, das Afterreden oder Lästern, die Wollust und Verschwendung, den Kleiderpracht, die unnütze Versäumung der edeln Zeit u. a. m. was der Jugend anzukleben pflegt, durcharbeiten lassen, um ihre Gemüther selbst zu bessern.

Lob des Redners Demosthenes.

Wenn Leute, die sich aus einem geringen Stande, und durch eigene Verdienste, hoch empor schwingen, allezeit mehr Bewunderung verdienen, als andre; die gleich durch ihre Geburt mit allen Vortheilen versehen sind: so

verdienet gewiß Demosthenes ein besonderes Lob. Seine Aeltern waren nämlich, zwar ehrliche und rechtschaffene, aber dabey arme und schlechte Leute. Sein Vater war nach einiger Meynung ein Grobschmidt, nach andern ein Schwertfeger; den fast niemand in Athen kannte. Juvenal saget in seiner X. Sat.

> Dis ille adversis genitus, fatoque sinistro;
> Quem pater, ardentis massæ fuligine lippus,
> A carbone et forcipibus, gladiosque parente
> Incude, et luteo Vulcano, ad Rhetora misit.

Gleichwohl da dieser einfältige Mann seinen Sohn in die Schulen der Weltweisen und Redner schickte, ward ein so vortrefflicher Kopf aus ihm, der seiner Vaterstadt die größten Dienste leisten konnte.

Diese war die berühmte Stadt Athen, ein Sammelplatz der Gelehrten, ja die Mutter aller griechischen Gelehrsamkeit; aus deren fruchtbarem Schooße eine große Menge der größten Männer in allen Arten entsprossen. Sonderlich blühete daselbst die Weltweisheit, als die Mutter aller schönen Thaten und Worte; ferner auch die Musik, Malerey, Dichtkunst und Beredsamkeit. Plato selbst ward der Lehrer unsers jungen Demosthenes; und was konnte er von einem solchen Meister nicht für ein Erkenntniß fassen; der auf den Spuren des Sokrates einhergieng, und die Philosophie im gemeinen Leben brauchbar zu machen suchete? Isäus aber, ein großer Redner damaliger Zeiten, führte ihn zur Wohlredenheit an: einer Kunst, darinn er schon einen Isokrates, Perikles und Alcibiades zu Vorgängern hatte.

Kaum hatte er die Lehren dieser großen Meister recht gefasset, als er anhub, als ein guter Patriot, seiner Vaterstadt wahres Bestes zu beherzigen, und aus Liebe zu demselben, ihr wohlgemeynte Warnungen zu geben: daß sie sich vor des macedonischen Königs Philippus anwachsender Macht hüten solle. Er hielt nicht nur die nachdrücklichsten Reden wider diesen herschsüchtigen Nachbar; sondern ergriff auch bey vorfallender Gelegenheit selbst die Waffen

wider ihn, und ward so ein tapfrer Kriegsmann: daß man ihn von einer Stufe zur andern beförderte; ja ihm endlich ganze Kriegsheere und Schiffsflotten anzuführen gab.

Zwar seine Leibesbeschaffenheit war anfangs nicht die stärkeste: und weder seine Stimme, noch seine Aussprache, noch die Kraft seiner Lunge, schien sich zu einem Redner zu schicken. Allein sein unermüdeter Fleiß, und sein brennender Eifer, seinen Mitbürgern auf öffentlichem Markte gute Anschläge zu geben, überwanden alle diese Schwierigkeiten. Er besserte seine böse Aussprache des Buchstabs R; durch unabläßige Bemühungen und besondere Kunstgriffe, er stärkte seinen kurzen Athem, und seine schwache Stimme, durch eine mäßige Lebensart, und viele Uebung im lauten Reden. Denn er strengete sich an, am Ufer des Meeres bey dem Brausen der Wellen so deutlich und stark zu reden, als ob er das Geräusch des atheniensischen Marktes zu überschreyen hätte.

Hatte ihm gleich sein Vater etwas Vermögen hinterlassen: so hatten ihn doch untreue Vormünder, durch Eigennutz und Nachläßigkeit darum gebracht. Er selbst aber erwarb sich durch Fleiß und Sparsamkeit ein solches Vermögen: daß er auch nachmals die Mauren der ganzen Stadt, auf eigene Kosten ausbessern lassen; und solches alles der Republik schenken konnte.

Wie groß nun durch sein Wohlverhalten sein Ruhm geworden, kann man daraus schließen: daß ihn theils Philippus in Macedonien für seinen mächtigsten Feind in der Welt hielt; und der König von Persien sogar mit Hochachtung von ihm redete. Seine Mitbürger aber beschenkten ihn einmal öffentlich, durch einhälligen Schluß, für alle der Vaterstadt geleistete Dienste, mit einer goldenen Krone.

Er krönete auch sein Leben, durch einen eben so edeln Tod. Denn als ihn Alexanders Nachfolger gefangen nehmen wollte, so starb er für die Freyheit des Vaterlandes. Ganz Athen bedaurete sein Ende. Die Weiber fasteten darüber an dem Feste der Ceres: die Republik aber rich-

tete ihm zu Ehren eine Bildsäule auf; und verordnete: daß allemal der Aelteste aus seinem Geschlechte lebenslang ein öffentliches Gehalt genießen sollte.

Lob der Weisheit.

Die Weisheit ist zwar mehr eine Gabe Gottes, als das Werk eines Menschen; weswegen auch die Heyden ihre Pallas aus dem Gehirne Jupiters hergeleitet haben: gleichwohl ist sie es doch werth, daß alle vernünftige Menschen nach ihr streben. Und in eben dieser Absicht ist es billig, sie allen anzupreisen: wiewohl auch ihr bloßes Lob schon die Kräfte eines Anfängers übersteigt.

Wenn die Schrift von der Weisheit redet, so saget sie: dieselbe sey im Anfange der Schöpfung bey Gott gewesen. Sie habe ihn geleitet, seine Werke so und nicht anders zu machen. Sie habe den Grund der Erde geleget, und den Himmel ausgebreitet und gezieret. Sie habe endlich Thiere und Menschen geschaffen, auch alle Geschöpfe mit nöthigem Unterhalte versorget; kurz, alle Dinge habe sie aufs weiseste veranstaltet.

Kann man wohl etwas prächtigers von ihr sagen? Zumal da es wahr ist, daß Gott selbst durch seine Weisheit alle diese Dinge gethan hat. Der lebendige Odem aber, den Gott dem vornehmsten seiner irdischen Geschöpfe einbließ, was war der anders, als ein Funken seiner ewigen Weisheit? Dieser sollte dem Menschen in allem seinem Thun und Lassen leiten; und ihn lehren, sich zeitlich und ewig glücklich zu machen.

So viele nun von Adams Nachkommen die Stimme dieser innern Rathgeberinn gehöret, und ihr gefolget sind; so viele hat man für weise Männer gehalten. Vor und nach der Sündfluth gab es einige wenige unter den Erzvätern. Selbst außer dem Geschlechte Abrahams fand sich ein weiser Hiob, mit seinen Freunden; ein Jethro, und ein Bileam u. a. m. Allein niemand that es dem Salomon gleich: dessen Weisheit auch eine weise Königinn aus Arabien bewundern mußte.

Aegypten und Griechenland haben, vor allen andern Völkern, den hohen Werth der Weisheit erkannt. Von diesen Völkern, hat sie sich auf alle andre, in allen Welttheilen ausgebreitet. Sie hat überall weise Gesetze gegeben, gute Anstalten in Städten und Ländern gemachet; Bündnisse geschlossen und gehalten, und das Heil der Menschen, wo nicht allemal erreichet, doch gewiß zum Zwecke gehabt.

Der Weisheit unsrer Vorfahren haben wirs zu verdanken, daß wir in Sicherheit, in Friede und Ruhe leben; und Aeltern ihre Kinder erziehen und versorgen; daß Kinder ihre Aelten ehren; daß Schulen und Akademien gestiftet worden; daß Religion und Wissenschaften im Schwange gehen; daß Handel und Künste blühen, und daß wir noch itzo von weisen Regenten beherrschet werden.

Wer also den hohen Werth der Weisheit nicht einsehen wollte, der würde dadurch zu verstehen geben: daß er mehr zu der Zahl unvernünftiger Thiere, als der Menschen zu zählen sey. Wenigstens hat Griechenland seine sieben Weisen allezeit sehr hoch geschätzet. Warum sollten wir denn diejenigen nicht verehren, die unser Vaterland schon in den ältesten Zeiten gesittet und weise gemacht haben? Dahin gehören Karl der Große, Kaiser Heinrich der I. Friedrich der I. Maximilian der I. ja auch die großen Weltweisen Leibnitz und Wolf; deren Andenken bis auf die spätesten Zeiten leben wird.

Lob Karls des Großen.

Was unter den Egyptern vormals Osir, unter den Griechen ein Orpheus, unter den Römern ein Romulus und Numa gewesen, das ist im alten Deutschlande Karl der Große gewesen. Er fand dieß sein Vaterland an Sitten rauh, an Verstande einfältig, an Lebensart grob von Künsten und Handel entblößet, und fast ohne alle Religion. Alle diese Mängel nun hat er abgestellet, und so viel an ihm gewesen, die deutschen Völker in einen glücklichern Zustand zu setzen gesuchet.

Von Person war er sehr groß und ansehnlich, von Kräften stark, an Gemüthsgaben vortrefflich, von Jugend auf wohl unterwiesen, und mit einer edlen Ehrliebe versehen. Sein Herz liebte lauter große und löbliche Dinge: sonst aber hatte er fast keines von den Lastern andrer Prinzen an sich, die vor ihm die Franken beherrschet hatten.

Kaum war er seinem Vater Pipin, dem kleinen, in der Regierung des fränkischen Reiches, diesseits und jenseits des Rheins gefolget, als er sichs angelegen seyn ließ, die deutschen Völker in bessere Verfassungen, und zu bessern Sitten zu bringen. Er gab weise Gesetze; er setzte Oberkeiten, und ließ die Gerechtigkeit Hand haben: allein er sah wohl, daß ohne einen gebesserten Verstand, kein Volk sanft von Sitten und Lebensart werden könnte. Daher sammlete er die alten Lieder der deutschen Poeten, um diese Ueberbleibsel der alten Weisheit zu erhalten, und bey seinen Völkern gemeiner zu machen.

Er that noch mehr. Er bemühete sich so gar die Sprache seines Volkes zu verbessern. Er gab den Monathen deutsche Namen, und nennte sie Wintermond, Hornung, Lenzmond, Ostermond, Wonnemond, Brachmond, Häumond, Aehrenmond, Herbstmond, Weinmond, Windmond, Christmond. Er benennte auch die zwölf Hauptwinde deutsch, indem er die vier Hauptgegenden Ost, Süd, West und Nord, verschiedentlich zusammen setzte: ja er schrieb so gar eine deutsche Sprachkunst; um dadurch die Mundart seiner Völker richtiger und angenehmer zu machen. Nur Schade! daß selbige verlohren gegangen.

Was soll ich von seinen Heldenthaten sagen? Die Longobarden in Wälschland, die Saracenen in Spanien, die Sachsen und Wenden in Deutschland, ja so gar die Dänen und Hunnen haben die Stärke seines Armes und Schwertes empfunden. Alle seine Kriege waren lauter Siege: und er bezwang also nicht nur den schönsten Theil von Europa; sondern erlangte auch die größte Belohnung seiner Siege, nämlich die Kaiserkrone. Diese brachte er

zuerst auf die Franken, das ist auf die Deutschen: und seitdem hat Deutschland so zu reden, eine neue Monarchie gestiftet, die eine würdige Nachfolgerinn der längst erloschenen römischen heißen konnte.

Und wie viel hat ihm nicht das Christenthum zu danken? Er breitete seine Lehren unter den heydnischen Sachsen aus; stiftete Bisthümer und Klöster zur Ausbreitung des Glaubens; rief gelehrte Männer in seine Lande, und richtete hohe Schulen auf, um Wissenschaften und Künste fortzupflanzen, ohne welche das Christenthum nicht bestehen kann. Kurz, Karl ist auf alle Weise groß gewesen.

Sein Ruhm breitete sich auch bis in den fernesten Orient aus. Die Kaiser zu Constantinopel nahmen ihn willig zu ihrem Gesellen in der Kaiserwürde an. Die Könige von Persien verehrten ihn, und suchten durch Gesandten seine Freundschaft. Die Saracenen in Spanien fürchteten ihn; die Könige in England und Dännemark, sowohl als die Wenden und Hunnen scheueten seine Macht. Und so starb er endlich an Ruhm und Jahren satt, indem er mehr als ein unsterbliches Andenken seiner Thaten hinterließ.

Das Lob der Beredsamkeit.

Wenn jemals die Redekunst jemanden nöthig gewesen ist; und wenn irgend einem die Göttinn Suada ihren Beystand geleistet hat: so sollte sie mir itzo beystehen, und zu Hülfe kommen; da ich willens bin, sie selbst zu loben. Allein ich weis freylich, daß ihre Bescheidenheit solches nicht zulassen wird: folglich werde ich mich genöthiget sehen, sie aus eignen Kräften, so schwach sie auch seyn dörften, zu preisen.

Ist aber jemals eine Kunst schätzbar gewesen, so ist es gewiß die Beredsamkeit. Derjenige, der die stammelnde Zunge Mosis beredt machte, dem Pharao seinen Willen zu verkündigen; der einen Samuel, David und Salomon mit seinen Gaben ausrüstete; und der endlich so viele Pro-

pheten und Apostel mit seinem Geiste begabete, seine Wunder auszusprechen; eben der ist auch der oberste Geber dieser vortrefflichen Gabe zu nennen.

Stammet sie also vom Himmel selber her: was ist es denn Wunder, daß sie auch von den ältesten Zeiten her, zum Dienste der Religion, und zu Beförderung der Tugend gebrauchet worden? Predigte nicht Seth durch sie den Namen des Herrn? Drohete sie nicht durch den Noah der ersten Welt den Untergang? Ja! sie, und sonst niemand, hat das jüdische Volk so oft vor der Abgötterey bewahret, und zum Dienste des wahren Gottes angeführet. Sie hat durch den Mund Johannis des Täufers, Buße und Vergebung der Sünden geprediget. Sie hat durch den Mund Christi, der da gewaltig redete, alle Schriftgelehrten und Pharisäer beschämet. Sie hat durch die feurigen Zungen der Apostel viele tausend Seelen bekehret; einen Felix und Agrippa zum Zittern gebracht, und nachmals überhaupt die Lehre Christi bis ans Ende der Erden ausgebreitet.

Und was hat sie nicht selbst unter den Heyden für Wunder gethan? In Griechenland zog der beredte Mund eines Orpheus und Amphions, die rohen Menschen aus den Wildnissen, in Dörfer und Städte zusammen. Die Beredsamkeit führte gute Ordnungen und Gesetze ein; sie schloß Bündnisse und Friedensschlüsse; sie beschützte die Tugend vor Gerichte, und klagte die Laster an; sie lehrte endlich in dem Munde eines weißen Sokrates die Athenienser ihre Pflichten; und schützte die Freyheit dieser Republik gegen den Phllippus, durch die donnernden Lippen eines Demosthenes.

Was soll ich von Rom sagen? Auch hier hat die Beredsamkeit von des Cethegus und alten Cato Zeiten an, bis auf die Zeiten eines Plinius, so manchen Cicero hervorgebracht, der die Freyheit und Tugend in Schutz genommen, die Laster vor Gerichte verfolget, die Unterdrücker des Volkes bestrafet, Meutereyen gestöret, und die heilsamsten Anschläge der Staatskunst öffentlich unterstützet.

Kurz, so lange die Beredsamkeit blühete, stund es auch um Rom noch wohl: und sie gieng allererst unter der ungerechten Macht tyrannischer Kaiser zu Grunde.

O wie viel Ursachen hat man denn nicht, auch heute zu Tage, diese edle, diese schätzbare Kunst der Beredsamkeit zu ehren, und zu lieben! Durch sie verkündigen die Diener Gottes sein heiliges Wort, und befördern die Seligkeit ihrer Zuhörer. Durch sie werden Lehrer auf hohen und niedrigen Schulen berühmt, und beliebt. Durch sie wird bey Hofe das Band der Staaten, die Freundschaft mit benachbarten Fürsten; auf Rathhäusern aber Recht und Gerechtigkeit gehandhabet. Wer kann sich also entbrechen, diese Königinn aller Künste nicht hochzuschätzen und zu bewundern!

Beyspiele des Tadels.

I. Bestrafung des Erfinders der neuen Welt, Christophs Columbus.

Wenn es wahr ist, daß diejenigen Tadel und Bestrafung verdienen, die dem menschlichen Geschlechte einen merklichen Schaden zufügen; es seiner Ruhe und Tugend berauben, und allen Lastern Thür und Thor öffnen: so verdienet gewiß Christoph Columbus vor allen andern diese Strafe; bloß darum, weil er die neue Welt erfunden hat.

Man sage nicht, daß ihm Europa unendlichen Dank schuldig sey: weil er, als ein großer Geist, uns die andre Hälfte der Erdkugel besser kennen gelehret. Es ist wahr, diese Erkenntniß haben die Weltweisen ihm zu danken: allein mit dieser Erweiterung der Wissenschaft, hat er zugleich viel Böses nach Europa gebracht, welches diesen geringen Nutzen, weit, weit überwiegt.

Will man mir die unsäglichen Reichthümer und Schätze entgegen setzen, die America uns seit drittehalbhundert Jahren, an Gold, Silber und Edelsteinen geliefert hat: so

so werde ich solches nicht läugnen. Allein eben diese Schätze, eben diese unzählbaren Reichthümer sind das große Uebel, womit Columbus die alte Welt, durch seine Erfindung der Neuen, überschwemmet hat.

Die edle Einfalt der Sitten, die in Europa geherrschet; die Genügsamkeit und Arbeitsamkeit; die Mäßigkeit in Speisen und Kleidungen, so vor drey und mehr Jahrhunderten bey uns im Schwange giengen, sind leider! durch nichts, als durch das americanische Gold verlohren gegangen. Hingegen sind mit seinen Silberflotten auch zugleich Pracht und Verschwendung, Ueppigkeit und Schwälgerey bey allen europäischen Völkern eingeführet worden.

Da noch kein Gold nicht war, da war die goldne Zeit!

so saget Opitz, einer unsrer größten Dichter. Und das zwar mit Rechte. Denn bloß die Begierde nach diesem glänzenden Kothe, hat unzähliche Laster in die Welt eingeführet. Geiz, Ungerechtigkeit, Verschwendung, und hundert andre Laster, haben also neue Nahrung, neues Futter bekommen, ihr schädliches Gift weiter bey uns auszubreiten, seitdem Columbus die neue Welt erfunden hat.

Und wo bleibt noch die schädliche Bekanntmachung des Rauch- und Schnupftabacks; der bloß aus America zu uns geführet worden? Wo bleiben viele garstige Krankheiten, die aus America zuerst zu uns gekommen, und so schändlich als unheilbar sind? Wo bleibt eine Menge grausamer Blutvergießungen, die von den Spaniern unter den einfältigen Americanern angerichtet worden? Und was für grausame Kriege sind nicht endlich, selbst unter den europäischen Mächten, bloß über den Besitz und Handel americanischer Lande entstanden? Ich schweige noch des barbarischen Sclavenhandels, der von den Seefahrern auf der africanischen Küste getrieben wird: indem sie die armseligen Mohren nach peruanischen und mexicanischen Bergwerken schleppen, um sie daselbst, als das verächtlichste Vieh zu brauchen, und aller Vorrechte der Menschheit zu berauben.

Wenn ich das alles erwäge: so muß ich nothwendig den unseligen Columbus für einen von den bedauernswürdig-

sten Menschen halten. Denn ohne ihn würden alle diese Uebel nicht entstanden seyn: und die alte Welt würde auch ohne die neue, glücklich und vergnügt haben leben können. Tausend Einfältige, die itzo als die Schlachtschafe, nach den Wüsteneyen Westindiens abgeführet werden; und entweder auf der See, oder dort, von Noth und Elend umkommen, würden ihr glückliches Leben allhier beybehalten haben. Ich zweifle auch keinesweges, daß Columbus, wenn er alles dieß Uebel vorhergesehen: mitten auf dem Wege nach America, seine Segel umgelenket, und dieß schädliche Vorhaben plötzlich verschworen haben würde. O wie wohl würde es um Europa stehen, wenn er solches gethan hätte!

Bestrafung derer, die ihren Ruhm auf fremde Schande bauen wollen.

So natürlich die Ehrliebe fast allen Menschen ist: so verkehrte Mittel haben auch viele angewandt, dieselbe zu befördern. Ein Herostratus z. E. zündet einen prächtigen Tempel an, an dem ganz Asien etliche Jahrhunderte gebauet hatte, um seinen Namen unsterblich zu machen. Und wer will alle die thörichten Anschläge erzählen, womit sich boshafte Leute Ehre und Ansehen zu erwerben gesuchet?

Keines aber scheint mir thörichter zu seyn, als wenn manche ihre Ehre bloß auf die Schande ihres Nebenmenschen gründen wollen. Dieß thun alle die Lästerungen, die Tag und Nacht von ihres Nächsten Fehlern schwatzen; alle seine Werke und Thaten vergiften; alle seine Tugenden zu Lastern, und seine löblichsten Absichten zu Bubenstücken machen. Denn sie glauben fest: wenn man nur ihren Nachbar und Bekannten für einen Bösewicht halten wird: so werde ihre eigene Ehre einen großen Zuwachs dadurch erhalten.

Noch ärger sind diesem Laster einige, sonderlich junge Gelehrten ergeben. Diese streben nach einigem Ruhme in der gelehrten Welt, bemerken aber bald, daß es schon vor ihnen große Männer gegeben, die sich durch ihre Verdienste Beyfall und Ehre erworben. Diese sehen sie nun

als

als Hindernisse ihres eigenen Ruhmes an. Sie können es nicht absehen, wie sie empor kommen können, so lange jene im Ansehen stehen. Sie fassen also den boshaften Entschluß, diese berühmten Männer herunter zu bringen; ihre Größe klein zu machen, und durch Wegreißung fremder Ehrensäulen, der Ihrigen Platz zu machen.

Kann aber wohl etwas niederträchtigers erdacht werden, als eine solche Neigung? Sind das edle Gemüther, die auf eine so verächtliche Art nach Ehre streben? Sind das große Geister, die sich nicht durch eigene Verdienste, sondern durch Wegschaffung fremder Ehrenmähler, hervorthun wollen? Fürwahr, so haben es alle große Männer des Alterthums nicht gemachet. Suchete wohl Sokrates einen Thales, oder Pythagoras; suchte Plato seinen Lehrer Sokrates; oder Aristoteles den göttlichen Plato verächtlich zu machen? Nein, sie arbeiteten um die Wette, an Ausbreitung der Weisheit und Tugend; lobeten aber ihre Vorgänger, und suchten sich bloß durch eigne Verdienste zu erheben.

Wo liest man wohl, daß ein Cicero den Demosthenes, ein Virgil den Homer, oder Horaz den Pindar, um seine Lorberkränze zu bringen gesuchet? Stelleten sie sich dieselben nicht zu Mustern vor, und gaben sich selbst für Nachahmer derselben aus? Selbst Plinius der jüngere, suchte den Cicero nicht zu unterdrücken, sondern empor zu heben. Kurz, alle recht große Geister, sind von dieser neidischen Bosheit jederzeit frey gewesen.

Schämet euch also, ihr kleinen Seelen! die ihr nicht anders groß zu werden hoffen könnet, als wenn ihr vorher andrer Ehre zu Grunde richtet. Ihr verrathet dadurch eure eigene Unfähigkeit und Schwäche. Ihr gebet aber auch euer boshaftes Herz bloß. Ihr zeiget, daß ihr keine wahre Ehre verdienet. Ihr bellet aber auch, gleich rasenden Hunden, den vollen Mond an; der gewiß alle sein Licht behält, so sehr sie auch toben. Eben so werden ein Leibnitz, ein Thomasius, ein Wolf, und alle große Männer dennoch ewig groß bleiben; wenn sich gleich hundert neidische Stümper wider sie zu Tode geschrieen hätten.

Das

Das IV. Hauptstück.

Von Vergleichung zwoer Personen oder Sachen.

1. §.

Die Vergleichungen sind kurze Reden, darinnen man ein Paar Dinge gegen einander hält, um entweder zu zeigen: daß das eine weit besser, oder schlechter; oder daß es eben so gut, als das andre sey.

* Diese Art giebt auch eine gute Uebung junger Leute ab; nicht allein ihre Feder, sondern auch ihren Witz zu üben. Denn sie lernen dabey den Kopf anstrengen, um etwas zu finden, daß dem einen irgend einen Vorzug, oder doch einen gleichen Werth beyleget, als dem andern.

2. §. Man vergleicht aber entweder gute Dinge untereinander, oder gute mit bösen, oder böse mit bösen; oder kleine Sachen mit großen, oder zwey große, oder zwey kleine Dinge miteinander.

* Man stellet solche Vergleichungen entweder des Lobens, oder des Tadelns wegen an; oder will unparteyisch, theils loben, theils tadeln. So hat Plutarch seine Vergleichungen der Helden gemachet: die wir itzo in einer schönen Uebersetzung deutsch lesen können.

3. §. Dergestalt kann man nun alles miteinander vergleichen, es mag nun entweder lobwürdig, oder tadelhaft seyn: und zwar namentlich, 1) Personen, 2) Sachen, 3) Zeiten, 4) Oerter, 5) Thiere, 6) Pflanzen, u. d. gl. m.

* Durch die Sachen kann man hier, in genauerm Verstande, Werke der menschlichen Kunst, Gebäude, Höfe, Feyerlichkeiten, Aufzüge, Kleidungen, Bibliotheken, Bildsäulen, Musiken u. d. m. verstehen. In der Ueberschrift des Hauptstückes habe ichs in weitläuftigerm Verstande genommen.

4. §. Man darf aber bey Vergleichungen nicht alles, was an einem Dinge vorkömmt, mit allem, was an einem andern ist, vergleichen. Es ist genug, wenn das Hauptwerk, oder doch ein Vieles einander ähnlich, oder unähnlich ist.

* Denn zwey vollkommen gleiche Dinge oder Personen giebt es nicht in der Welt. Bisweilen aber kann man auch zum Spaße kleine Dinge mit großen vergleichen. Z. E. eine kleine Stadt, mit dem alten Rom.

5. §. Man hüte sich aber, daß man die Aehnlichkeit nicht in allgemeinen und weithergeholten Dingen, oder in kalten Anspielungen der Namen suche; wie vormals einige zu thun pflegten.

Z. E. Wenn Lohenstein den Hofmannswaldau mit dem großen Pan vergleicht: so saget er 1) Pan heiße Alles, und bedeute die ganze Natur: eben so sey im Gehirne des Hofmannswaldau das Wohl der ganzen Stadt Breslau verbunden gewesen. Pan sey des Merkurs, eines ägyptischen Priesters, und der Penelope Sohn gewesen: Hofm. Waldau habe auch Vater und Mutter gehabt; ob er gleich deren Aehnlichkeit, mit diesen nicht zu zeigen weis. Pan habe die Flöte erfunden; Hofm. Waldau aber sey ein guter deutscher Poet gewesen, u. s. w. Denn wie elend klappet das alles?

6. §. Es ist auch die Meynung nicht, als ob man solche Vergleichungen in ganzen Reden ausführen sollte. Nein, solche Spielwerke sollen nur

jungen Leuten zu einer Vorübung dienen. Erwachſene Leute müſſen ernſthafter reden.

* Gleichniſſe kann man in Reden zwar machen; aber dieſe müſſen nicht ſo ausführlich durch ganze Reden ausgedehnet werden und auf ein bloßes Spiel des Witzes hinaus laufen. So vergleicht zwar Cicero den Verres mit dem Phalaris und Dionyſius, ja mit der Scylla und Charybdis; aber nur beyläufig, und ohne ſich dabey aufzuhalten.

7. §. Will nun ein Lehrer ſeiner Jugend ſolche Vergleichungen aus den alten griechiſchen und römiſchen Geſchichten aufgeben: ſo kann es ihm an Perſonen und Sachen von allerley Art gar nicht fehlen.

* Er laſſe z. E. den Agamemnon mit dem Priamus; den Hektor mit dem Achilles; den Aeneas mit dem Ulyſſes; die Penelope mit der Lucretia; den Lykurgus mit dem Numa; den Homer mit dem Virgil; den Plato mit dem Seneca, u. ſ. w. vergleichen. Imgl. kann er Troja mit Karthago; Athen mit Rom; Sagunt mit Jeruſalem vergleichen laſſen, u. d. m.

8. §. Will er aber auch aus neuern Zeiten den Stoff dazu wählen: ſo kann er gleichfalls Helden, Gelehrte, Städte, Bücherſäle, Paläſte, Gärten, Cabinetter, Kirchen, Landſchaften u. d. m. mit einander in Vergleichung ſtellen.

* So hat Holberg, nach Plutarchs Art, Helden und Heldinnen neuerer Zeiten verglichen. So kann man Kaiſer Karl den Großen mit Kaiſer Petern dem Großen; Paris mit London; Florenz mit Leipzig; die pariſiſche oder vaticaniſche Bibliothek, mit der kaiſerlichen zu Wien; die Gärten zu Wien, mit dem königlichen Garten zu Dresden, oder Leipzig mit Hamburg vergleichen.

Beyspiele.

Vergleichung der alten Griechen mit den heutigen Franzosen.

Man wird schwerlich ein paar Völker in allen Geschichten finden, die mehr Aehnlichkeit mit einander haben sollten, als die alten Griechen mit den heutigen Franzosen haben.

In Ansehung ihres Ursprunges, waren die Griechen ein vermischtes Volk. Denn die ältesten Einwohner von Griechenland waren celtische und pelasgische Völker gewesen: zu denen hernach, unter Anführung des Kadmus, eine Menge Phönizier, unter dem Cekrops und Danaus aber, zahlreiche ägyptische Colonien gekommen waren. Aus aller dieser Völker vermischten Sitten und Sprachen, entstund endlich die griechische Lebensart und Sprache: die aber hernach durch Handel, Schifffahrt und Reisen immer gebessert wurden.

Mit Frankreich ist es fast nicht anders beschaffen. Die ältesten Einwohner von Gallien sind Celten, oder Gallier, ein mit den Deutschen verschwistertes Volk gewesen, welches sich zuerst aus Germanien über den Rhein ausgebreitet hat, und allmählich bis Spanien, Irrland und Brittannien gedrungen ist. Nachmals haben sich erst die Griechen mit ihrem Seehandel nach Marseille gefunden. Hannibal mit den Karthaginensern ist durchgezogen: und endlich haben es die Römer ganz unter ihre Bothmäßigkeit gebracht, auch ihre Sprache dem ganzen Volke aufgedrungen. Zu allerletzt haben sich allerley deutsche Völker, die Sueven und Vandalier, die Gothen, Burgunder und Franken, in dasselbe ergossen, und es theils bald verlassen, theils große Reiche darinn gestiftet: bis endlich diese letztern allein die Oberhand behalten, und dem Lande ihren Namen gegeben. Dadurch aber ist auch ihre Sprache ein Mischmasch des alten Gallischen, Lateinischen und Deutschen geworden; so wie auch ihre Sitten selbst, von allem etwas an sich behalten, und mit einander vermenget haben.

In

In Ansehung der Wissenschaften, waren die alten Griechen Schüler der Phönizier und Aegypter, von denen sie die Kunst zu schreiben, nebst andern Theilen der Gelehrsamkeit zuerst empfangen. Aber sie wurden allmählig so stolz und eitel, daß sie alle Völker neben sich für Barbarn hielten; und so ungerecht, daß sie alle Ueberreste der persischen, babylonischen und ägyptischen Gelehrsamkeit vernichteten und unterdrückten: damit nur sie allein, für die Meister in allen Wissenschaften und Künsten angesehen würden.

Eben so haben die alten Gallier ihren ersten Unterricht von Griechen und Römern, und in neuern Zeiten von den Engländern, Italienern und Deutschen bekommen; welche ihnen, um Karls des Großen Zeit, Lehrer und Meister in allen Künsten gegeben. Ja noch bey der Wiederherstellung der Wissenschaften, haben sie von den Deutschen die Buchdrucker- und Kupferstecherkunst, das Malen mit Oelfarben, die Sehröhre und andre Erfindungen mehr bekommen. Allein dessen ungeachtet sind sie so eitel, daß sie alle Völker neben sich für Barbarn halten; sich allein auf dem Gipfel aller Wissenschaften zu sehen einbilden, und ihre Sprache allein für geschickt halten, die Gelehrsamkeit darinn vorzutragen.

Was den Witz, und die Gemüthsart anlanget: so sind auch darinn die alten Griechen den Franzosen ähnlicher, als man denket. Die Griechen waren flüchtige, aufgeräumte Köpfe, bey denen die Musik, Dichtkunst, Malerkunst und Baukunst im Schwange giengen. Sie liebten auch Fabeln und milesische Erzählungen, Komödien und Tragödien, das Tanzen und andre solche Kampfspiele; worauf sie große Geldsummen wandten. Eine Menge von Griechen ergoß sich hernach in Italien, und unterfieng sich, aus Begierde zum Gewinnste, alles. Sie gaben rechte Windmacher ab, die nichts mehr, als alles konnten; und die Römer in allem unterrichten wollten; daher sie Juvenal zwar sehr beißend, doch nach der Wahrheit so abschildert:

- - - Ede, quid illum
Esse putes? Quemvis hominem secum attulit ad nos.

Grammaticus, Rhetor, Geometres, Pictor, Aliptes,
Augur, Schenobates, Medicus, Magus: omnia novit
Græculus esuriens: in cœlum, jusseris, ibit!

Auf ihr Wort und ihre Ehrlichkeit aber dorfte sich niemand verlassen: denn die Græca Fides und Græcia mendax, war überall zum Sprüchworte geworden.

Sind aber die heutigen Franzosen wohl ein Haar anders beschaffen? Ein leichtsinniger, flattrigter und gaukelnder Volk hat wohl die Sonne noch nicht beschienen. Mit lauter Singen und Tanzen vertreiben sie sich Hunger und Durst. Romanen und läppische Fabeln von verliebten Fratzen, machen den größten Theil ihrer Bücher aus: und in der Liebe zur Schaubühne sind sie so ersoffen; daß sie ohne Lust- und Trauerspiele, ohne Opern und Possenspiele, fast nicht leben können. Und was unternimmt sich ein Franzos nicht, andre zu lehren; wenn er Geld brauchet? Alles kann er besser, alles will er in Deutschland umkehren, wenn man ihm freye Hand läßt. Ihre Bündnisse aber halten sie sehr schlecht: und befleißigen sich immer auf spitzfündige Ausflüchte, auch die heiligsten Bündnisse und Tractaten zu vernichten.

Endlich die Tapferkeit der alten Griechen betreffend: so war selbige im Anfange gegen die Trojaner und Perser groß genug, und zu Alexanders Zeiten, bey den rohen Macedoniern noch am stärksten. Doch siegte Alexander mehr durch die Kriegskunst, und strenge Zucht, als durch die Stärke und Menge seiner Heere. Nachmals haben die Griechen keine großen Thaten mehr gethan. Die Römer machten mit ihnen was sie wollten: und so verlohren sie den Ruhm ihrer Monarchie gar bald.

Eben so ist es mit den Franzosen gegangen. Die Römer eroberten in zwanzig Jahren ganz Frankreich. Nachmals wurden sie ein Raub deutscher Völker, fast ohne alle Gegenwehr. Und schienen sie gleich nach Karlen dem Großen, der doch ein deutscher Frank war, das römische Kaiserthum auf sich gebracht zu haben: so dauerte es doch nicht lange.

Die Deutschen brachten sie bald darum, und haben es bis auf diese Stunde behauptet. Uebrigens haben die Franzosen in einigen Kriegen mehr durch List, Bestechungen und Verrätherenen, als durch Tapferkeit gesieget; sind auch zu unsrer Zeit, sowohl in Wälschland, als in Böhmen, in Bayern, und bey Dettingen, im letzten Kriege aber bey Crevelo, Roßbach und Minden, bis aufs Haupt geschlagen worden; und haben in zween vieljährigen Kriegen, die ihnen etliche hundert tausend Mann gekostet, kein einziges Dorf, ja keinen fußbreit Lands gewinnen können; im letzten aber in Ostindien, Africa und America fast alles verlohren.

Nun urtheile man, ob sich wohl irgend zwey Völker ähnlicher seyn können, als Griechen und Franzosen?

II. Vergleichung der Deutschen mit den alten Römern.

Nichts kann den Deutschen zu größrer Ehre gereichen, als ihre große Aehnlichkeit mit einem Volke, welches sich zum Herrn des halben Erdbodens gemachet hat; ich meyne mit den Römern.

Denn sehen wir auf ihren Ursprung: so waren die Römer Eingebohrne von Italien, Aborigines, Sabiner, Lateiner, Volsker, und wie die alten Einwohner von Italien alle hießen: aus welchen Romulus seine neue Stadt bevölkerte; und die er sich zuerst unterwarf. Und soll gleich Aeneas mit wenigen Trojanern aus Asien dahin gekommen seyn: so war er doch mit einer kleinen Zahl von Gefährten nicht vermögend gewesen, die Art und Sitten des alten eingebohrnen Volkes zu ändern. Allmählich aber breiteten sich die Römer aus, so daß sie ganz Wälschland, Sicilien, Sardinien, Spanien und Frankreich, ja Griechenland und Pannonien, Asien und Aegypten unter sich brachten.

Eben so sind die Deutschen, nach des Tacitus Berichte, ein uraltes, auf seinem eigenen Grunde und Boden entsprossenes Volk. Sie hatten sich mit ausländischen Völkern und Sitten nicht vermenget, sondern nur andre deutsche Völker, als ihre Brüder, in Bündnisse aufgenommen.

Sie breiteten sich aber immer weiter aus, bevölkerten Gallien, Brittannien, Dännemark und Schweden bis Norwegen und Island; ja ihre Brüder, die Gothen, Thracier, Dacier und Bastarnen, wohnten in dem ganzen heutigen Pöhlen, bis an die kleine Tartarey, und an den Ausfluß der Donau, so daß sie den größten Theil von Europa anfülleten.

Die alten Römer liebten die Freyheit: und ob sie wohl im Anfange Könige hatten: so war doch die Macht des Rathes und Volkes im Anfange allemal groß. Den tyrannischen Tarquin aber vertrieben sie, und richteten eine republicanische Regierung ein; die auch bis auf die Kaiser bestund. Sie gaben die weisesten Gesetze, und ihre Redlichkeit und Gerechtigkeit ward von allen Völkern bewundert. Kurz, sie wurden die Beschützer aller Unterdrückten, die ihre Zuflucht zu ihnen nahmen.

Nicht anders sind unsre Vorfahren allezeit große Liebhaber der Freyheit gewesen. Nur in Kriegszeiten wählten sie sich gewisse Anführer: im Frieden aber lebeten sie frey, nach ihren alten Sitten. Als die Römer ihre Landschaften unterdrücken wollten, traten viele Völker zusammen, und nannten sich die Franken; d. i. die Freyen, oder Vertheidiger der Freyheit. Sie fasseten die salischen Gesetze ab, die eben sowohl, als die gothischen in Wälschland und Gallien, und die longobardischen, von ihrer Gerechtigkeit und Billigkeit zeigen. Endlich befreyeten sie die unter dem Joche der Römer seufzende Welt, sonderlich die Gallier und Spanier, Britten und Niederländer, als ihre alten Brüder, und halfen ihnen dasselbe glücklich abschütteln.

Sehen wir auf die Tapferkeit der alten Römer, so ist es kein Zweifel, daß sie darinn allen Völkern ihrer Zeiten überlegen gewesen. Das so mächtige Karthago mußte doch endlich ihren Waffen weichen und unterliegen. Sie bezwungen Griechenland, Asien und Aegypten, als die Zweige der griechischen Monarchie, und brachten dadurch die oberste Herrschaft der Welt an sich. Diese behaupteten sie auch viel länger, als die Griechen, und pflanzten gar den Thron ihres Kaiserthums zu Constantinopel, auf der Griechen Grund und Boden: wodurch sie gleichsam von neuem über sie triumphirten.

Gleichergeſtalt haben ſich die Deutſchen, anfänglich unter dem Arioviſt, der anwachſenden Macht Cäſars widerſetzet, und hernach unter dem berühmten Hermann, oder Arminius, das Kriegsheer Auguſts aufs Haupt geſchlagen. In folgenden Zeiten haben ſie unter dem Alarich, Odoacer und Genſerich, Rom und Wälſchland erobert und geplündert. Unter beyden Theodorichen, den Königen der Weſt- und Oſtgothen, machten ſie vollends dem römiſchen Reiche der Lateiner ein gänzliches Ende; und nahmen in den Gothen und Longobarden ſogar auf römiſchem Boden ihren Sitz: doch ſo, daß ſie das ſtolze Rom, von Ravenna und Mayland aus, als eine Sclavinn beherrſcheten. Unter Karln dem Großen, und Otten dem Großen aber, haben ſich die Deutſchen endlich zu Rom ſelbſt des Kaiſerthums verſichert, und die ganze vormalige Hoheit der Römer auf die deutſche Nation gebracht.

Will man die Gemüthsart der Römer betrachten; ſo waren ſie in den erſten Zeiten, ein hartes, ernſthaftes und tapfres Volk: welches ſeine Ehre mehr in den Waffen und im Herrſchen, als in den Künſten und einer weichlichen Lebensart ſuchete. Nur nach beſiegtem Griechenlande und Aſien, lerneten ſie auch die griechiſche Gelehrſamkeit und Künſte, nebſt den aſiatiſchen Wollüſten kennen; dadurch ſie denn freylich weichlicher und weibiſcher wurden, und ihren alten Ruhm verlohren.

Ein gleiches iſt von unſern Vorvätern auch bekannt. Wer war ſtärker, rauher und unüberwindlicher, als die alten Deutſchen? Wer ſuchete ſein ganzes Lob mehr im Streiten und Siegen, als ſie? Wer war weiter von allen griechiſchen und römiſchen Lüſten entfernet? Allein das geſchah nicht aus Unfähigkeit. Unſre Väter lerneten auch die römiſchen Künſte, Wiſſenſchaften und Sprache gar bald. Sie wurden ſo gelehrt, als ihre Lehrer; ja ſie übertrafen ſie in den mittlern Zeiten ſchon, als die Barbarey ganz Italien überſchwemmet hatte. Aber freylich ſind heute zu Tage, durch die ausländiſchen Wollüſte, und die Schwälgereyen der Wälſchen und Franzoſen, auch die Sitten der Deutſchen, ſchon

sehr verderbet worden: und dafern diese Sucht, weiter überhand nimmt, wird freylich Deutschland auch seinen Ruhm in kurzem verlieren, und ein Spott seiner Feinde werden.

9. §. Will endlich jemand neuere Helden und Personen mit alten vergleichen: so kann er zwar in Hollbergs historischen Schriften von Helden und Heldinnen schon einige dergleichen finden; aber auch selbst noch verschiedene andere hinzusetzen.

Z. E. Man könnte Karln den Großen mit Petern dem Großen in Rußland; König Philippen von Macedonien, mit König Friedrich Wilhelmen von Preußen; Alexandern den Großen mit Karln dem XII. in Schweden; die Königinn Zenobia von Palmyra, mit der Königinn Christina in Schweden u. d. m. vergleichen. Allein ich will eine Vergleichung zweener Weltweisen, nämlich Aristotels und des sel. Kanzlers von Wolf, zum Exempel geben.

Vergleichung Aristotels mit dem Freyherrn von Wolf.

Unter allen Weltweisen alter und neuer Zeiten ist schwerlich einer unter den Alten mit dem Stagyriten; und unter den Neuern mit dem Freyherrn von Wolf zu vergleichen. Aber beyde sind auch einander, in vielen Stücken, sehr ähnlich gewesen.

Aristoteles war an den Gränzen Griechenlandes in einer macedonischen Stadt, Stagira gebohren, wo aber die Gelehrsamkeit nicht sonderlich ihren Sitz hatte. Eben so ist der sel. Kanzler von Wolf, an den Gränzen von Deutschland, in Breslau gebohren, wo zwar die Gelehrsamkeit blühet; aber doch keine hohe Schule befindlich ist: und also die Wissenschaften von ihm nicht vollkommen erlernet werden konnten.

Gieng also der griechische Weltweise nach Athen, um die daselbst befindlichen Weltweisen, Mathematiker, Redner und Dichter zu hören und kennen zu lernen: so machte es

der

der berühmte Wolf eben so. Er verließ sein Vaterland, und bezog das deutsche Athen, Leipzig; gieng auch von da nach Jena, den berühmten Weigel zu hören, und setzte sich in kurzem so fest, daß er die Lehrerwürde zu Leipzig erhielt.

Der vornehmste Lehrer Aristotels war Plato: und ungeachtet dieser nicht systematisch lehrte: so faßte doch der ordentliche Kopf Aristotels bald den ganzen Inbegriff der Wissenschaften, und brachte sie in einen völligen Zusammenhang. Eben so hat der Freyh. von Wolf den großen Weltweisen Leibnitz, in seinen Schriften zu seinem Lehrer erwählet, die leibnitzischen Lehren und Erfindungen in eine systematische Ordnung gebracht, sie in vielen Stücken erweitert, und im schönsten Zusammenhange vorgetragen.

Aristoteles zog die größten Vortheile in dem Vortrage seiner Analytik, und sonst überhaupt, aus den Schriften des Euklides; dessen Kunstgriffe im Demonstriren er ihm abmerkte, und den Weltweisen anpries. Eben das hat der Freyh. Wolf aus des jenaischen Mathematikers Hambergers Lehren geschöpfet, und in seiner Vernunftlehre und ganzen Philosophie gethan: daher denn seine Wahrheiten auf viel festern Gründen und stärkern Beweisen ruhen, als unzählicher andern ihre.

Der große Ruhm Aristotels bewog den König von Macedonien, daß er den Stagiriten aus Athen rief, und ihn viele Jahre zum Lehrer und Hofmeister seines Prinzen setzte; nach welcher Zeit er wieder nach Athen kehrte, und mit großem Beyfalle lehrte. Fast auf gleiche Art, ward der berühmte Wolf von dem großen Landgrafen von Hessen-Cassel nach Marpurg geruffen, um daselbst eine hohe Schule in Ruf zu bringen. Und nachdem er solches in die siebenzehn Jahre gethan hatte; so ward er wieder mit großem Ruhm nach Halle geruffen, wo er bis ans Ende seines Lebens gelehret hat.

Dem Aristoteles hat man nicht nur die Verbesserung der Philosophie, sondern auch die Reinigung der schönen Wissenschaften zu danken. Er schrieb nämlich eine Redekunst und Dichtkunst, die noch itzo von den größten Kennern für Meisterstücke gehalten werden. Und wer weis es

nicht, daß Herr Kanzler von Wolf, durch seine Philosophie, auch eine gesundere Art zu reden und zu dichten veranlasset hat? Hat er gleich selbst keine Rede- und Dichtkunst geschrieben: so sind doch unter seinen Anhängern und Nachfolgern Männer aufgestanden, die aus seinen Grundlehren die vortrefflichsten Regeln von beyden gezogen; den Geschmack gereiniget, und alle Thorheiten aus diesen Künsten verbannet haben.

Kurz, das ganze Alterthum hat nur einen Aristoteles, und die neuern Zeiten haben nur einen einzigen Wolf aufzuweisen, der den ganzen Umfang philosophischer Wahrheiten übersehen, und in ein zusammenhangendes Lehrgebäud gebracht hat. Denn weder Baco, noch Gassendi; weder Cartesius noch Neuton; weder Boyle noch Locke haben alle Theile der Philosophie, so wie Wolf inne gehabt; vielweniger alle dieselben in die systematische Forme einer Wissenschaft zu ordnen vermocht.

Vergleichung des Ennius mit Martin Opitzen von Boberfeld.

Wenn man die Geschichte aller Völker untersuchet; so wird man finden, daß allemal die Dichter den Grund zu aller Wissenschaft und Gelehrsamkeit geleget haben. Eben das findet sich, so wie in Griechenland von einem Orpheus, Homer und Hesiod, als in Italien vom Ennius, und in Deutschland vom Opitz wahr.

Rom war so zu reden, mitten in den punischen Kriegen noch barbarisch, und begnügte sich an seinen fesceninischen Bauerliedern: als ein Griech, Livius Andronikus, zuerst dahin kam, und durch seine Schauspiele und Gedichte die Lateiner aufmunterte, sich auch auf die schönen Wissenschaften zu legen. Dieß that nun unter andern Ennius mit dem besten Erfolge.

Eben so hatte man in Deutschland vor Opitzen zwar schon Knittelverse, und sonst lateinische Dichter genug gehabt: ja Daniel Heinsius hatte die niederdeutsche Poesie schon zu verbessern angefangen. Allein es fehlte noch ein rechter deut-

deutscher Dichter, der die Schönheiten der Alten und Ausländer, auch ins Deutsche bringen könnte. Und das ward Opitz.

Ennius war aus Tarent, oder vielmehr aus Rudia, einem Flecken aus Großgriechenland, wo man zu seiner Zeit kaum recht angefangen hatte, lateinisch zu reden. Opitz war ebenfalls aus Bunzlau, einer sonst unberühmten Stadt in Schlesien, in welchem Lande vorzeiten mehr pöhlnisch und wendisch, als deutsch war gesprochen worden. Es war also ein besondres Schicksal, daß die Schönheit einer verbesserten Poesie zuerst aus Ländern kommen müssen, die ursprünglich eine ganz andre Sprache geredet hatten.

Ennius hatte zu seinem Zeitgenossen und Anverwandten den Pacuvius, der seiner Schwestersohn war; und gleichfalls als ein Poet berühmt ward. So hat auch Opitz verschiedene Dichter erlebet, die sich schon zu seiner Zeit gewiesen. Hier in Meißen wies sich ein Flemming, in Preußen ein Dach, in Schlesien ein Tscherning, und in Niedersachsen ein Rist: die er alle schon gekannt, oder von deren Stücken er doch etwas gelesen hat.

Hat Ennius sich mit der Kenntniß dreyer Sprachen viel gewußt, indem er lateinisch, griechisch und oscisch verstanden und reden können: so ist Opitz noch viel gelehrter gewesen. Er hat nicht nur deutsch, lateinisch und griechisch; sondern auch holländisch, französisch und italienisch verstanden, wie seine Schriften ausweisen: denn er hat aus allen diesen Sprachen Stücke ins Deutsche gebracht. Er war also doppelt so gelehrt zu schätzen: indem er zweymal drey Sprachen, und nach des Ennius Redensart, beym Gellius, sechs Hertzen zugleich besessen hat.

Gab Ennius einen Sprachmeister in Sardinien ab, und hatte er darinn die Ehre, daß der alte Sittenrichter Cato, noch in seinen grauen Jahren griechisch von ihm lernte: so ist es Opitzen auch keine Schande, daß er eine Weile in Siebenbürgen das Rectorat in einer feinen Stadt verwaltet; und darinn die Jugend im Griechischen und Lateine unterrichtet hat.

Dem

Dem muntern Kopfe und großen Witze des Ennius gelung es, in Rom selbst nicht nur den Cato, sondern auch den ältern Scipio Nasica, und die Fulvier zu Gönnern zu bekommen. Eben so hat sich Opitz nach seiner Rückkunft nach Schlesien, die Durchl. Herzoge zu Liegnitz; und den Burggrafen Hannibal von Dohna, zu Gönnern gemachet; andrer fürstl. Personen zu geschweigen.

Als Fulvius Triumvir war, beschenkte er den Ennius mit dem römischen Bürgerrechte. Und was wiederfuhr unserm Opitz nicht für eine Ehre, als ihn Kaiser Ferdinand der III. in den Adelstand erhob! der gewiß in Deutschland noch mehr, als das römische Bürgerrecht zu bedeuten hatte.

Ennius machte nicht nur dramatische, sondern auch epische und allerhand kleinere Gedichte; wodurch er den römischen Dichtern in allen Arten Muster gab. Eben das hat Opitz bey uns gethan. Seine Antigone und die Trojanerinnen, imgleichen seine Daphne, sind theatralische Gedichte; seine Lobgedichte auf den König Vladisla, an Herzog Ulrichen zu Holstein, und den Grafen von Dohna, sein Mars und Bacchus, u. a. m. sind episch zu nennen. Und wieviel andre Arten von Lehr- und Sinngedichten, Oden und Elegien hat er nicht sonst hinterlassen?

Rücket man dem Ennius vor, daß er etwas ruhmredig gewesen, und von seinen Werken eine etwas gar zu große Meynung gehabt: so kann man eben das an Opitzen bemerken. Auch er wußte es, daß er die deutsche Dichtkunst zuerst aus der Barbarey gerissen, die Sprache gereiniget und gebessert, und allen seinen Nachkommen ein Muster der Nachfolge gegeben hätte.

Ist es endlich auch nach des Ennius Tode dabey geblieben, daß er, aller Rauhigkeit seiner Sprache und Verse ungeachtet, dennoch der Vater aller lateinischen Poeten geheißen: so hat auch Opitz dieses unstreitige Lob verdienet, daß er der Urheber und Vater der deutschen neuern Poesie, genennet wird. Dieß wird er auch wohl bleiben; so lange Deutschland deutsch reden wird: so sehr sich auch einige Neulinge bemühen, von seinen Mustern abzuweichen. Die ver-

vernünftige Nachwelt hingegen wird es allezeit billigen, was er mit einem recht prophetischen Geiste an seinen Freund Zinkgräf geschrieben.

Laß du, o Zinkgräf! nur den guten Zweck nicht liegen,
Zu helfen, wie du thust, die Finsterniß besiegen,
Die deutscher Reden Zier bisher verhüllet hat.
Kriegt gleich ein Nesselstrauch bey Rosen seine statt,
So blühen sie gleichwohl. Wir wollen nicht bedenken,
Daß träge Hummeln sich an diesen Bienstock henken.
Ein Körper bleibet doch, wenn gleich des Schattens Schein
Sich größer macht, als er. Die Zeit soll Richter seyn!

Das V. Hauptstück.

Von der Kunst, eine fremde Person zu spielen. (Ethopœia).

1. §.

Wir finden, daß die alten Dichter, und nach ihrem Beyspiele, auch die ältesten Geschichtschreiber, gemeiniglich ihre Personen redend einführen; und ihnen dabey solche Worte in den Mund legen, die sich für ihre Zeiten, Oerter und Umstände schicken.

* Man kann leicht denken, daß beyde diese Reden nicht schriftlich, und so wie sie wirklich vorgefallen, in Händen gehabt; sondern sie bloß der Wahrscheinlichkeit nach, selbst aufgesetzet, und ihnen zugeeignet haben. Diesen Kunstgriff nun, nennen die Alten Ethopöiam, und schlagen ihn jungen Leuten zur Uebung vor.

2. §. Will man also junge Leute dazu anführen: so thut man am besten, daß man sie erst solche in Poe-

Poeten und Historienschreibern vorhandene Reden, recht verstehen lehret: sie sodann übersetzen, oder umschreiben läßt, und, was sie versehen haben, verbessert.

* Zu dem Ende aber müssen sie auch die vorhergehende Geschichte und Gelegenheit der ganzen Sache recht inne haben: weil sie sonst mit keiner rechten Einsicht von der Sache reden können.

3. §. Es ist aber diese **Ethopöie**, eine Nachahmung der Gesinnungen, Sitten und Leidenschaften einer gewissen Person, in gewissen Umständen. Und sie theilen sich ab 1) in moralische, 2) in bewegliche, und 3) in vermischte.

* Man könnte sie auch in halb wahre, und ganz erdichtete Reden eintheilen. Denn bisweilen ist es wohl wahr, daß dieser oder jener etwas gesaget; aber wie ers gesaget haben könnte, das leget man ihm in den Mund. Bisweilen aber sind Personen, Umstände, und alles erdichtet. Allein diese Abtheilung ändert nichts in der Sache.

4. §. **Die moralischen Ethopöien** drücken nur die ruhigen Gedanken, Meynungen und Gesinnungen einer Person aus, die sie den Geschichten oder Fabeln nach, wahrscheinlicher Weise hätten haben können.

Z. E. Wenn **Virgil** die Venus, als eine Jägerinn, ihren Sohn Aeneas so anreden läßt:

. . Heus, inquit, juvenes, monstrate, mearum
Vidistis si quam hic errantem forte Sororum,
Succinctam pharetra et maculoso tegmine lyncis,
Aut spumantis apri cursum clamore prementem.

Amthor übersetzt dieß so:

: : : Kam euch auf diesen Wegen,
Ihr Männer, keine noch von meiner Schaar entgegen?

Die

Die Köcher, Pfeil und Spieß mit sich in Händen trug,
Und einen bunten Luchs um ihre Schultern schlug?
Und die ein schäumend Schwein, an das sie sich gewaget,
Mit munterem Geschrey allhier vorbey gejaget?

Von eben der Art ist gleich darauf des Aeneas Antwort auf diese Frage.

5. §. Durch die beweglichen Ethopöien versteht man eine Rede voller Leidenschaften, die man einem Menschen in den Mund leget, der in einer Gemüthsbewegung steht; sie sey nun schwach oder stark.

* Von einer schwachen Leidenschaft, mag die Rede der Juno an den Aeolus, im I. B. der Aeneis zum Exempel dienen. Ich setze sie nur aus Amthorn deutsch her, weil der lateinische Virgil in allen Händen ist.

Sie sprach: Mein Aeolus, dem unser Götterhaupt,
Der große Himmelsfürst, das Vorrecht hat erlaubt,
Die See, durch deinen Hauch, zu stillen und zu schwellen:
Bedenk! Ein schnödes Volk will meine Gottheit fällen;
Bringt einen todten Gott durch das Tyrrhenermeer,
Und nach Italien ein neues Troja her.
Gib deinen Winden Kraft: damit ich das erwerbe,
Daß die verwägne Zunft mit Schiff und Gut verderbe.
Wo nicht, so trenne nur der Flotte festes Band;
Und wirf ein jedes Schiff an einen andern Strand.
Ich ziere mein Geleit mit zweymal sieben Nymphen,
Die mit belebtem Schmuck die Venus selbst beschimpfen.
Von diesen bieth ich dir die schönste von der Schaar,
Die holde Dejope, zur Ehgemahlinn dar:
Daß sie dich manches Jahr für diesen Dienst erquicke,
Und deine Vaterbrust mit schöner Frucht beglücke

* Von einer stärkern darf ich nur die Rede der Dido, nach dem heimlichen Abzuge des Aeneas, aus dem IV. B. der Aeneis, zum Exempel geben, die Amthor so übersetzet hat:

hat: doch muß ein geschickter Lehrer seinen Schülern die Umstände der Sache vorher bekannt machen.

Sollt eine Göttinn sich wohl deine Mutter nennen,
Und ein Trojaner-Held dich für sein Blut erkennen?
Nein, du Verräther läugst! Ein harter Felsenstein,
Der grimme Kaukasus muß selbst dein Vater seyn.
Ein freches Tygerthier hat dir die Brust gereichet,
Das durch Hirkaniens verbrannte Wüste streichet.
Ich rede, was ich muß; verstellen hilft mir nicht:
Weil aller Hoffnung Grund auf ewig mir zerbricht.
Hat dieser heiße Bach, der meine Wangen nässet,
Ihm auch den kleinsten Hauch von Seufzern ausgepresset?
Wirft sein verstockter Sinn auch wohl nur einen Blick,
Durch diese Fluth erweicht, auf seine Braut zurück?
Mein Leid ist tausendfach! Was soll ich erst betrauren?
Ich weis, selbst Juno wird mich armes Weib bedauren;
Und daß auch Jupiter sich drüber hat entrüst:
Daß die verderbte Welt so voller Falschheit ist.

Ein Bettler! der durch Sturm an meinen Strand gekommen,
Wird von mir Thörichten zum König aufgenommen?
Der Schiff und Gut verlohr, und nur durch meine Hand
Nebst seinem nackten Volk des Lebens Rettung fand? ..
Ich berste fast für Zorn! Der Schmerz bringt mich zum Rasen!
Nun hat Apollo ihm was neues eingeblassen,
Ein Traum aus Lycien was sonders prophezeiht;
Ja selber Jupiter ihm drohend angedeut,
Er solle seinen Fuß in andre Länder tragen.
Ja, recht! Er wird wohl viel nach deinem Schwärmen fragen!
Der Himmel, welchen nichts in seiner Ruhe stört,
Hat seine Sorgen itzt, auf deine Fahrt gekehrt!

Doch, lauf ich halt dich nicht. Ich will nicht widersprechen.
Nur fort! und säume nicht, die Wellen durchzustechen.

Such dein Italien, das dir so wohl gefällt,
Und wo die Hoffnung dir ein neues Reich bestellt.
Ich weis, der Himmel wird gerecht und heilig bleiben,
Und dein verlaufnes Schiff an Klipp und Syrten treiben.
Da wird die wilde Fluth ein Rächer meiner Pein,
Und noch dein letztes Wort: ach Dido! Dido! seyn.
Ja, wenn der kalte Tod den wärmen Geist verdringet,
Und seiner Nächte Frost mir in die Glieder bringet:
Soll dir mein schwarz Gespenst noch im Gesichte stehn.
Du mußt, du kannst, du sollst der Strafe nicht entgehn!
Und was ich selbst davon nicht mehr erleben kann,
Das zeiget das Gerücht mir in der Höllen an.

4. §. Die Schreibart solcher Uebungen ist dreyerley, denn die erste Art erfodert eine gelassene, voller Vernunftschlüsse und guter Vorstellungen; die den andern ohne viele geschminkte Worte einnehmen können.

* Das gegebene erste Exempel zeigete solches: allein ich will noch ein anders aus alten Schriftstellern geben, das ich selbst übersetzet habe. Dasselbe ist sehr gelassen: und so läßt Livius den Hannibal reden, nachdem ihn Scipio in Africa überwunden hatte.

Hannibals Rede an den Scipio.

Hat es das Verhängniß gewollt, daß ich, der ich zuerst die Römer bekrieget, und oftmals den Sieg fast in Händen gehabt, doch endlich von freyen Stücken habe um Frieden bitten sollen: so freue ich mich doch, daß eben du zu demjenigen erkohren worden, von welchem ich denselben erbitten muß. Dir selbst wird, nebst andern herrlichen Thaten, gewiß dieses keinen geringen Ruhm bringen, daß Hannibal, der doch so viel andere römische Feldherren bezwungen hat, endlich dir gewichen ist; und daß du demjenigen Kriege ein Ende gemachet hast, der viel eher durch euere, als durch unsere Niederlagen bekannt geworden ist. Auch darinnen

innen hat das Glück gleichsam sein Spiel haben wollen: daß ich die Waffen damals zuerst ergriffen, da dein Vater Consul war; daß ich zuerst mit ihm, als einem Feldherrn der Römer gefochten; und daß ich nunmehr ganz wehrlos zu seinem Sohne komme, denselben um Gnade zu bitten. Freylich wäre es am besten gewesen, wenn die Götter unsern Vorfahren den Sinn gegeben hätten, daß ihr mit Italien, wir aber mit Africa zufrieden gewesen wären: denn weder Sicilien noch Sardinien sind von zulänglichem Werthe, den Verlust so vieler Flotten, so vieler Kriegsheere, so vieler trefflichen Feldherren zu ersetzen.

Wiewohl, das Vergangene ist allezeit leichter zu tadeln, als zu verbessern. So heftig haben wir nach fremden Ländern gestrebet, daß wir endlich die unsrigen haben verfechten müssen; und daß ihr nicht nur in Wälschland, wir nicht nur in Africa Kriege zu führen gehabt: sondern, daß ihr sogar in euren Thoren und Mauren die Fahnen und Waffen der Feinde gesehen gehabt; wir aber itzo mitten in Karthago das Geräusch des römischen Heerlagers hören können. Was wir also aufs äußerste verabscheuen würden; und was ihr euch vor allen Dingen wünschen würdet: mitten in eurem besten Glücke, machen wir itzt Frieden; wir beyde, sage ich, denen wohl am meisten daran gelegen ist, und deren Tractaten unsere Republiken gewiß billigen werden.

Nichts mehr ist dazu vonnöthen, als ein Gemüth, welches vor friedlichen Anschlägen keinen Abscheu hat. Was mich betrifft, so bin ich theils durch mein Alter, darinn ich nunmehr als ein Greis nach Hause kehre, von wannen ich als ein Knabe ausgezogen bin; theils durch glückliche, theils durch widerwärtige Schicksale, so klug gemacht worden, daß ich lieber der Vernunft, als dem Glücke folgen will. Aber sowohl deine Jugend, als dein beständiges Glück, jagen mir einige Furcht ein: denn beyde machen dich viel muthiger, als es zu Friedensvorschlägen nöthig ist. Derjenige hat billig den Wechsel aller Dinge in Erwägung zu ziehen, den das Glück noch niemals betrogen hat.

Was ich bey Thrasimenum und bey Canna war, das bist du anitzo. Kaum war ich zum Soldaten alt genug, als ich

ich Feldherr ward: und so verwegen ich alles anfing, so wenig verließ mich doch das Glück. Du hast den Tod deines Vaters und Vätters gerächet, und dir aus der Trübsal deines Geschlechts einen Preis der Tapferkeit und kindlichen Pflicht zubereitet. Spanien hast du wieder erobert, nachdem du vier punische Heere herausgeschlagen. Da man dich zum Consul machte, weil die übrigen kein Herz mehr hatten, Wälschland zu schützen; bist du nach Africa geschiffet, hast daselbst zwey Heere geschlagen, zwey Läger in einer Stunde gewonnen und verbrannt, den mächtigen König Syphax gefangen genommen, sehr viele von seinen, sehr viele von unsers Reichs Städten erobert; ja mich selbst endlich aus Italien gerissen, wo ich schon sechzehn Jahre lang meinen Sitz gehabt hatte.

Wie leicht könntest du nun mehr Lust haben, ferner zu siegen, als itzo einen Frieden zu schließen! Ich kenne die Geister schon, die mehr nach Hoheit und Größe, als nach Vortheilen streben. Auch mich hat sonst das Glück also angelachet. Wenn uns die Götter im Glücke auch Verstand geben möchten: so würden wir nicht nur das Vergangene, sondern auch was künftig geschehen kann, in Erwägung ziehen. Du kannst aller andern Beyspiele entbehren: ich selbst bin dir in allen Zufällen Exempels genug. Denjenigen, den du vor kurzem zwischen Anio und eurer Hauptstadt gelagert, und die römischen Mauren schon fast ersteigen sahest; den siehst du itzo, nachdem er zween wackre Männer und Feldherren eingebüßet, hier an den Mauren seiner fast belagerten Vaterstadt; der muß itzo um die Abwendung dessen bitten, womit wir vormals eure Stadt in Furcht und Schrecken gesetzet haben.

Dem allergrößesten Glücke ist gemeiniglich am wenigsten zu trauen. Da es dir itzo wohlgeht, mit uns hergegen zweifelhaft aussieht: so kannst du uns durch den Frieden ein sehr ansehnliches und herrliches Geschenk geben; wiewohl dasselbe uns lange nicht so rühmlich, als nöthig und unentbehrlich ist. Doch besser und sicherer ist ein gewisser Frieden, als ein Sieg in der Hoffnung. Jenes steht in deinen, dieses aber in der Götter Händen. Setze doch das

Glück so vieler Jahre nicht in einer Stunde auf das Spiel. Erwäge sowohl deine eigenen Kräfte, als die Macht des Glückes, und die gemeine Beschaffenheit der Kriege. Von beyden Seiten sind Waffen, und menschliche Körper. Nirgends ist der Ausgang so ungewiß, als in Feldschlachten.

Gesetzt aber, du siegtest, so wirst du doch außerdem, was du durch einen Friedensschluß schon haben kannst, bey weitem so viel Ehre nicht erwerben können, als Schande dich treffen würde, wenn es unglücklich ablaufen sollte. Eine einzige böse Stunde kann ja alle erfochtene und verhoffte Siegeskränze zunichte machen. Itzo, mein Publ. Cornelius, steht der ganze Friedensschluß in deiner Gewalt: alsdann aber wirst du mit dem vorlieb nehmen müssen, was dir die Götter geben werden. M. Atilius würde vorzeiten eins von den seltenen Exempeln des Glückes und der Tapferkeit gewesen seyn: wenn er, als Ueberwinder, unsern Vätern, die ihn um Friede bathen, Gehör gegeben hätte. Indem er aber seinem Glücke keine Gränzen steckte, und den daher abstammenden Stolz nicht dämpfete; so fiel er auch desto schändlicher, je höher er gestiegen war.

Zwar muß der Sieger und nicht der Besiegte, die Friedensbedingungen vorschreiben: vieleicht aber sind wir selbst nicht ganz unwürdig, uns eine Strafe aufzulegen. Wir weigern uns ferner nicht, das alles, worüber wir Krieg geführet haben, an euch abzutreten; Sicilien, Sardinien, Spanien, alle Inseln, die zwischen Italien und Africa liegen. Gefällt es den Göttern, so müsset ihr auch andere auswärtige Reiche zu Wasser und Lande beherrschen! Wir Karthaginenser wollen in den africanischen Gränzen eingeschlossen bleiben.

Ich läugne es nicht, die punische Treue und Redlichkeit wird euch, wegen des neulich nicht gar zu aufrichtig gesuchten, oder erwarteten Friedens, etwas verdächtig seyn. Es ist aber, zu Beobachtung der Friedensschlüsse, sehr viel daran gelegen, o Scipio! durch wen dieselben gesuchet worden. Haben doch eure Vorfahren gleichfalls, wie ich vernehme, gewissermaßen auch deswegen andern den Frieden versaget; weil die Gesandtschaft nicht ansehnlich genug gewesen.

Hier bitte ich, Hannibal, um Frieden; und würde solches nicht thun, wenn ich ihn nicht für ersprießlich hielte: ja eben des Vortheils halber, weswegen ich darum bitte, werde ich ihn auch zu erhalten wissen. Und wie ich es bloß gemachet, daß der Krieg, den ich selbst angefangen habe, niemanden gereuen darf, in so weit uns die Götter nicht beneidet haben: so will ich auch sorgen, daß der durch mich erworbene Frieden niemanden gereuen solle.

5. §. Die zweyte Art muß schon lebhafter werden, und mit ihren gründlichen Gedanken und Vorstellungen, auch muntere Figuren, Gleichnisse und andere Blumen der Beredsamkeit brauchen.

* Folgendes Beyspiel wird solches am besten zeigen. Es ist aus dem Curtius, der den scythischen Gesandten an Alexandern den Großen so redend eingeführet hat: wie ich selbige gleichfalls vor vielen Jahren verdeutschet habe.

Rede des scythischen Gesandten an Alexandern den Großen.

Wenn dich die Götter so groß von Leibe geschaffen hätten, als unersättlich du an Begierden bist: so würde dir die Welt zu enge seyn. Mit einem Arme würdest du Osten, und mit dem andern Westen berühren; bey dem allen aber doch noch zu wissen verlangen, wo denn der Glanz eines so herrlichen Gestirnes, als die Sonne ist, sich verbirgt. Dergestalt strebest du itzo nach Dingen, die dir doch viel zu groß sind. Aus Europa fällst du in Asien ein: aus Asien gehst du nach Europa zurück: und wenn du endlich das ganze menschliche Geschlecht wirst überwältiget haben; so wirst du zuletzt mit Wäldern und Strömen, ja mit wilden Bestien Kriege führen.

Wie aber? Weist du denn nicht, daß ein großer Baum sehr langsam wächst, aber in einer Stunde ausgerottet wird? Derjenige ist thöricht, der zwar nach seinen Früchten sieht; aber seine Höhe nicht betrachtet. Hüte dich also, daß

du nicht, in dem Vorhaben, den höchsten Gipfel zu ersteigen, mit den ergriffenen Aesten herabstürzen mögest. Auch der Leu ist mehrmals von den verächtlichsten Vögeln verzehret worden; auch das Eisen frißt der Rost: und nichts ist so dauerhaft, welches nicht auch von dem schwächsten Feinde etwas zu besorgen hätte.

Und was haben wir doch mit dir zu schaffen? Deinen Grund und Boden haben wir nie betreten: müssen wir denn auch in unsern wüsten Wäldern lernen, wer du bist, und woher du kömmst? Wir verlangen weder jemanden zu dienen, noch über andere zu herrschen. Und damit du die Art der Scythen kennen mögest; so wisse: daß uns der Himmel ein Joch Ochsen, einen Pflug, einen Pfeil, und eine Schale zum Geschenke verliehen hat. Das sind Dinge, deren wir uns gegen Freunde und Feinde bedienen. Guten Freunden setzen wir Feldfrüchte vor, die wir mit Mühe und Arbeit gebauet haben. Mit der Schale opfern wir den Göttern den Wein. Die Feinde greifen wir von ferne mit Pfeilen, in der Nähe mit Spießen an. So haben wir Scythen den König der Syrer, hernach auch die Perser und Meder bezwungen; so daß uns der Weg bis nach Aegypten offen gestanden.

Du aber, der du dich rühmest, daß du hieher gekommen, die Räuber zu verfolgen, bist selbst der ärgste Räuber aller Völker, wohin du gekommen bist. Lydien hast du erobert; Syrien eingenommen; Persien hast du inne; die Bactrianer stehen auch unter deiner Gewalt; ja du bist gar nach Indien gezogen. Nunmehr streckest du deine geizigen und unbeständigen Fäuste auch nach unserm Viehe aus. Was nützet dir aber ein Reichthum, der dir doch nur neue Begierden erwecket? Du bist der erste, dem das Sattseyn den Hunger unterhalten hat. Denn je mehr du allbereit hast, desto mehr wünschest du dir dasjenige, was du nicht hast.

Erinnerst du dich denn nicht, wie sauer es dir bey Baktria schon geworden ist? Indessen, daß du dieselben bändigest, haben die Sogdianer sich empöret. Selbst der Sieg gebiehrt dir lauter neuen Streit. Denn wenn du gleich allen an Größe und Macht überlegen bist: so will doch kein

einziger einen Fremden für seinen Herrn erkennen. Setze nur über den Tanais; so wirst du zwar sehen, wie weit sich die Scythen erstrecken, aber sie niemals erreichen können. Unsere Armuth wird viel schneller seyn, als dein Heer, welches die Beute von so vielen Völkern bey sich führet. Doch wenn du dir einbilden wirst, daß wir noch so weit von dir sind; so wirst du uns mitten in deinem Lager gewahr werden: weil wir eben so schleunig zu folgen, als zu fliehen pflegen.

Ich vernehme, daß die scythischen Wildnisse bey euch Griechen fast zum Sprüchworte geworden. Und es ist wahr: wir halten vielmehr auf wüste und unangebauete Plätze, als auf Städte, und reich besäete Felder. Aber eben deswegen halte dein Glück fest: es ist schlüpfrig, und läßt sich nicht wider Willen halten. Folge dem heilsamen Rathe, den dir die itzige Zeit giebt: und wirf deinem Glücke einen Zügel an, so wirst du es desto leichter regieren können. Bey uns saget man sonst: das Glück habe keine Füße, sondern nur Hände und Flügel; und wenn es gleich jemanden die Hände biethe, so lasse es sich doch die Flügel nicht ergreifen.

Bist du endlich eine Gottheit, wie du vorgiebst: so mußt du den Menschen Wohlthaten erweisen, nicht aber ihnen das Ihrige nehmen. Bist du aber ein Mensch, o so denke doch ohn Unterlaß daran! Es ist thöricht, an Dinge zu denken, darüber du dein selbst vergissest. Die du nicht feindlich überziehst, die wirst du als Freunde brauchen können: denn die Freundschaft ist da am festesten, wo es eine Gleichheit giebt; und diejenigen hält man für gleich stark, die niemals ihre Kräfte mit einander versuchet haben. Halte doch nicht dafür, daß dein Ueberwundener jemals dein Freund seyn werde: denn zwischen Herren und Knechten hat niemals eine Freundschaft statt. So gar im Frieden werden sie nach Kriegsrechte mit einander umgehen.

Du darfst dir auch nicht einbilden, daß die Scythen ihre Bündnisse durch Eide bestätigen: sie beobachten dieselben; und das ist eben so viel, als hätten sie selbige beschworen. Das ist eine Behutsamkeit der Griechen, die ihr

Versprechen schriftlich aufzeichnen, und die Götter dazu anrufen. Wir suchen unsere Gottesfurcht in der Redlichkeit selbst zu erweisen. Wer sich vor Menschen nicht scheuet, der wird gewiß auch die Götter betriegen: und du hast in Wahrheit keinen Freund von ungewisser Treue vonnöthen.

Im übrigen wirst du an uns Beschützer von Europa und von Asien haben. Wir reichen bis an Baktra; denn der Tanais scheidet uns und euch. Jenseits des Tanais reichen wir bis an Thracien; und an Thracien soll Macedonien anstoßen, wie die Rede geht. Erwäge es also wohl, ob du die Nachbarn deiner beyden Reiche lieber zu Feinden, oder zu Freunden haben wollest?

6. §. Die dritte Art ist am allerfeurigsten: das ist, sie brauchet die hitzigsten Redensarten, und die heftigsten Figuren, um die größten Gemüthsbewegungen auszudrücken: wenn nämlich die Umstände der redenden Person solches leiden.

* Ein solch Exempel habe ich selber aufgesetzet. Man hat eine Rede, die Catilina wider den Cicero gehalten haben soll; als dieser Consul war, und die Verrätherey des Catilina entdecket hatte. Hier dichte ich, Cato habe dieselbe beantwortet, den Consul zu vertheidigen.

Catons Rede, an den Catilina,

im römischen Rathe zu halten.

Und du, Catilina, scheuest dich noch nicht, deine Bosheit mit einer öffentlichen Rede zu vertheidigen? Deine Frechheit untersteht sich, in einer so zahlreichen Rathsversammlung, Gift und Galle auszuspeyen, und dadurch die innerliche Pest deines Herzens zu verrathen? O unerhörte Verwägenheit! Bisher hast du heimlich deine Ränke getrieben, heimlich mit deiner Rotte gerathschlaget, heimlich Bubenstücke ausgeübet, heimlich des Consuls, des Raths, der Bürgerschaft, der ganzen Stadt Untergang gesuchet. Nunmehr bricht dein unverschämtes Gemüth auch öffentlich aus;

aus: indem du kein Mittel mehr vor dir siehst, deine Schandthaten zu verbergen, und uns allen länger die Augen zu verkleistern.

Wo willst du hin? vortrefflicher Rathsherr! du anderer Brutus! du einziger Verfechter der römischen Freyheit! Bleib doch hier, und höre mich so geduldig an, als wir dich angehöret haben: damit es nicht den Schein habe, als wolltest du ein Tyrann werden, und die Vertheidigung einer Sache nicht anhören, die du beurtheilen sollst. Du hast den wackern Tullius, unsern Consul, du hast den ganzen Rath, du hast endlich auch mich angeklaget. Verstatte mir doch, nach deiner großen Liebe zur Billigkeit, ihre Partey zu nehmen; und mache dir die schimpfliche Nachrede nicht, daß du jemanden unverhörter Sache verdammet habest.

Da siehst du nun, Catilina, daß es noch Leute im Rathe giebt, die das Herz haben, zu reden: ja was noch mehr ist, die das Herz haben, dir selbst zu widersprechen. Bloß an dich habe ich meine Anrede gerichtet; und das mit Fleiß: weil du es unserm eifrigen Consul vorhin verwiesen hast, daß er den Rath nicht angeredet hat. Meynest du denn, daß ein einziger unter allen Anwesenden ist, der mehr auf ein leeres Wortgepräng, als auf redliche Absichten hält? Meynest du, daß man, um deiner hinterlistigen Höflichkeit halber, die gute Sache verlassen, und dir beypflichten wird? O Catilina! du kennest den Rath noch nicht; diejenigen ausgenommen, die deines Gelichters sind. Ehrentitel und Worte machen es wahrhaftig nicht aus: Werke! Werke will man sehen, wenn man ein Vertrauen zu jemanden bekommen soll.

Doch ich muß anfangen, meinem Versprechen nachzukommen; und vor allen Dingen unsern redlichen Cicero von deinen Anklagen retten. Du beschuldigest ihn der Tyranney; du rückest ihm seine schlechte Geburt vor: ich weis nicht, ob du ihm noch etwas mehrers Schuld gegeben hast; mehr habe ich wenigstens aus deinem Vortrage nicht anmerken können. Wohlan, ich will mich auf beydes einlassen; wiewohl es mir keine Mühe machen wird, etwas zu widerlegen, was du theils mit schlechten Gründen unterstützet

hast; theils aber, wenn es gleich wahr wäre, uns allen zu keinem Vorwurfe gereichen könnte.

Cicero, sprichst du, ist ein Unterdrücker der Freyheit! Hier bewundere ich deine Geduld, theurer Consul! Wie? kannst du auch eine so grausame Beschuldigung anhören, ohne in gerechtem Eifer zu entbrennen? Fehlt es dir etwan an Beredsamkeit, dich zu vertheidigen; oder an Gründen, deine Unschuld darzuthun? In Wahrheit! wenn es viel Kunst brauchte, deine gerechte Sache zu führen, so würdest du gewiß ein besserer Fürsprecher für dich selbst seyn, als Cato; der dir an Wohlredenheit gern den Vorzug läßt. Aber selbst dein Stillschweigen ist dir schon eine Rechtfertigung. Dein gutes Gewissen machet dich so ruhig. Die Sache selbst redet: und es ist niemand vorhanden, der deinem Gegner den geringsten Glauben beymessen könnte.

Es war gewiß ein vortrefflicher Beweis, Catilina, den wir von dir gehöret haben: daß Cicero ein Tyrann sey! Er redet allein; sprachst du, und die andern schweigen alle: er thut alles, was er will; und niemand widersetzet sich ihm. Wie? willst du denn, daß sechs bis achthundert Rathsherren zugleich reden sollen? Ist es nicht genug, wenn das Haupt des Rathes für alle seine Glieder spricht? oder ist auch wohl jemand unter uns allen, der solches geschickter und nachdrücklicher thun könnte, als Cicero selbst: wenn ich gleich sein Consulat beyseite setze? Ja, Catilina, der ehrliche, der beredte Cicero hätte dir, im Namen des Raths dein Urtheil ankündigen sollen: gesetzt, daß es nicht seine Pflicht gewesen wäre; gesetzt, daß er es nicht Amts halber hätte thun dürfen.

Denn meynest du etwan, was Cicero bisher wider dich unternommen hat, das sey von ihm aus eigener Macht, und ohne unser Vorwissen geschehen? Du irrest, du irrest sehr, Catilina! Es ist ein Rathschluß wider dich vorhanden! von uns allen bist du verurtheilet; von uns allen bist du verdammet; von uns allen ist dir der Kopf abgesprochen worden! Mir selbst ist dein Laster so abscheulich vorgekommen, daß ich fast der Lehre unserer Stoiker deswegen entsaget hätte, die sonst behaupten: daß alle Verbrechen gleich

groß

groß seyn. Was hat nun Cicero ohne Bewilligung des Raths gethan? Wo ist er, als ein Tyrann, seinem eigenen Kopfe gefolget? Ich sage es frey heraus: er hat noch viel zu wenig gethan!

Untersuche doch, Catilina, das ganze Leben dieses redlichen Mannes; wirst du auch wohl die geringste Spur finden, daß er jemals nach der Tyranney gestrebet habe? Besinne dich doch auf die Zeiten, da Sulla sich der obersten Gewalt angemaßet hatte; da alles nach seinem Dünkel gehen mußte; da die Gesetze schwiegen; da die Ungerechtigkeit herrschete; da Knechte ihre Herren ermordeten, die Söhne aus den Häusern trieben, und sich unter sullischem Schutze der Verlassenschaften bemächtigten; da die rechtschaffensten Leute ins Elend wandern mußten, und ihre Güter öffentlich verkauft wurden; kurz, da das Rathhaus und ganz Rom von dem Blute ermordeter Bürger flossen. Wer hat damals in Rom das Herz gehabt, einen bedrängten Roscius zu vertheidigen? Wer hat sich wohl erkühnet, einem griechischen Sclaven Chrysogonus zu widerstehen? War es nicht der einzige Cicero, dessen erste öffentliche Probe schon vor vier und zwanzig Jahren ein Zeugniß ablegete, wie sehr er der Tyranney zuwider wäre; und wie er, der Unschuld zum Besten, auch die Feindschaft der Mächtigsten für nichts achtete.

Wann hat er nach dieser Zeit seinen Lüsten gefröhnet, die Bürger unterdrücket, und die Gesetze mit Füßen getreten? Oder welches Amt hat er nicht wohl und treulich verwaltet? Was für Gelder hat er als Schatzmeister unterschlagen? Welchen Bösewicht hat er als Stadtrichter losgesprochen? Welche Provinz hat er als Statthalter ausgesogen? Rede doch, Catilina! erzähle uns alles, und sage es frey heraus, wo du irgend etwas weist. Doch hättest du etwas gewußt, du würdest es vorhin wohl schon gesaget haben; und ich thue schon zu viel, daß ich einen Mann vertheidige, den auch der unverschämteste keines Lasters hat beschuldigen können.

Wie steht es nun um den Rath, Catilina; den du gleichfalls in deiner Rede unverantwortlicher Weise angegriffen

hast? Deiner Aussage nach, besteht diese ganze Versammlung aus lauter feigen Memmen, aus verzagten Seelen, aus Schmäucklern, aus Verräthern der Freyheit, aus Feinden des Vaterlandes. O ihr unsterblichen Götter! wer hat jemals die Frechheit gehabt, solche schwarze Lästerungen wider diese Rathsversammlung auszustoßen? Traun! du bist die rechte Vormauer der Freyheit, Catilina! Du, du bist die beste Stütze des sinkenden Vaterlandes, der einzige Verfechter unserer Gesetze! Mit dir, mit dir allein, wird Rom und Italien untergehen. Den Göttern sey ewig Dank gesaget! daß wir es von dir nicht lernen dörfen, wie die Republik zu erhalten, wie die Freyheit der Stadt zu unterstützen sey. Wie elend würden doch die armen Bürger, wie elend die Gesetze, wie elend die Unschuld und Tugend daran seyn! Sprichst du: Aber ihr redet ja nicht, ihr thut ja nichts: nur den einzigen Cicero lasset ihr reden, schalten und walten? Elender Einwurf! Weist du denn nicht, daß der ganze Rath redet, wenn der Consul seine Schlüsse kund thut? Weist du nicht, daß die Freyheit und die Gesetze herrschen, wenn ein so rechtschaffener Patriot, als Tullius ist, das Ruder führet?

Ists nicht wahr, Catilina? wenn du nur neulich diesem wackern Manne vorgezogen worden, und zum Consulate erhoben wärest: dann wärest du zu deinem Zwecke gelanget; dann hättest du Gewalt in deine Hände bekommen, deine Bubenstücke auszuführen! Da hättest du diejenigen ins Elend verwiesen, die du itzo heimlich als ein Meuchelmörder aus dem Wege zu räumen suchest. Alsdann hättest du deinen Geiz mit den Gütern der Verbanneten sättigen können; den unersättlichen Geiz, der dich itzo zum Brennen und Morden, zum Plündern und Rauben so verwägen machet. Allein, das ist nicht geschehen! Dein Wunsch ist dir fehl geschlagen! Marcus Tullius Cicero ist Consul geworden. Das! das ist das große Verbrechen, welches das Volk und der Rath begangen hat!

So blind ist gleichwohl die Stadt noch nicht gewesen, daß sie zwischen einem Cicero, und einem Catilina, keinen Unterschied zu machen gewußt hätte. Und wem sollte

doch

doch derselbe nicht ins Auge gefallen seyn? Bey ihm sieht man Verstand, bey dir Arglist; bey ihm Redlichkeit, bey dir Bosheit; bey ihm Tugendliebe, bey dir eine ungezähmte Geldbegier; bey ihm Gelindigkeit, bey dir hergegen lauter Grausamkeit, und Mordlust. Anstatt seiner Beredsamkeit, besitzest du Unverschämtheit; anstatt seiner Verdienste, trotzest du auf deine Ränke; anstatt seiner Gerechtigkeit, strebest du nach unumschränkter Gewalt; anstatt seiner Mäßigkeit, badest du dich in aller Wollust. Mit einem Worte: seine Menschenliebe, seine Freygebigkeit, seine Geduld, seine Demuth und Zufriedenheit, sind bey dir in Raserey, in Verschwendung, in Trotz, in Aufgeblasenheit und unersättliche Habsucht verwandelt. Kurz, ist **Cicero** ein Vater, so bist du ein Feind des Vaterlandes.

Ich habe vorhin vergessen, zu zeigen, wie thöricht du ihm die niedrige Herkunft vorgerücket hast: darum will ich, ehe ich auf mich selbst komme, dir auch darauf begegnen. Es ist wohl wahr: **Cicero** kann keine lange Reihe von berühmten Ahnen herzählen. Sein Geschlechtregister langet nicht bis auf den **Romulus** oder **Aeneas**. Seine Vorfahren sind so berühmt nicht, als die deinigen. Allein, bey wem suchest du ihn dadurch zu verkleinern? Etwa bey dem einfältigen Pöbel, der alles nach Vorurtheilen betrachtet? Nein, du hast im Rathe geredet, wo man wahre Verdienste weit höher schätzet, als lange Stammtafeln. Schäme dich also, **Catilina**, schäme dich, daß du diesem redlichen Manne daraus eine Schande machest, woraus ihm doch die meiste Ehre zuwächst. Er hat sich durch seine eigene Geschicklichkeit und Tugend empor geschwungen, und er wird künftig seine Nachkommen adeln: dich hingegen haben deine Vorfahren edel gemacht; du aber schändest ihre Gräber und Bilder durch deine unerhörten Bubenstücke.

Und wann hat sich doch unser **Cicero** seines alten Geschlechtes gerühmet? Wann hat er die Eitelkeit begangen, den Ruhm seiner Voreltern auf seine Rechnung zu schreiben? Geh! rücke denen ihren neuen Adel vor, die sich durch nichts, als durch entlehnte Verdienste breit machen; und daher ihre Ahnen erdichten, weil sie in den Geschich-

ten

ten keine finden können. Rom ist auch nicht sowohl durch alte Geschlechter, als vielmehr durch rechtschaffene Bürger gewachsen und erhalten worden. Wer war edler, als die Gracher zu unserer Väter Zeiten? Wer war edler, als Marius und Sulla? Aber wer hat auch der Republik mehr geschadet, als eben diese beyden? Ich bin kein Schmäuchler, wie ihr alle wohl wisset, ihr ehrwürdigen Väter! und doch sage ich es frey heraus; dieser arpinatische Neukömmling hat dem gemeinen Wesen schon weit mehr genützet, als sie alle miteinander.

Nun will ich mich noch selbst entschuldigen, Catilina: denn auch mich hast du angegriffen; indem du den ganzen Rath geschändet hast. Du kennest mich aber vieleicht noch nicht, o Catilina! Meine Jugend ist dir vieleicht verächtlich: allein, glaube nur sicher, was mir an Jahren fehlet, das haben die Lehren der Weisheit bey mir ersetzet. Nichts geht in meinen Gedanken über das gemeine Beste. Nichts liegt mir so sehr am Herzen, als die Wohlfahrt des Vaterlandes. Wollten doch die Götter! daß ich dieselbe mit meinem eigenen Blute erhalten könnte; denn so wollte ich es mit Freuden thun. Und du, Catilina, beschuldigest mich gleichwohl, nebst allen andern, der verrathenen Freyheit? Du sagest es mir ungescheut unter die Augen, daß ich mir von dem Consul das Joch über den Hals werfen lasse?

Ich sage es frey heraus, theurer Cicero; wäre das alles gegründet, was dieser Ankläger wider dich auf die Bahn gebracht hat; und hättest du dir solche schädliche Anschläge wider dein Vaterland in den Sinn kommen lassen: ich wollte der erste gewesen seyn, der dich darüber öffentlich zur Rede gesetzet hätte; ich wollte dir zuerst dein ungerechtes Verfahren verwiesen haben. Wäre mir aber Catilina darinnen zuvor gekommen: so würde ich mich zwar schämen, dessen ungeachtet aber wollte ich noch heute auf seine Seite treten. Ich sage noch mehr; meine eigene Faust sollte den Stahl in das Herz eines solchen Verräthers stoßen, und sein verfluchtes Eingeweide heraus reißen. Aber hingegen sey auch versichert, Catilina! da ich itzo die redlichen Absichten unsers Bürgermeisters kenne;

da ich von seiner Sorgfalt für das gemeine Beste versichert bin: so bin ich auch bereit, alles für ihn zu wagen. Und sollte es dir gelingen, daß du, deinen verderblichen Anschlägen zu folge, die dir schon fast, und noch heute früh mislungen sind, seinen Tod endlich ins Werk richten könntest: so würde sein Untergang an mir unfehlbar einen Rächer finden. Diese Hand würde nicht eher ruhen, bis sie sich in deinem Blute gebadet hätte: nicht sowohl eines redlichen Freundes, eines wackern Bürgers, eines rechtschaffenen Consuls Tod zu rächen; als vielmehr, das Grab eines eifrigen Verfechters der römischen Freyheit, mit deinem Kopfe zu zieren.

Nunmehr urtheile einmal, Catilina, was Rom für Bürger hat? Gehe hin zu deinem manlianischen Lager: weil Cicero es dir erlaubet, weil er es dir gerathen hat. Gehe hin, und zücke dein Schwert wider deine Vaterstadt, wider deine Brüder, wider deine eigene Mutter! Hat es das Verhängniß beschlossen; so wirst du siegen! Rom, das große Rom, wird untergehen: und die bezwungene Freyheit der Bürger wird dir zu Füßen liegen. Aber wisse, daß weder Schwert noch Bande einen Cato bezwingen können. Meine Liebe zum Vaterlande wird dennoch über deine Grausamkeit triumphiren. Und ehe ich mich in deiner Gewalt, und Rom in deinen Ketten sehen soll: so will ich mir lieber selbst den Dolch in die Brust stoßen; und als ein redlicher Bürger, mit der römischen Freyheit und Größe, zugleich untergehen.

7. §. Von der vermischten Art darf ich wohl keine Vorschrift geben: denn man begreift leicht, daß solche Schreibart ebenfalls, theils ruhig, und nachdenklich, deutlich und ungekünstelt; theils aber auch heftig und sehr nachdrücklich werden müsse.

* Die vorigen Exempel können solches größtentheils schon erläutern. Aber man kann sie auch im Livius, Sallustius und Curtius häufig finden. Ich will aber zu Mustern

noch

noch einige aus der deutschen Geschichte hersetzen, um junge Leute auch auf die Liebe des Vaterlandes zu führen.

8. §. Erstlich kann ein geschickter Lehrer aus dem Heldengedichte Herrmann, viele poetische Reden von seinen Schülern in die ungebundene Schreibart bringen lassen. Er kann ferner bey Stellen, wo keine Reden sind, welche auszuarbeiten vorgeben; was wohl diese, oder jene Person gesaget haben könnte.

* Hier will ich aus neuern Zeiten einige Exempel geben.

Rede des ersten heydnischen Königs in Preußen Widewuths, bey seiner freywilligen Aufopferung für die Wohlfahrt seines Volkes.

Die alten preußischen Chroniken erzählen, daß Widewuth, der erste König von Preußen, um das 500ste Jahr nach Chr. Geb. nachdem er 112 Jahre alt geworden, bey der heiligen Eiche, die bey der Stadt, die davon noch itzo Heiligenbühel, (d.i. sacer collis) heißt, sich selbst für das Beste seines Volkes seinen Göttern aufgeopfert habe: wie man solches auch von einigen alten griechischen und römischen Königen und Helden liest. Er theilete also sein Reich unter seine eilf Söhne, und rief sein Volk bey dem Scheiterhaufen zusammen, den er unfern von der heiligen Eiche vorbereiten lassen. Er sah nämlich, daß angränzende pohlnische und litthauische Völker in großer Zurüstung wider ihn waren; er aber, von großem Alter, und viel zu schwach wäre, ihnen zu widerstehen. Er wollte also selbst

dieß

dieß sterbliche Leben verlassen, und sich mit den Göttern, die im Himmel ihre Wohnung haben, unterreden; und Hülfe für sein Volk bey ihnen erbitten. Das Volk brachte viel kleines und großes Vieh, mit verguldeten Hörnern, zu Opfern mit. Es schlachtete dasselbe, warf brennende Fackeln in den Holzstoß, und schmiß das Fett und Eingeweide des Viehes auch dazu hinein. König **Widewuth** aber stund herrlich bekleidet dabey, hielt eine goldene Schale voller Meth in der Hand, und goß denselben einer schwarzen Kuh zwischen die Hörner. Den rechten Fuß und linken Arm hatte er entblößet: und mit diesen Vorbereitungen that er folgende Anrede an seine Götter, an seine Söhne, und an alles Volk.

Ihr Götter des Meeres und der Erden! Ihr Götter der Nacht, und der Finsterniß! die ihr in diesen Wäldern und an diesem geheiligten Orte eure Wohnung und Tempel habet! Die ihr den feurigen Blitz vom Himmel herab werfet, und der Menschen Herz mit eurem Donner erschrecket; die ihr Ungewitter und Regen ausschicket, und bey dem hellen Monde über den Wolken euren Aufenthalt habet, und mit schnellen Flügeln durch die Luft fahret!

Schauet dieß Opfer an! schauet mich an, der ich selbst bey diesem heiligen Altare, zur Aufopferung geweihet werde; und nehmet mich, als einen König, der sich für das Heil seines Volkes zum Opfer darbeut, und den Feuerflammen übergiebt, in Gnaden an. Ueber unsre Feinde aber schicket Schrecken, Furcht, Flucht, und ohnmächtige Kräfte zum Streite. Nur meinen lieben Preußen verleihet lauter Sieg und Triumph.

Ihr, meine Söhne! lasset euch die Wohlfahrt eurer lieben Landsleute ernstlich am Herzen liegen. Liebet und schützet sie, und wisset, daß ihr nur darum ihre Fürsten

werdet, daß ihr sie vor Feinden sicher, ruhig und glücklich machen sollet. Seyd alle unter einander einig! Verbindet eure Kräfte, und fallet eure Feinde, wie die Bären an. Schlaget und verfolget sie, bis in ihre tiefsten Wälder; und ruhet nicht eher, bis ihr sie so mürbe gemachet, daß sie auf ganze Jahrhunderte das Wiederkommen vergessen.

Ihr meine treuen Unterthanen, die ich als ein Vater geliebet; und für die ich alles zu thun bereit gewesen: ihr wisset, was ich für euch gethan habe. Hätten die Götter zu meinen Waffen ihren Segen gegeben: so würden wir längst alle unsre Feinde gedämpfet haben. An meinen Bemühungen, an meiner Wachsamkeit und Munterkeit hat es nicht gefehlet. Aber mein Arm ist zu matt, und eine große Last von Jahren drücket mein Haupt. Ich überlasse euch also muntrern Anführern; die euch mit tapfern Armen vertheidigen und beschützen werden. Ehret und liebet sie; verlasset sie in keiner Gefahr: denn ihr Heil wird allemal das Eurige seyn. Kurz, gehorchet ihnen, wie ihr mir bisher gehorchet habet.

Nunmehr will ich mich dann, für euch, und für eure ewige Wohlfahrt freywillig aufopfern. Ich gehe freudig zu den Göttern, euch ihren Beystand und Segen auf alle künftige Zeiten auszuwirken.

Und mit solchen Worten ist er auf den Scheiterhaufen gestiegen, und frisch in die Flammen gesprungen. Die Edelsten des Volkes, nebst der muntern Jugend, haben erst einen lustigen Tanz um den Brand gemachet; hernach aber den ganzen Wald mit einem erbärmlichen Heulen und Zetergeschrey angefüllet. Dreymal sind sie um den Scheiterhaufen geritten, und haben ihre Waffen zornig auf einander geschlagen, auch die Spieße wüthend von sich geschossen. Dergestalt erboßeten sie sich, um den

Tod ihres so theuren aufgeopferten Königes, an den Feinden aufs grausamste zu rächen: und die gottlosen Masuren, die noch eben sowohl als sie, Heyden waren, bis auf den Grund auszurotten.

Rede Ottons des sächsischen Herzogs, auf seinem Todbette, als Vormund Kaiser Karls des II, des Einfältigen (Simplicis).

Aus Caspar Hedions Kirchengeschichte.

Mein letzter Tag ist nun vorhanden: welcher einem jeden, dem einen früher, dem andern später, bevorsteht. Mein Vater, Robert, mußte im Kriege wider die Nordmänner, so vielmal den Tod besorgen, so viel er feindliche Schwerter wider sich gezücket sah. Allein, in der ganzen Natur ist keine Gewalt vorhanden, die uns ganz das Leben nehmen könnte. Himmel und Erde, das Meer, und allerley Zufälle, ja Recht und Unrecht, können zwar den Tod mit sich bringen; aber doch der Seele nichts anhaben. Ja oft begiebt sichs, daß das Leben uns weit schwerer ist, als selbst der Tod; sogar, daß es auch vielen Menschen besser wäre, nie gebohren zu seyn.

So lang ich gelebet, habe ich mehr für euch, als für mich gesorget: wieviel mehr gebühret mirs itzo noch, für euch zu sorgen, da ich nunmehr sterben soll! Brüder beweisen einander brüderliche Treue, so lange sie leben: so bald sie aber sterben, und aus diesem kurzen und elenden Leben in das ewige und selige Leben hinfahren, gilt es ihnen alles gleich, was sie nach sich lassen. Je näher ich nun dieser Unsterblichkeit rücke, desto deutlicher sehe ich die Beschaffenheit aller Dinge; und zwar weit besser als ihr, die ihr noch mitten in der Sterblichkeit seyd.

Des Menschen Gemüth nämlich ist viel göttlicher, als daß es nicht alles für schnöd und gering achten sollte, worüber sich die Sterblichen so sehr verwundern. Unsere Seele ist des Himmels und der Ewigkeit fähig: hergegen

die Königreiche dieser Welt sind argwöhnisch, untreu, blutig, ungewiß, knechtisch, voller Angst und Noth, ja unersättlich. Keine Trabanten, kein königlicher Thron, keine Kriegsheere, können einen wahren König ausmachen.

Zuförderst nun wünsche ich euch mit sterbenden Lippen, die gemeine Wohlfahrt, und das Heil aller Stände des Reiches. Allein diese Wohlfahrt, dieses Heil kömmt nicht zu denen, die beydes nicht begehren. Es kömmt aber, und läßt sich von denen finden, die es suchen. Dem Hunger oder der Pest zu entgehen, das hat der Schöpfer nicht in unsre Hände gestellet: daß wir aber eine gemeine Wohlfahrt, und gute Gesetze haben können, das steht in unsrer Gewalt.

Ein Glück nach seinem Wunsche kann sich niemand verschaffen; aber in seinem Gemüthe kann ein jeder selbst einen Baumeister abgeben, und dasselbe nach Belieben ordnen und einrichten. Begehret also jemand ein Königreich: so wird er sichs schwerlich zuwege bringen können; ob ers gleich leichtlich verlieren kann, dafern ers besitzt. Stehen nun die Glieder in dem Theile eines Staatskörpers wohl mit einander: so wird sich das ganze Reich desto besser erhalten: und das gemeine Wohl, wird auch die Hinfälligkeit einzelner Personen erhalten.

Ist das gemeine Heil krank und gebrechlich, so reißt es auch die Wohlfahrt einzelner Personen mit sich hin; so stark sie immermehr seyn möchten. Wäre in einem gemeinen Wesen ein gleicher Sinn, ein Herz und eine Seele, einerley Rath und Vorsatz: so bedörfte es nicht vieler Versammlungen und Rathschläge.

Da aber itzo der Allmächtige gewollt hat, daß es an den Tag kommen sollte; was für ein Sinn und Gemüth, was für Tugend und Tapferkeit in jedem unter euch wäre: so ist es billig, daß sich ein jeder unter uns befleißige, so viel ihm immer möglich ist, mit Rath und That das seine zu thun. Die Einigkeit aber ist das Vornehmste, darnach ihr zu streben habet: und es ist viel rühmlicher, sich um ihrenthalben, als um das Reich zu bemühen.

Die Eintracht ist ein stählernes Band im menschlichen Leben; die Eintracht ist eine Königinn, und gnädige Gebietherinn, die alles im Frieden, im Leben, und in Freude erhält. Die Zwietracht hingegen wirket Verwüstung; machet Städte und Felder öde, und beraubet die Königreiche. Lasset uns also dem Vaterlande, von dem wir alles haben, auch alles wieder anheim stellen.

Karl der zweyte, Ludewigs des Stammlers Sohn, soll billig hinfort euer König seyn: denn die ganze Welt vermag ihm sein Recht zur Krone nicht zu nehmen; gesetzt, daß sie sich verbinden wollte, und ihm den Zepter aus den Händen risse.

Sehet doch des Menschen Leben, wie ein Spiel auf der Schaubühne an. Alles was der Mensch thut, das wird nicht nur von denen, die nach ihm kommen, ungeheuchelt beurtheilet werden: sondern es wird itzo schon im Himmel betrachtet, der sich die Erde gleichsam zum Schauspiele darstellet. Vor diesen Augen des Himmels nun, richtet euch so ein, daß die Kürze dieses Lebens, wie ein Schauspiel, das nur einen Tag währet, euren Zuschauern ein Wohlgefallen bringe. Wisset aber, daß ihr noch eine weit größere Belohnung zu gewarten habet; als ihr in dieser Zeit, in euren Herzen immermehr fassen und erdenken möget.

Rede des sterbenden Königs Conrads des I. an seinen Bruder Eberhard und andre Reichsfürsten; Herzog Heinrichen von Sachsen ausgenommen.

Die Zeit meines Abschieds ist, wie ich merke, vorhanden: denn wie ihr sehet; so ist die Stunde da, darinn ich sterben soll. Darum bitte und ermahne ich euch allerseits, nach Frieden und Einigkeit zu trachten; und euch ja nicht von der Herrschsucht verblenden zu lassen, so bald ich erblichen seyn werde.

Erwählet aber, wenn ihr mir folgen wollet (und ich meyne es gewiß, mit euch und dem Reiche gut), erwählet

Herzog Heinrichen zu eurem Herrn! Denn er ist sowohl der klügste, als mächtigste Fürst zu Sachsen und Thüringen; und sowohl an Weisheit vortrefflich, als mit besonderm Ernste von Gott begnadiget.

Lieber Bruder, sowohl an Glück, als an edeln Sitten ist Heinrich groß: und schon bisher hat die Verwaltung der öffentlichen Geschäffte, größtentheils bey den Sachsen gestanden. Nimm also diese königlichen Kleinodien, diesen Schmuck, diese Sporen, das goldene Band, sammt dem Mantel; das alte königliche Schwert, nebst der königlichen Krone; und begib dich zu ihm. Mache Frieden mit Herzog Heinrichen, und halt ihn ewig! Denn was wäre es nütze, daß das Volk der Franken, mit dir, vor seinen Waffen erliegen sollte? So wird er gewiß ein König der Deutschen, und ein Kaiser vieler Völker werden.

* Sobald König Conrad gestorben, hat Herzog Eberhard die Reichskleinodien Herzog Heinrichen gebracht: worauf dieser alles fränkische und sächsische Volk gen Fritzlar versammlet hat; wo er wirklich zum Könige der Deutschen gesalbet worden.

Ein ganz erdichtetes Exempel.

Rede eines reichen Jünglings, der durch Verschwendung arm geworden.

O mein Gott! wie geht es mir itzt! Alles Uebel und alle Noth treffen mich itzo auf einmal! Nun erfahre ich erst, daß Armuth sehr weh thut; welches ich mir sonst nicht einbilden konnte. Ach! wie sauer wird einem ein Stück Brodt, das man selbst verdienen soll! Und wie elend ist man, wenn man auch bey allem Vorsatze und Fleiße nichts verdienen kann! So gehts mir Elenden nunmehr, nachdem ich um alles meine gekommen bin; und keinen Menschen finde, der sich meiner annehmen will.

Wie glücklich war ich nicht in meinen vorigen Jahren! Alles was man sich wünschen kann, hatte ich im Ueberflusse.

flusse. Meine Aeltern verließen mir ein großes Vermögen; welches sie durch Geiz und Wucher zusammen gescharret hatten. So lange sie lebten, bekam ich wenig in die Hände: daher verfluchte ich ihre Kargheit; ich schalt die filzigen Geizhälse, und wünschte ihnen täglich den Tod. Hingegen suchte ich Leute, die mir auf Hoffnung meiner reichen Erbschaft, Geld vorschossen; oder sonst Credit gaben. Wenn ich sie fand, so war ich froh, und hielt sie für meine besten Freunde; ob ich ihnen gleich doppelt so viel verschreiben mußte, als sie mir vorschossen, oder borgten. Und damals eben legte ich den ersten Grund zu meiner Armuth.

Meine Aeltern starben, und nun ward ich Herr ihres ganzen Vermögens. Hier dünkte ich mir reicher, als Krösus, und meynte, meines Reichthums könnte kein Ende werden. Ich wehrte meinem Herzen keine Freude. Essen und Trinken, Schmausen, Spielen und Wohlleben war mein einziger Zeitvertreib. Den ganzen Tag bis in die späte Nacht, suchte ich lustige Gesellschaften. Schwälger, Spieler und lüderliche Metzen waren mein liebster Umgang. Reiten, Fahren, Jagen und Herumschwärmen war mein Alles, und meine höchste Glückseligkeit. Alles aber gieng über meinen Beutel.

Unzählige Schmarutzer umgaben mich; die um ein fettes Maul, mich immer tiefer ins Unglück stürzeten. Diese Boshaften und Eigennützigen ließen mich fast gar niemals allein. Sie belagerten mich recht vom Morgen bis in die Nacht: weil sie immer gedeckte Tafeln, volle Flaschen und Gläser bey mir fanden. Sie ließen mich gar nicht nüchtern werden, und zogen mich von einer Ueppigkeit in die andre. Ich kam also nicht einmal auf die Gedanken, wie viel mich diese Lebensart kosten könnte. Ich gab alles hin, und warf gleichsam mit vollen Händen weg; ohne zu bedenken, daß auch der völleste Kasten leer werden könnte.

Ich sagte ein Capital nach dem andern auf. Ich verkaufte ein Grundstück nach dem andern; und kaum empfieng ich das Geld, so trugens meine Gläubiger mir vor

den Augen weg. Wie oft ward ich nicht betrogen, übersetzet und hintergangen: denn es war mir viel zu beschwerlich, auf meine Rechnungen acht zu geben, und mich selbst um den Werth und Preis der Dinge zu bekümmern. Ich verließ mich auf falsche Freunde: die doch selbst ihren Schnitt dabey hatten, wenn sie mich arm machten. Und so ward ich ein Bettler, ehe ichs gewahr ward. Die Kleider auf dem Leibe waren noch das letzte, was ich hatte: als kein Wirth mir mehr borgen, und kein Schmarutzer mich mehr freyhalten wollte.

O wie elend bin ich nunmehr daran! denn alle meine lustigen Tage haben ein Ende. Meine vorigen Schmausfreunde sind unsichtbar geworden. Meine Spielgesellen fliehen mich: weil ich nichts mehr zu verlieren habe. Kein Bissen Brods wird mir gegeben, weil ich nichts bezahlen kann. O weh mir! Meine Kleider versetze ich um ein Spottgeld, bloß um meinen Hunger zu stillen. Allein wie lange wirds währen? Gelernet habe ich nichts, womit ich mein Brod verdienen könnte: und wie sauer ist doch das Arbeiten, wenn mans nicht gewohnt ist!

Gleichwohl thäte ichs gern; wenn ich mich nicht schämte, an einem Orte zu leben, wo man gewiß mit Fingern auf mich weisen würde. Ich bin ein Spott der Kinder geworden! Diese sehen mich itzo so elend einher ziehen; da ich sonst in prächtigem Aufzuge einhergieng. Die Schneider konnten mir meine Kleider nicht prächtig und reich genug machen: und diese Bösewichter eben, haben keine geringe Schuld an meinem Unglücke! Sie, sie verführten mich, mein Vatergut auf unnützen Pracht zu verwenden. Sie reizeten mich durch ihre eigennützen Lobsprüche, meine Westen und Hüte noch reicher bebrämen zu lassen, als andre Verschwender sie trugen; die mir doch an Stande und Vermögen weit vorgiengen.

Wo soll ich mich also verbergen? Wie soll ich mich den Augen derer, die mich kennen, entziehen? Doch ich will, ich muß in die Fremde ziehen. Gut! das ist der beste Anschlag. Es soll mich niemand mehr in dem elenden Auf-

zuge zu sehen bekommen, der mich vorher im Ueberflusse gekannt hat. Aber wohin? An welchem Orte wird man mich umsonst ernähren? Welcher Gastwirth wird mich beherbergen, da er mir keines Hällers werth Credit zutrauen kann? Arbeiten kann ich nicht: denn was habe ich gelernet? Was ich gekonnt habe, ist vergessen. Wollte mich doch ein reicher Herr zu seinem Diener annehmen! Allein wer wird mich haben wollen, da ich kein Zeugniß meines Wohlverhaltens aufweisen kann, und garstige Krankheiten an mir herumtrage. Das einzige Betteln bleibt mir noch übrig; wo ich nicht ein Soldat werden, oder auf einem holländischen Schiffe, nach Ost- oder Westindien gehen will! Ja, ja! dieß ist der beste Anschlag. Ich ergreife den Bettelstab, und gehe bis nach Hamburg, oder Holland. Alsdann mag Gott weiter helfen! Ich armseliger, ich elender Mensch!

Das VI. Hauptstück.

Von der Bestätigung einer Sache.

1. §.

Eine sehr schöne Uebung junger Leute ist es auch, wenn man sie etwas durch einen, oder durch mehr Gründe beweisen, oder bestätigen lehret. Die Griechen nennen das Κατασκευην.

* Ich weis wohl, daß Aphthonius dieses nur auf etwas, das ein alter Schriftsteller gesaget hat, einschränket: z. E. wenn er die Fabeln der Poeten, von der Verwandlung der Daphne, oder von der Liebe der Dido gegen den Aeneas u. s. w. als wahrscheinlich behaupten lehret. Allein dazu gehöret mehr Gelehrsamkeit, als junge Anfänger haben: daher schließe ich auch andere Dinge von dieser Uebung nicht aus.

2. §. Dasjenige, was bestätiget werden soll, muß ein Satz, oder Ausspruch seyn; der seine Haupt- und Nebensache hat, davon die letzte von der ersten entweder bejahet, oder verneinet wird.

Z. E. Die alten Deutschen sind keine Götzendiener gewesen. Oder: die Verehrung der Sonne und des Mondes ist die erträglichste Art der Abgötterey bey den Alten. Oder: wer gelehrt werden will, der muß Latein lernen u. d. m.

3. §. Hat man einen solchen Satz erwählet; so mache man in ein paar Perioden eine Vorbereitung: so daß der Zuhörer sehe, wie man darauf gefallen, oder warum man eben diesen, und keinen andern Satz genommen habe.

* Aber freylich darf dieses nicht ein völliger Eingang werden, wie bey großen Reden. Ja es muß wirklich über zwo Perioden nicht lang werden.

4. §. Wenn man den Satz vorgetragen hat, so folget der **Beweisgrund** (Aetiologia), den man sich erst sehr kurz in Gedanken vorstellen, und durch ein Denn, oder weil, mit dem Satze verbinden muß.

Z. E. Satz. Ein künftiger Gelehrter muß Latein lernen. **Grund.** Denn ohne diese Sprache wird er die besten Bücher nicht verstehen können. Oder: Satz. Ein Studirender muß sich auch auf seine Muttersprache befleißigen; **Grund.** Weil es ihm eine Schande wäre, wenn er sie nicht besser, als der Pöbel, redete und schriebe.

5. §. Wenn man nur einen solchen Beweisgrund hat, so verwandelt man ihn in eine Schlußrede, die ihren Obersatz, Untersatz und Schlußsatz hat, und also den Beweis deutlicher vorträgt.

Z. E. Obersatz. Ohne welche Sprache man die besten Bücher nicht lesen kann, die muß ein künftiger Gelehrter lernen.

Untersatz. Nun würde man ohne die lateinische Sprache die besten Bücher nicht lesen können.

Schlußsatz. Also muß ein künftiger Gelehrter die lateinische Sprache lernen.

6. §. Ein jeder von den beyden Fördersätzen muß durch einige kleine Zusätze erläutert, oder bestätiget werden; damit der Zuhörer keinen Zweifel daran habe. Denn sonst hat der Beweis keine Kraft bey ihm.

Z. E. Bey dem obigen Exempel kann man zur Erläuterung des Obersatzes anführen: daß die Römer sich auf das Griechische geleget, wenn sie gelehrt werden wollten; so lange man noch im Lateine so viel Bücher von allen Wissenschaften nicht hatte. Beym Untersatze kann man verschiedene Schriften anführen, die nur in lateinischer Sprache gelesen werden können.

7. §. Diese Art von Beweisen, oder Bestätigungen eines Satzes, nennet man Syllogismum Oratorium, eine rednerische Schlußrede: und ihr Nutzen und Gebrauch ist auch in größern Reden ungemein groß.

* Denn in allen Beweisgründen, die ein Redner zur Ueberredung seiner Zuhörer brauchet, hat diese Art der Schlußreden statt: obgleich zuweilen die Fördersätze umgewechselt werden; so, daß der Untersatz zuerst steht: welches auch hier geschehen kann.

8. §. Man machet aber zuletzt noch einen Beschluß hinzu, der die Wiederholung des vorigen Beweises in sich hält; um selbigen den Zuhörern desto besser einzuprägen.

* Ein Exempel wird die Sache klärer machen. Ich will erst diese beyden Sätze, davon ich geredet habe, ausgearbeitet darstellen.

Bestä-

Bestätigung des Satzes: Ein künftiger Gelehrter muß Latein lernen.

Eingang. Nichts fällt jungen Leuten in Schulen verdrießlicher, als die Erlernung der lateinischen Sprache: und sie würden keiner Sache lieber überhoben seyn, als eben des lieben Lateins. Allein die Jugend versteht insgemein ihren wahren Nutzen noch nicht recht.

Satz. Denn nichts ist einem künftigen Gelehrten nöthiger und unentbehrlicher, als die gründliche Kenntniß der lateinischen Sprache.

Beweis. Ich sehe wohl, daß man mir dieses auf mein bloßes Wort nicht glauben wird: daher will ich es auf eine so deutliche Weise darthun, daß man keinen Zweifel mehr daran tragen wird.

Obersatz. Ich setze dabey dieses zum Grunde: daß ein künftiger Gelehrter das alles in seiner Jugend lernen müsse, ohne welches er die besten Bücher nicht lesen, und folglich kein rechter Gelehrter werden könnte.

Bestätigung. Wer nämlich nach einem Zwecke strebet, der muß auch die rechten Mittel dazu nicht verabsäumen. Wer ein Soldat werden will, der muß mit den Waffen umgehen lernen. Wer ein Hofmann zu werden Lust hat, der muß sich in allen Leibesübungen, Sprachen und angenehmen Wissenschaften geschickt machen, die bey Hofe im Werthe und Ansehen stehen. Und wer einen guten Landwirth abzugeben denket, der muß sich um eine genaue Kenntniß von Vieh und Pferden, von Aeckern und Geträyde, von Scheunen und Ställen, beyzeiten bewerben.

Untersatz. Nun kann aber ein künftiger Gelehrter, ohne die Kenntniß der lateinischen Sprache, die besten Bücher nicht lesen; und folglich kein rechter Gelehrter werden.

Erläuterung. Die Schriften der alten Römer z. E. würden ihm in Ermangelung des Lateins, lebenslang verschlossene Quellen bleiben. Und gesetzt, daß einige davon in neuere Sprachen übersetzet worden: so ist doch der Grund-

text allemal besser und sicherer, als eine Uebersetzung. Und wie viele Bücher sind nicht in neuern Zeiten, in allen europäischen Ländern, und von allen Wissenschaften, lateinisch geschrieben worden? Alle diese würde einer, der kein Latein verstünde, entbehren müssen; und eben darum, weil er sie nicht lesen und verstehen könnte, unmöglich ein rechter Gelehrter werden können.

Schlußsatz. Ist nun dem also, daß ein jeder dasjenige lernen muß, was zu seiner künftigen Lebensart unentbehrlich ist: und habe ich es deutlich dargethan, daß ohne die lateinische Sprache niemand ein rechter Gelehrter werden kann: so wird es wohl seine ungezweifelte Richtigkeit haben: daß ein zukünftiger Gelehrter die Erlernung des Lateins durchaus nicht verabsäumen müsse. Und da man Sprachen viel besser und leichter in der Jugend, als in erwachsenen Jahren fassen kann: so erhellet sehr deutlich: daß in Schulen nichts nothwendiger sey, als sich mit Fleiß auf die edle Sprache der Römer zu legen.

Bestätigung des Satzes:

Daß ein Gelehrter seine Muttersprache nicht vernachläßigen müsse.

Eingang. So nöthig es auch allen Gelehrten ist, die alte Sprache der Lateiner zu fassen; wie vorhin erwiesen worden: so nützlich und unentbehrlich ist ihm gleichwohl, auch die Kenntniß der neuern Sprachen, die noch wirklich in verschiedenen Ländern geredet werden.

Satz. Unter allen diesen aber ist einem jeden Deutschen die richtigere Kenntniß und Fertigkeit in seiner Muttersprache anzupreisen.

Beweis. Da man nun zu derselben ohne Fleiß und Bemühungen nicht gelangen kann: so muß ich darthun, daß man verbunden sey, dieselbe nicht zu verabsäumen; sondern sich eifrig darauf zu legen.

Untersatz. Man wird mir leicht zugeben, daß es einem Gelehrten eine Schande sey, wenn er seine Sprache nicht besser redet und schreibt, als der gemeine Pöbel: der so dumm und unwissend ist, daß er auch die Sprache mehr verderbet, als redet; mehr beschimpfet, als brauchet.

Erläuterung. So machten es jene alten Griechen nicht. Sie beflissen sich, ihre Muttersprache aufs beste zu reden, und aufs artigste zu schreiben. Sie suchten den gemeinen Mann an Richtigkeit der Redensarten und Zierlichkeit der Ausdrücke zu übertreffen; und ihrer Vaterstadt Athen dadurch, vor allen griechischen Landschaften, einen rühmlichen Vorzug zu erwerben. Und wie machten es die Römer? Auch diese bemüheten sich, seit Scipions und des Lälius Zeiten, ihre Sprache schöner und zierlicher, als das grobe Volk, zu sprechen. Sonderlich beflissen sich die Gelehrten, ein Cicero, ein Virgil, ein Ovid, ein Livius, ein Vitruv, ein Varro, ein Seneca, u. a. m. hierinnen den Pöbel zu übertreffen.

Obersatz. Wie aber? Ist man nicht verbunden, alles zu thun, was einem Ehre bringt? Und soll man daher nicht alles vermeiden, was einem eine wahre Schande machet? Dieses lehren ja alle Meister guter Sitten.

Erläuterung. Denn ist das Urtheil der Vernünftigen dasjenige, was einem eine wahre Ehre bringt; und haben sich alle Tugendhafte jederzeit bemühet, mit ihrer Aufführung und ihrem ganzen Verhalten den Beyfall rechtschaffener Leute zu erwerben: so kann es uns ja nicht gleichgültig seyn, was man von uns denket und saget. Vor allen aber wird ein Gelehrter Ursache haben, sich in allem dem vom Pöbel zu unterscheiden, was ein wahrer Uebelstand und eine wirkliche Unvollkommenheit ist.

Schlußsatz. Ist es nun dergestalt die Pflicht eines Gelehrten, sich auf eine tugendhafte und vernünftige Art vom Pöbel zu unterscheiden; und ist es hingegen, wie ich oben gewiesen, eine wahre Schande, in der Sprache dem einfältigen Haufen des Volkes gleich zu seyn; das ist, so schlecht zu reden und zu schreiben, als der Pöbel spricht:

so

so wird ja niemand läugnen können, daß ein Gelehrter sich auch in diesem Stücke von demselben trennen, und sich also mit Fleiß auf seine Muttersprache legen müsse.

9. §. Hat man aber zu Bestätigung eines Satzes, der einen Beweis brauchet, mehr als einen Grund im Vorrathe: so darf man einen jeden Grund insonderheit nicht so weitläuftig ausführen; sondern sie nur kürzer vortragen.

* Denn sonst würde eine ganze Rede daraus werden; welches doch bey Schulübungen noch gar nicht nöthig, oder möglich ist.

10. §. Indessen kann gleichwohl, nach Gelegenheit der Sache, ein oder der andre Beweisgrund irgend ein wenig erläutert werden; damit er nicht gar zu kahl und mager in die Augen falle.

* Ein Exempel aus dem obigen, wird die Sache klar machen.

Bestätigung des Satzes:

Daß die Abgötterey an der Sonne und dem Monde am allermeisten zu entschuldigen sey.

Eingang. Wenn wir uns ein wenig in den Geschichten der alten Völker umsehen: so finden wir, daß verschiedene Arten des Aberglaubens und Götzendienstes im Schwange gegangen. Denn betheten einige ihre Voräl̈tern und die Stammväter großer Geschlechter; andre aber ihre Könige, als Ueberwinder und Wohlthäter ganzer Völker an: so geriethen andre auf die Thorheit, Krokodille und Affen, ja Ochsen, Hunde und Zwiebeln, endlich aber wohl gar das Fieber und die Pest anzubethen.

Satz, oder Vortrag. Unter allen diesen Arten der Abgötterey, ist also unstreitig die Verehrung der himmlischen

Kör-

Körper; sonderlich der Sonne und des Mondes, die allererträglichste gewesen.

1. Beweis. Denn nichts war unter einfältigen Menschen, wie die ersten Einwohner der Welt fast alle gewesen sind, natürlicher; als diejenigen Körper zu verehren, die so prächtig in die Augen fallen, den ganzen Himmel zieren, und von weit edlerer und vortrefflicherer Natur zu seyn scheinen, als alle übrige irrdische Dinge.

2. Beweis. Sieht man aber auf den gütigen Einfluß der Sonne in alles Irrdische: so wird dieses noch mehr ins Auge fallen. Nichts ist Menschen und Thieren empfindlicher, als die Kälte des Winters, Reif und Schnee, sammt den übrigen Stürmen und Ungewittern. Was erfreuet hingegen alle lebendige Geschöpfe mehr, als ein warmer Sonnenblick im Winter, und eine zunehmende Wärme im Frühlinge? Kein Wunder also, daß die ersten einfältigen Menschen, auf die Sonne, als auf ihre große Wohlthäterinn gesehen, und sie zu verehren angefangen haben.

3. Beweis. Eben das kann man von dem bloßen Lichte dieser himmlischen Körper sagen. Die Nacht ist wahrlich niemands Freund. Eine beständige Finsterniß würde gewiß Menschen und Thieren höchst unangenehm und beschwerlich seyn. Diese aber vertreibt der prächtige Aufgang der Sonne, mit einem durchdringenden herrlichen Lichte. Kein Wunder also, daß die alten Perser in Erstaunen darüber gerathen sind; und die aufgehende Sonne einer besondern Verehrung würdig geschätzet haben. Eben das kann gewissermaßen auch vom Monde gelten: der uns gleichfalls die langen Winternächte mit seinem Silberglanze erleuchtet, und die dicksten Finsternisse erträglicher machet.

4. Beweis. Am deutlichsten aber fällt dieses ins Auge, wenn man auf das Wachsthum und die Fruchtbarkeit aller Erdgewächse sieht, die doch bloß von der Sonne ihren Ursprung hat. Ohne ihre lebendige Wärme, ist ja der Schooß der Erden ganz erstorben. Ohne ihre kräftige Stralen liegen ja Kräuter, Wurzeln und Samkörner, wie

todt

todt im Staube. Ja Thau und Regen verwandeln sich in einen tödtenden Reif und Schnee, wenn sie der Luft ihren wärmenden Einfluß entzieht. Kömmt aber ihr milder und sanfter Blick im Lenzmonathe wieder zu Kräften: so erwachen gleichsam alle schlafende Kinder der Natur. Die Kräuter sprießen von neuem; die Samkörner keimen und treiben neue Pflanzen; die kahlen Bäume grünen und blühen; und alle Felder erfreuen mit ihren Früchten des Menschen Augen, Mund und Herz.

Beschluß. Was war es denn Wunder, daß die ersten Einwohner der Welt, in ihrer Einfalt, die Sonne für eine wohlthätige Gottheit gehalten; deren Schönheit und Pracht allen übrigen Geschöpfen vorgienge; deren Licht und Glanz Augen und Herzen erfreuete; deren wärmende Stralen Menschen und Thiere erquickten; und deren wohlthätiger Einfluß endlich Felder und Auen, Bäume und Gebüsche mit Gras, Blumen und Früchten bedeckte? Sollten sie eine solche Gottheit nicht ehren; die doch Jahr aus Jahr ein so merkliche Beweise ihrer wohlthätigen Natur darboth? In Wahrheit, man kann es diesen einfältigen Völkern nicht verdenken, daß sie die Sonne, wo nicht für Gott selbst, doch für einen milden Statthalter des höchsten Wesens gehalten; der bloß dazu gesetzet wäre, seine Wohlthaten in der Welt auszutheilen.

Das VII. Hauptstück.

Von der Widerlegung (Ἀνασκευή).

1. §.

Bisweilen ist es gut, Anfänger auch in Widerlegung einiger falschen Sätze zu üben, die von andern für Wahrheiten ausgegeben werden. Es ist dieselbe also eine Umstoßung oder Vernichtung eines Satzes.

* Man kann leicht denken, daß die Vernunftlehre die rechten und gründlichen Regeln dazu geben muß. Da aber auch in großen Schulen und Gymnasien die Logik getrieben wird: so setzen wir voraus, ein junger Mensch habe dieselbe schon etwas begriffen; ehe er die Redekunst zu treiben anfängt.

2. §. Was man widerlegen will, muß weder ganz ausgemacht wahr, noch an sich selbst schon unglaublich; sondern noch zweifelhaft, oder unausgemachet seyn.

Z. E. Es würde lächerlich seyn, zu widerlegen, daß ein Alexander, oder Cäsar, oder Karl der Große gelebet habe. Weit erlaubter wäre es, zu widerlegen: daß D. Faust jemals auf seinem Mantel durch die Luft gefahren: weil viel einfältige Leute solches noch glauben mögen.

3. §. Will man aber etwas widerlegen, so muß man zuerst diejenigen tadeln, die solches für wahr ausgeben, oder sonst behauptet haben. Dieses geschieht, indem man sie verdächtig machet, daß sie keinen Glauben verdienen.

Z. E. Wenn die Poeten vom Singen der sterbenden Schwäne, vom Vogel Phönix, oder von den Verwandlungen der Dinge dichten. Oder wenn sie alte Historien von der Päbstinn Johanna, von der schönen Magellone, oder dem gehörnten Ritter Siegfried, u. d. gl. erzählen.

4. §. Sodann muß man den Verlauf, oder Inhalt der Sache vorstellig machen, wie sie vorgetragen, oder geglaubet wird: darinn denn bisweilen schon die Gründe der Falschheit in die Augen fallen.

Z. E. Wenn man die Fabel von der gedachten Päbstinn erzählet, oder eine vermeynte Historie vom D. Faust, kürzlich beybringet.

5. §. Endlich muß man die Unwahrheit derselben umstoßen; und zwar durch Entdeckung der Dunkelheit, Unwahrscheinlichkeit, Unmöglichkeit, Unnützlichkeit, und Unbeständigkeit der ganzen Sache.

* Manchmal sind noch andere Merkmaale, daraus man die Falschheit einer Sache abnehmen kann. Z. E. das Stillschweigen der zeitverwandten Schriftsteller; der Widerspruch ansehnlicher Leute; die größere Wahrscheinlichkeit des Gegentheils; die Uebereinstimmung mit andern ausgemachten Dingen.

6. §. Den Beschluß machet man kürzlich, durch eine Wiederholung dessen, was man hat beweisen wollen; oder durch Verlachung des widerlegten Irrthumes, und derer, die ihn für wahr halten.

* Bisweilen kann auch ein Einwurf kürzlich berühret und gehoben werden: damit der Gegner keinen Schlupfwinkel übrig behalte.

7. §. Die Schreibart solcher Widerlegungen kann lebhaft, feurig, ja bisweilen gar zänkisch und lustig eingerichtet werden: doch so, daß man den Wohlstand nicht beleidige, oder Schimpfworte mit einmenge.

Z. E. giebt Aphthonius eine Widerlegung der Fabel von der Daphne, die sich in einen Lorberbaum verwandelt haben soll. Allein bey uns wird dieses ohnedieß niemand glauben. Ich aber will dafür die Fabel vom Dädalus und Ikarus nehmen, die manchen noch etwas glaublicher vorkommen möchte.

Widerlegung der Fabel vom Ikarus.

Eingang. Unter andern Fabeln, womit das liebe Alterthum die Geschichte verunstaltet hat, ist auch die vom Dädalus eine der bekanntesten: der sich und seinem Sohne

Flügel gemachet haben, und damit durch die Luft geflogen seyn soll. Die Griechen überhaupt sind ein so leichtsinniges und kindisches Volk gewesen, daß man ihnen alles weis machen können: und die witzigen Köpfe unter ihnen, haben sich dieser ihrer Schwachheit und Neigung zu Fabeln, auf die allerlächerlichste Art bedienet. Daher kommen nun so viel läppische Mährchen, von Göttern und Menschen, Thieren und Pflanzen, davon ihre Poeten wimmeln: und die auch Ovid seinen Römern großentheils in seine Verwandlung zusammen getragen hat.

Erzählung. Was aber den Dädalus betrifft: so erzählet man die Sache so. Er war aus Athen, und einer der größten Bildhauer und Baumeister der damaligen Zeit. Nach vielen andern Kunststücken erbauete er in Kreta den berühmten Labyrinth; war auch so wohl der Gemahlinn des **Minos**, Pasiphae, als seiner Tochter Ariadne zu ihren verliebten Absichten behülflich. Deswegen ward er, nebst seinem Sohne Ikarus, vom Könige gefangen geleget. Im Gefängnisse nun, verfertigte dieser künstliche Meister sowohl für sich, als für seinen Sohn Flügel; die er sich und ihm mit Wachs ansetzete, und womit sie beyde aus der Insel Kreta fliegend entwischten. Dädalus selbst zwar kam glücklich nach Sardinien und Sicilien: Ikarus aber, der wider seines Vaters Rath, gar zu nahe an die Sonne flog. so daß ihm das Wachs schmolz, fiel in die See und ersoff.

Widerlegung. Diese Fabel nun ist es im geringsten nicht werth, daß sie heutiges Tages bey jemand Glauben finde.

a) **Aus der Dunkelheit der Zeiten.** Denn zuförderst ist sie aus den dunkeln Zeiten der Griechen her, darinn noch keine Geschichtschreiber lebten; sondern alle Dinge nur durch mündliche Sagen und Erzählungen fortgepflanzet wurden. Hier mengte sich nun wahres und falsches, wunderbares und unglaubliches desto leichter unter einander; je unwissender die Leute waren, die damals lebten. Die seltsamsten Mährchen fanden also am leichtesten Glauben; weil man die Einfalt leicht betrügen konnte. Dergleichen Fabel ist nun auch diese. Sie stammet augenscheinlich aus

den

den Zeiten des Minus, lange vorm Herodot, ja vorm Homer und Hesiodus; d. i. aus den dunkelsten Zeiten von Griechenland her.

b) **Aus der Unwahrscheinlichkeit.** Wer wird aber solch ein Abentheuer von wächsernen Flügeln wohl glauben, wenn er nur halbigt die Natur der Sache in Betrachtung zieht? So künstlich auch Dädalus gewesen seyn mag: so kann man sich doch nicht einbilden, daß Minos ihn in ein Gefängniß ohne Dach wird versperret; oder ihm solche große Fenster wird offen gelassen haben, dadurch er mit seinem Sohne hätte entwischen können. Gesetzt also, er hätte Flügel gehabt, und sie wirklich brauchen können: so würde er doch nicht heraus gekonnt haben.

c) **Die Unmöglichkeit.** Allein was brauchet es viel Weitläuftigkeit, da die Sache selbst unmöglich ist? Es ist leicht gesaget, daß er sich Flügel gemachet: aber es ist nicht wohl zu begreifen, wie es damit zugegangen sey. Was für Federn nahm er dazu? Ohne Zweifel von den größten Vögeln; von Störchen, Adlern, Kranichen, Straußen, Gänsen und Geyern. Allein wo bekam er sie in solcher Menge her, vier solche große Flügel zu machen, als er und sein Sohn sie nöthig hatten? Gesetzt aber, Pasiphae und Ariadne hätten sie ihm, aus Erkenntlichkeit zugestecket: waren sie denn auch lang und groß genug, einen menschlichen Körper zu tragen? Welch ein Unterscheid ist nicht in der Schwere eines Adlers und eines Menschen? Und wenn gleich ein Strauß viel größer ist: so hat er doch selbst nicht einmal solche Flügel, womit er sich von der Erde heben kann.

Noch mehr! Man gebe ihm Federn so viel er will; wie wird er selbige an seinen Armen so befestigen, daß er sie zum Fliegen brauchen kann? Klebet denn das Wachs so fest an der Haut, als ob es angewachsen wäre? Und würde auch wohl irgend ein anderes Kunststück zureichend seyn, sie so genau damit zu verbinden: daß sie bey den gewaltsamsten Bewegungen eines langen Fluges, nicht losgehen sollten?

Und wie kann man doch ferner glauben, daß menschliche Arme Kraft und Stärke genug gehabt haben könnten, die ganze Last seines Körpers zu tragen? Den Vögeln hat Gott

eine starke fleischichte Brust gegeben, deren Mäuslein ihre Flügel gewaltig bewegen können. Dem Menschen aber ist diese Kraft, wie den vierfüßigen Thieren, in die Lenden geleget, welche seinen Körper tragen müssen; da sie hergegen den Armen fehlet. Wie sollte also ein Dädalus, oder ein Ikarus, in diesen schwachen Werkzeugen seiner Schwingen, Stärke genug gehabt haben; ich will nicht sagen hundert, nicht funfzig, nicht zehn, sondern nur eine einzige Meile durch die Luft zu fliegen? Wie sollten sie immermehr nicht etwa, wie ein Storch oder Adler, einen funfzehn oder zwanzigpfündigen Leib; sondern einen Körper von anderthalb oder zween Zentnern fortzuführen? Kurz, die Sache ist so unbegreiflich, als unmöglich sie ist; und brauchet gar nicht, deutlicher widerleget zu werden.

d) Das Lächerliche. Allein wo bleibt endlich noch das Lächerliche, von den geschmolzenen Fittigen des Ikarus? Ist es nicht seltsam, daß man diesen jungen Vogel so hoch in die Luft fliegen läßt, daß er gar der Sonne zu nahe kömmt? Ist denn das möglich? Welcher Vogel, und wenn es der Adler selbst wäre, kann sich denn so hoch schwingen? Müssen denn nicht alle lebendige Geschöpfe in unsrer luftigen Athmosphäre, oder Dunstkugel bleiben, ohne welche sie weder leben noch fliegen können? Und weis man es nicht, daß diese desto kälter wird, je höher sie sich von der Erden erstrecket? Der Schnee auf den Gipfeln hoher Berge schmilzt auch im heißen Sommer nicht einmal. Wie sollten denn des Ikarus wächserne Schwingen geschmolzen seyn, die doch viel mehr Wärme erfodern, wenn sie zerfließen sollen? Der hochfliegende Ikarus würde gewiß viel eher, aus Mangel der Luft ersticket, oder vor Kälte erstarret; als vom Schmelzen der Sonne um seine Flügel gekommen seyn. Kurz, die ganze Fabel ist von Leuten erdichtet worden, die weder die Natur, noch die Gränzen der Wahrscheinlichkeit im geringsten gekannt haben.

Beschluß. Was hat aber immermehr zu dieser Erdichtung Anlaß gegeben? Nichts anders, als die kluge Erfindung Dädals, der zuerst Segel an ein kleines Schiff befestiget, und sich den Winden auf der See überlassen hat.

Dieser

Dieser ungewöhnliche Anblick hat es denen damals einfältigen Menschen weis gemacht, er sey mit ausgespannten Flügeln über die See geflogen. Und da vieleicht Ikarus, als ein junger Mensch, zu unbesonnen gewesen, ins Wasser gefallen und umgekommen; so ist nichts leichter gewesen, als, jene Einbildung ein wenig auszudehnen: nicht anders, wie man die von den lebendigen Bildsäulen Dädals erweitert hat. Denn da er zuerst die Schnitzbilder der Götter mit ausgestreckten Armen, und auseinandergestellten Beinen gemachet: so hat die Einfalt damaliger Zeiten sie für beseelet und beweglich ausgegeben; ja ihnen wohl gar Ketten angeleget: aus Besorgniß, daß sie vieleicht gar davon laufen möchten.

Widerlegung der Geschichte vom großen Schwarzkünstler, D. Faust.

Eingang. Hat jemals eine Sache die Gemüther des gemeinen Volkes mit Furcht, Schrecken und Verwunderung eingenommen: so ist es gewiß das Vorurtheil von der Zauberkunst und Hexerey gewesen. Nichts erfüllete vormals die Gemüther der halben Welt mit größern Schrecken, als die Furcht vor der Gewalt der bösen Geister, und ihrer Werkzeuge, der Schwarzkünstler. Doch ist unter allen diesen vermeynten Unholden niemand leichtlich so berühmt geworden, als der übel berüchtigte D. Faust.

Hauptsatz. Und von diesem berufenen Hexenmeister eben ist es mein Vorhaben, zu zeigen: daß die ganze Geschichte von seinen Zaubereyen nichts, als eine bloße Fabel und Legende sey, die nicht den geringsten Glauben verdienet.

Erzählung. Die Historie von demselben ist zu bekannt, als daß ich sie weitläuftig erzählen dürfte. Er wird für einen Doctor ausgegeben, der mit dem Teufel ein Bündniß gemachet habe; daß er ihm auf gewisse Jahre zu Büßung aller seiner Lüste behülflich seyn; ihm allemal Geld, und was er sich sonst wünschen würde, verschaffen; in Gestalt eines Dieners, Mephistophiles, oder auch in der Figur ei-

nes schwarzen Hundes, beständig um ihn seyn, und ihm in allen Stücken zu Gebothe stehen solle. Dafür aber wolle er ihm, nach Verfließung solcher Zeit, mit Leib und Seele eigen seyn: wie er dann auch wirklich von dem Satan sichtbarlich geholet, und durch die Luft davon geführet worden seyn soll.

Widerlegung. So lautet unsre Fabel; und wem sie nicht schon an sich selbst, als eine grobe Lüge vorkömmt, dem wird es leicht seyn zu zeigen: daß sie recht ungereimt, unglaublich und abgeschmackt sey.

1. Ihre Dunkelheit. Sehen wir auf ihren Ursprung, so schreibt sie sich aus dem XVten Jahrhundert her, als noch der Aberglaube ganz Europa bedeckte, und es gewissen Betrügern sehr leicht fiel, dem Volke alles, was sie wollten, weis zu machen. In diesen finstern Zeiten sind die meisten Mährchen von den Magellonen, Melusinen, von Riesen und feuerspeyenden Drachen, von Lintwürmern und gehörnten Siegfrieden, von bezauberten Schlössern und verwünschten Prinzeßinnen ausgebrütet worden, die so lange Zeit den Pöbel geblendet, die Kinder erschrecket, und den Aberglauben befördert haben. Damals sind die lächerlichen Erzählungen vom Blocksberge, und den Hexentänzen entstanden, die in der Walpurgisnacht daselbst mit den Teufeln gehalten werden sollen. Damals sind auch die Kobolde und Bergmännlein, nebst den wütenden Heeren, den weißen Frauen und Mönchen ausgehecket worden, die so lange Zeit in der Einbildung des Volkes geherrschet, und noch diese Stunde nicht ganz aufgehöret haben.

2. Die Unwahrscheinlichkeit. Sodann giebt auch diese Fabel kein sattsames Licht, weder von der Vaterstadt und dem Geschlechte D. Fausts; noch von der rechten Zeit, wenn er eigentlich gelebet; noch von der hohen Schule, wo er Doctor geworden; noch von dem Orte, wo ihn endlich der Satan geholet. Alle Geschichte aber, denen es an diesen Umständen fehlet, sind schon an sich selbst der Falschheit verdächtig: zu geschweigen, daß kein andrer glaubwürdiger Geschichtschreiber mit einer Sylbe seiner gedenket.

3. Die

3. Die Unmöglichkeit. Und was soll man von den seltsamen Zaubereyen sagen, die D. Faust ausgeübet haben soll? Sind sie nicht alle abgeschmackt und ungereimt? Bald soll er auf seinem Mantel durch die Luft gefahren seyn; bald ist er, auf einem Weinfasse aus dem Keller geritten, wie hier in Leipzig geschehen seyn soll; bald hat er sich alle Sommerfrüchte mitten im Winter zusammen gezaubert; bald hat er die berühmtesten Personen des Alterthums zu sehen verlanget, und ist seiner Bitte gewähret worden. Kurz, es ist alles so ungereimt und abgeschmackt ausgedacht, daß man die Falschheit aller solchen Alfanzereyen mit Händen greifen kann. Und sollte die Gewalt des Satans so weit gehen, alle diese Dinge zu bewerkstelligen; so müßte gewiß die ganze Welt in Unordnung gerathen: welches doch der Macht und Weisheit Gottes sehr verkleinerlich wäre.

4. Entdeckung des Ursprunges. Indessen ist es nicht zu läugnen, daß ein wirklicher Johann Faust in der Welt, und zwar in Maynz gelebet hat; der auch damals vielen wirklich wie ein Zauberer vorgekommen ist. War er gleich kein Doctor, so hat er doch nunmehr vor dreyhundert Jahren mehr Aufsehens in der Welt gemacht, als tausend und noch tausend Doctoren; indem er die edle Buchdruckerkunst zu Stande gebracht hat. Er druckte nämlich nach langen Bemühungen und großem Aufwande Bibeln, und andre nützliche Bücher. Da er nun selbige nicht nur in größerer Anzahl, und um einen weit leichtern Preis verkaufte; als vor seiner Zeit, da man noch alles schreiben mußte, möglich gewesen war: so nahmen die neidischen Mönche, denen ihr Verdienst beym Abschreiben der Bücher dadurch geschmählert ward, daher Gelegenheit, ihn für einen Hexenmeister auszugeben. Sie erdichteten hundert Fabeln von ihm, machten ihn zum Doctor, und ließen ihn endlich gar vom Teufel holen.

Beschluß. Nun urtheile man selbst, was von einer so boshaften, und doch dabey einfältigen Fabel zu halten sey: womit man das Andenken eines so verdienten Mannes bey

der Nachwelt anzuschwärzen gesuchet? Wie weislich würden doch Oberkeiten handeln, wenn sie theils die läppischen Bücher vom D. Faust überall verbiethen und wegnehmen; theils die abgeschmackten Komödien von demselben, aus ihren Städten und Ländern verbannen wollten: welche gewiß zur Schande unsrer aufgeklärten Zeiten, den Pöbel lange genug geäffet und verblendet haben.

8. §. Will nun ein treuer Schullehrer mehr solche Widerlegungen an die Hand geben: so werden ihm theils in den Alten verschiedene Beyspiele vorkommen, theils andre Irrthümer beyfallen, die noch itzo im Schwange gehen, und widerleget zu werden verdienen.

* So hat z. E. im Livius, M. Porcius Cato, nicht nur wider den überflüßigen Schmuck der Weiber, sondern auch wider die Bacchanalien nachdrücklich geredet. Diese können Gelegenheit geben; die heutigen Carnevalslustbarkeiten, und den gar zu großen Putz in Kleidungen zu widerlegen.

9. §. Man kann auch junge Leute vielerley herrschende Misbräuche, z. E. die Aberglauben vom Blocksberge, und der Versammlung der Hexen; die Thorheiten, so am Neujahrsabende vorgehen; die Einbildungen von den zwölf Nächten; vom Walpurgis- und Johannsabende, von den Währwölfen u. d. m. widerlegen lassen.

* Dergestalt können nun die Vorübungen der Beredsamkeit, auch nützlich werden, und junge Leute von dem Aberglauben des einfältigen Pöbels befreyen.

Das VIII. Hauptstück.
Von Beantwortung einer Frage.

1. §.

Man kann jungen Leuten auch dadurch eine Uebung in der Schreibart an die Hand geben, daß man ihnen eine Frage vorleget, die sie, nach ihrer Einsicht oder Meynung, beantworten können.

* Aphthonius nennet diese Uebung Thesin, einen Satz, erkläret sich aber so: daß er es Consultationem, sive alicujus rei investigationem, oder considerationem nennet. Er giebt die Exempel: An ducenda sit uxor? an navigandum? an muri faciendi? Diese nennet er civiles, weil sie ins bürgerliche Leben einen Einfluß haben. Andre nennet er contemplativas, z. E. An cœlum sit globosum? An plures sint mundi? Ich habe es lieber schlecht weg Fragen nennen wollen.

2. §. Ein jeder sieht selber wohl: daß man jungen Leuten keine Fragen vorlegen muß, die sehr in die Wissenschaften laufen, welche sie noch nicht verstehen; sondern von Dingen, die aus dem gemeinen Leben bekannt sind.

* So wäre die Frage: ob es viele Welten giebt? Ob der Mond Einwohner habe? Ob die Fixsterne Sonnen sind? in Schulen noch viel zu gelehrt. Man muß sich allemal nach der Fähigkeit seiner Zuhörer richten.

3. §. Man kann aber durch solche Fragen junge Leute zum Nachsinnen, in ihrem Thun und Lassen gewöhnen; dabey sie alles überlegen, was für, oder

wider

wider eine Sache, Handlung, oder Entschließung gesaget werden kann.

Z. E wenn man ihnen die Frage vorlegete: ob wohl ein armer Knabe studiren soll? Ob er die Handlung, oder eine Kunst lernen? ob er ein Soldat, oder ein Landwirth werden solle? Ob ein Studirender sich den geistlichen oder weltlichen Stand erwählen? Ob er die Arzneykunst, die Rechte, oder die freyen Künste allein wählen soll? u. d. m.

4. §. Zur Ausführung einer solchen Frage gehöret also zuförderst ein kleiner Eingang: darinn die Veranlassung zu solcher Frage kürzlich erwähnet, und die Frage selbst vorgetragen wird.

* Man muß aber ja keine lange Eingänge machen; die mit vielen Perioden und Umschweifen erst auf die Sache führen. Je kürzer, desto besser gerathen solche Vorreden oder Einleitungen.

5. §. Nun folget die Erzählung, oder Beschreibung der Sache; daraus man die rechte Beschaffenheit ihrer Umstände ersehen kann. Denn ohne eine rechte Einsicht in dieselbe kann man nichts antworten.

Z. E. Wenn man fraget: ob man ein Haus bauen soll: so muß man wissen von wem? wo? und wenn? auch was für ein Haus gebauet werden soll? Ohne solche Umstände könnte man nichts rechtes sagen.

6. §. Hierauf kann man die Gegenmeynung derer, die anders Sinnes sind, vortragen; und sie kürzlich abfertigen: indem man den Ungrund derselben zeiget, und sie deswegen verwirft; weil ihre Gründe nicht zulänglich sind.

* Wenn man dergestalt die Gegenmeynung aus dem Wege geräumet hat; so hat man halb gewonnen, und kann hernach seine eigne Meynung desto leichter behaupten.

7. §.

7. §. Nun ist es Zeit, seine eigene Gedanken herauszusagen. Aber man muß sie nicht nur sagen, sondern auch mit guten Ursachen bestätigen. Diese werden vom 1) Möglichen, 2) Billigen, 3) Nützlichen, und 4) Nothwendigen hergenommen.

* Es kann kommen, daß in besondern Materien, eins oder das andre von diesen Stücken nicht statt findet, oder auch sonst eine andre Ursache an die Stelle tritt. Alsdann ist es billig, von dieser Vorschrift abzuweichen, und sich nach der Materie zu richten.

8. §. Den Schluß machet eine kleine Wiederholung der Antwort auf die Frage, mit kürzlicher Beyfügung der angeführten Gründe, um sie dem Zuhörer desto besser einzuprägen.

* Man muß sich nur bey allem der Kürze befleißigen, damit sich junge Leute nicht viele Ausschweifungen angewöhnen; sondern bey der Klinge fechten lernen mögen. Exempel machen die Sache klärer.

Frage:

Ob ein armer Jüngling studiren solle?

1.

Einleitung. Wenn man die große Menge von Gelehrten betrachtet, die es heut zu Tage fast in ganz Europa giebt; und die unmöglich alle befördert werden können, auch daher großentheils ein elendes Leben führen müssen: so ist man auf die Gedanken gekommen, die Zahl der Studirenden zu vermindern. Man hat geglaubet, daß es am besten wäre, junge Leute von gewisser Art, vom Studiren abzuhalten; damit nur gerade so viele gelehrt würden, als die Republik brauchet. Und hier ist die Frage aufgeworfen worden:

2. Frage: Ob es nicht gut wäre, die armen und unvermögenden Jünglinge von der Erwählung der Studien abzuhalten?

3. Um-

3. Umschreibung. Die Meynung ist eben nicht gewesen, alle diejenigen vom Studiren zu entfernen, die keine große Reichthümer besitzen; die keine Tonnengoldes, oder doch sonst ein so austrägliches Einkommen besitzen, daß sie von ihren Zinsen reichlich leben können; gesetzt, daß sie keine Aemter zu verwalten bekämen. Nein, man hat nur die ganz Armen, die gar nichts zu leben haben, von dem Tempel der Musen abhalten wollen: sie möchten nun sonst noch solche gute Köpfe haben; und noch so geschickt seyn, die Wissenschaften gründlich zu erlernen.

4. Gegenmeynung. Und man kann es nicht läugnen, daß diese Meynung ziemlich scheinbare Gründe für sich hat. Denn, sagen diese Leute: mit einem hungrigen Magen, lumpigten Kleide und leeren Beutel studire sichs sehr übel. Ein Holzhacker, ein Schuster und Schneider könne schon als ein Lehrbursch in der Jugend sein Brodt verdienen: wenn aber ein Schüler der sieben freyen Künste, selbst nichts zu beißen oder zu brechen hätte, so müsse er mit dem Bettelsacke herum laufen. Auf hohen Schulen koste alles Geld: und wenn ein armer Schlucker bloß von der Gnade seiner Landsleute leben solle, so gebe es schmale Bissen. Nun wäre es zwar möglich, durch Informationen bey reicher Leute Kindern etwas zu verdienen: allein der Unterricht der Kinder benehme einem Studirenden die beste Zeit zum Studiren: zugeschweigen daß nicht ein jeder gute Information bekommen könne. Endlich hielte es auch mit den Stipendien und Beförderungen hart: indem die Reichern immer die besten wegschnappeten; die Armen aber das Nachsehen hätten.

5. Widerlegung. Allein bey genauer Erwägung der Sache ist es so übel noch nicht damit bestellt. Es giebt ja fast in allen Städten, wo große Schulen sind, Wohlthaten und Zugänge für die Lernenden. Selbst die Musik wirft hier und da einigen Unterhalt ab. Auf hohen Schulen giebt es auch Freytische und Stipendien: und wenn ein junger Mensch sich durch seinen Fleiß und seine Geschicklichkeit bey den Lehrern beliebt machet: so wird er gewiß andern vorgezogen, und einigermaßen versorget. Reichere

Stu-

Studirende geben oft Aermern freye Stuben, nebst Holz und Licht: andre, die mit ihnen die Vorlesungen der Lehrer wiederholen wollen, geben auch wohl baares Geld. Und wenn gleich dieses, und der Unterricht vornehmer Kinder Zeit kostet: so ist ein Armer hernach früh und Abends desto fleißiger. Endlich finden sich auch die Beförderungen, wenn man nur erst etwas rechtes gelernet hat; wie so unzähliche Exempel sattsam zeigen.

6. Beantwortung. Aus diesen Ursachen trage ich gar kein Bedenken, auf obige Frage mit Nein zu antworten, und zu behaupten: daß man eben nicht alle arme Leute vom Studiren abhalten müsse.

1. **Weil es möglich ist.** Denn erstlich ist es ja ihnen, ihrer Armuth ungeachtet, eben so wohl möglich, etwas rechtes zu lernen, als einem Reichen. Ich setze zum voraus, daß sie von der Natur mit einem nicht nur mittelmäßigen, sondern vortrefflichen Kopfe versehen sind: denn ohne diesen, werden auch reichere Jünglinge gewiß nichts lernen. Haben sie aber diese natürliche Fähigkeit des Geistes: so fassen sie in kurzer Zeit, ja mit leichter Mühe, mehr als andre; die bey vielem Vermögen, entweder nicht so fähige Köpfe haben, oder doch nicht so fleißig sind. Bey so vielen Hülfsmitteln der Armen, bey Stipendien, Freytischen und Informationen, die es fast auf allen hohen Schulen giebt, ist es auch gar wohl möglich, auch den nöthigen Unterhalt, wo nicht überflüßig, doch zureichend zu finden: zumal, wenn sich nicht ganz nackte und von allem entblößte Leute, zu diesen Armen rechnen.

2. **Weil es billig ist.** Und wie unbillig würde es nicht seyn, solche treffliche Köpfe vom Studiren abzuhalten? Will man denn dem gemeinen Wesen alle die schönen Gaben entziehen, die dereinst auf Rathhäusern und in Kirchen, bey Hofe, und in allen Aemtern so nützlich seyn könnten? Will man nur die ungeschickten Söhne vieler Reichen, oder doch die faulen und nachläßigen, mit den Musen bekannt machen? Diese werden gewiß bey ihnen schlechten Beyfall finden. Denn diese Schönen sehen nicht, wie die Töchter der Sterblichen, auf das Geld ihrer Verehrer; sondern auf ihren

Eifer und Fleiß. Es pflegt aber insgemein ihr Reichthum selbst den Reichern Hindernisse des Fleißes abzugeben; dahingegen die Armen durch kein Schmausen, Reiten und Fahren, Spielen und Schwälgen vom Studiren abgehalten werden.

3. **Weil es nöthig ist.** Und wie würde es wohl um das gemeine Wesen aussehen, wenn niemand als wohlhabende und reiche Leute studiren sollten? Die meisten Aemter, dazu man gelehrte Leute brauchet, z. E. die Pfarrstellen auf dem Lande, und selbst die Schulämter in vielen Städten, sind mit sehr schlechten Einkünften versehen. Hätte man also keine Armen Studirenden: so würde es an Leuten fehlen, diese Stellen zu besetzen. Denn welcher Reiche, oder nur etwas wohlhabende Candidat, würde nach einer Pfarre streben, die manchmal kaum 100, 150, oder 200 Thaler jährlich einträgt? Nach den beschwerlichen Schuldiensten aber, die oft noch weniger einbringen, würde sich vollends niemand sehnen. Kurz, es ist sehr nothwendig, daß auch unbemittelte Leute studiren: weil es sonst den meisten Kirchen und Schulen an treuen Dienern fehlen würde.

4. **Weil es nützlich ist.** Gesetzt nun, daß endlich auch durch die bisherigen Ursachen, eine gar zu große Anzahl zum Studiren angelocket würde; gesetzt, daß unmöglich alle, zumal in gewissen Ländern, zu Aemtern gelangen könnten: so ist es dennoch nützlich, daß ihrer so viele studiren. Muß denn nicht ein Land zuweilen dem andern, vom Ueberflusse seiner Gelehrten, etwas mittheilen? Ueberall nämlich sind ihrer nicht eine solche Menge zu finden. Hier kömmt das fruchtbare Land dem unfruchtbaren zu statten. Und gesetzt endlich, daß auch dann, noch einige unversorgt übrig bleiben: braucht man denn nicht Küster und Schulmeister auf den Dörfern? Können nicht manche, auch durch Heurathen, wieder zu bürgerlichen Handthierungen kommen, gute Verwalter, Aufseher und Amtleute werden, ja gute Rathsherren und Bürgermeister auf kleinen Städten abgeben? Gewiß, in allen diesen Ständen ist die Gelehrsamkeit niemanden nachtheilig, sondern vielmehr vortheilhaft: und wie schlecht würde es um ein Land aussehen, wenn sich alle diese Stände ohn alle studierte Leute behelfen müßten?

Beschluß.

Beschluß. Ist es also nicht nur möglich und billig, daß Leute von guter Fähigkeit sich aufs Studiren legen; sondern auch nöthig und nützlich, wie ich kürzlich gezeiget habe: wer wollte denn so ungerecht seyn, muntern und fähigen Köpfen, den Tempel der Musen zu verschließen; bloß weil sie keine Schätze des Glückes besitzen? Nein, nein! man lasse vielmehr alle edle Geister die Bahn der Wissenschaften zu ihrer Rennbahn erwählen; und halte nur diejenigen davon zurück, die entweder gar keine, oder doch nur eine sehr mittelmäßige Fähigkeit erhalten haben. Zu Handwerkern werden diese noch allemal gut seyn. Hingegen würden sie als verdorbene Gelehrte, bisweilen Würdigern das Brod vor dem Maule wegnehmen; überhaupt aber nichts anders, als einen Schimpf ihres Ordens, und eine Last des Staates abgeben.

Frage:

Ob auch ein Soldat studiren solle?

1.

Einleitung. Nichts ist gewöhnlicher, als daß junge Leute, die zum Kriegswesen Lust haben, das Studiren fliehen; indem sie es für etwas überflüßiges und unnöthiges halten, gelehrt zu seyn: wenn man nur den Feind schlagen, oder vielmehr, wie sie heimlich glauben, ein müßiges und unordentliches Leben führen will. Daher entsteht nun die

Frage: Ob es einem wackern Kriegsbedienten, sonderlich einem Gebiethiger oder Befehlshaber, nicht auch rathsam sey, die Wissenschaften zu verstehen?

2. Umschreibung. Wenn man hier von einem Soldaten redet; so versteht man nicht eben den gemeinen Fußknecht, oder Reiter dadurch; die vom Flegel oder Pferdestalle, oder doch von einer schlechten Handarbeit herkommen: sondern vielmehr diejenigen, die von besserm Stande sind. Man redet von Leuten, die, ob sie gleich eine Zeitlang von unten auf zu dienen anfangen müssen, doch so

viel Ehrliebe haben, daß sie nach einer Befehlshaberstelle streben; auch selbige theils ihres Vermögens, theils ihres guten Ansehens, und andrer Geschicklichkeiten halber, hoffen können. Von diesen fraget es sich nun: ob sie mit ihrem selbstwachsenden natürlichen Verstande überall auskommen, und sich also ohne alle Kenntniß der Wissenschaften behelfen können?

3. **Gegenmeynung.** Nun fehlt es zwar an Leuten nicht, die solcher Meynung beypflichten. Sonderlich sind ihr gemeiniglich junge Leute zugethan, die in frühen Jahren an den Büchern einen Ekel bekommen; hergegen an Hunden und Pferden, am Spielen, Müßiggehen und lustigem Leben, ein Wohlgefallen haben. Diese setzen sichs gern in den Kopf: wenn sie nur den Soldatenstand erwähleten; so könnten sie der verdrüßlichen Bücher ganz überhoben seyn. Denn was wäre einem Officier, wie sie reden, die Schulfüchserey nütze? Mit lateinischen Wörterbüchern und griechischen Grammatiken, könne man den Feind nicht aus dem Felde schlagen. Kurz, alle diese gelehrten Leckerbissen wären höchstens einem Soldaten nütze, Pfropfen in die Flinten, oder die Rollen zu Racketen daraus zu machen.

4. **Erwiederung.** So lustig klingen die Einwürfe unerfahrner Jünglinge; zumal solcher, die weder die Gelehrsamkeit, noch das Kriegshandwerk anders, als dem Namen nach kennen. Denn besteht etwa die Gelehrsamkeit irgend eben im Latein und Griechischen? Dieses sind nur Sprachen; und alle Sprachen sind nichts anders, als Mittel und Werkzeuge der Gelehrten, nicht aber die Gelehrsamkeit selbst. Gesetzt also, daß man damit keinen Feind schlägt: so können doch geschickte Kriegsleute, aus lateinischen und griechischen Büchern, viel Wissenschaft von Kriegssachen erlernen. Ein Curtius, ein Cäsar und Polybius, ein Livius, Frontin und Vegetius, u. s. w. haben von den größten Feldherren so viel herrliche Thaten, Kriegsränke und andre Kunstgriffe beschrieben, daraus ein kluger Befehlshaber viel lernen kann.

5. **Beantwortung.** Ich trage also gar kein Bedenken, obige Hauptfrage allerdings bejahend zu beantworten:

daß

daß nämlich allerdings auch einem rechtschaffenen Gebiethiger und Kriegsbefehlshaber, die Gelehrsamkeit sehr anzupreisen sey.

1. **Weil es möglich ist.** Und erstens zwar, ist es ja keine unmögliche Sache, auch etwas von den Wissenschaften in das Feld mitzunehmen. Ein junger Mensch kann bis ins 16, 18, und 20ste Jahr schon viel lernen; alsdann aber ist er eigentlich erst geschickt, die Waffen zu tragen. Hat er aber alsdann in der Historie, Mathematik, Geographie, dem Rechte der Natur und der Sittenlehre, auch wohl von der Politik einen guten Grund geleget; hat er von den gelehrten und andern Sprachen so viel gefasset, daß er ein Buch darinn lesen und verstehen kann; hat er endlich die Feder in seiner Muttersprache, oder einer andern neuen so gut führen gelernet, daß er sich deutlich, ordentlich und nachdrücklich in seinen Briefen und Aufsätzen erklären kann: so ist er nun doppelt geschickt, ein guter Anführer der Soldalten, ja ein Feldherr und Held zu werden.

2. **Weil es billig ist.** Und was ist billiger, als daß derjenige, so andern befehlen soll, gescheider und klüger sey, als der gemeine Kriegsmann? Manchmal ist der Soldat viel älter und erfahrner, als sein Anführer. Hat nun dieser den Mangel seiner Erfahrung nicht durch Bücherlesen und Wissenschaft ersetzet, wie will er sich bey seinen Untern in Ansehen setzen? Er muß wenigstens die Lage und Karten der Länder, wohin der Zug geht, besser verstehen, als sein Fußknecht oder Reiter. Er muß aus den Exempeln alter und neuer Kriegsgeschichte, die Behutsamkeit auf Märschen und in Quartieren, im Angriffe und in Vertheidigungen, zu seinen Diensten haben. Endlich muß er sich auch so vernünftig im Ansehen zu erhalten wissen, daß er selbst bey seinen Gemeinen nicht verächtlich werde.

3. **Weil es nöthig ist.** Geht es auf Belagerungen und Schlachten los, so ist einem Gebiethiger die Kenntniß der Meßkunst, Kriegsbaukunst, Geschützkunst und Taktik, vollends ganz unentbehrlich. Derjenige Befehlshaber, der nichts davon versteht, und in allen diesen Dingen fremd

ist, wird gewiß seinen Dienst sehr schlecht, ja kaum halb verrichten. Ist er nun nicht allemal selbst der oberste Anführer solcher Unternehmungen: so kann er auch nicht einmal recht gehorchen: weil er die Gründe von den Befehlen seines Gebiethigers nicht einsieht. Sollte er aber nicht billig so viel aus den Wissenschaften fassen, daß er seinen Dienst mit Ehren, und zum Vortheile seines Vaterlandes verrichten könnte?

4. **Weil es nützlich ist.** Und wie vortheilhaft ist es nicht einem Kriegsbedienten, wenn er auch in Friedenszeiten, indem er in Vestungen und in Städte, zur Gewahrsame derselben verleget ist, seine müßigen Nebenstunden, auf eine so angenehme als nützliche Art zubringen kann? Wie lang wird nicht oft einem ungelehrten Befehlshaber, im Quartiere und auf der Wache, die Zeit! Die Spielkarte, das Trinkglas und die Tabakspfeife theilen sich insgemein in die langen Tage und Abende, solcher halben Helden; die es bloß im Trinken und Spielen zu seyn pflegen! Dahingegen kürzet sich ein studirter Gebiethiger mit einem lehrreichen Buche viel angenehmer und nützlicher die Stunden. Daraus lernet er sowohl allerley nützliche Erkenntnisse, als menschlichere Empfindungen: dadurch er in den Stand gesetzet wird, wie jener Scipio, in Spanien, eher seine eigenen Leidenschaften, als auswärtige Feinde zu bezwingen.

5. **Beschluß.** Ist es nun dergestalt nicht nur ganz leicht und möglich, auch bey dem Soldatenleben etwas zu lernen; sondern auch billig, ja nöthig und nützlich, solches zu thun: so erhellet ja ganz offenbar, daß allerdings das Studiren einem Kriegsbedienten, sonderlich Befehlshabern, sehr anzurathen sey. Und wo bleibt noch die Betrachtung, daß heute zu Tage, große Herren sehr gern vornehme Kriegsleute und Feldhauptleute zu Gesandschaften brauchen; wozu gewiß keine unwissende, sondern gelehrte Helden genommen werden.

Das IX. Hauptstück.
Von Lehrsprüchen berühmter Männer.

1. §.

Eine der schönsten Uebungen junger Anfänger, giebt die Ausführung eines hübschen Lehrspruches ab; den man aus irgend einem alten Weltweisen, Geschichtschreiber, Dichter oder Redner entlehnet. *

* Aphthonius nennet diese Art Γνωμην, oder Sententiam. Ob er sie nun gleich in IV. Cap. abhandelt: so habe ich es doch für besser gehalten, sie erst gegen das Ende der Vorübungen zu setzen.

2. §. Ein Lehrspruch ist ein kurzgefaßter Satz, der eine sittliche Wahrheit vom Thun und Lassen der Menschen in wenigen Worten vorträgt.

* Quintilian im 5 Cap. des VIII. B. saget: die Alten hätten alles, quod animo sensissent, Sententiam genennet. Und so hieß es ein bloßer Gedanken, eine Meynung; sie mochte handeln wovon sie wollte. Hier aber nehmen wir sie in dem besondern Verstande, nur von moralischen Sprüchen: dergleichen Salomon in seinen Sprüchwörtern, und Sirach, imgl. das Buch der Weisheit viele in sich halten.

3. §. Man unterscheidet hier die Lehrsprüche in anrathende, abrathende und entscheidende Lehrsprüche; ingleichen in einfache und zusammengesetzte.

Z. E. Anrathend. Feras, non culpes, quod vitari non poteſt. Publ. Syrus. oder ſo:

Am beſten gerne thun! denn wer nicht will, der muß. Opitz.

Abrathend. Turpe eſt doctori, quum culpa redarguit ipſum.

Oder: Was du zu tadeln pflegſt, das thu auch ſelben nicht. Opitz.

Entſcheidend. Nimium altercando veritas amittitur.

Einfach. Da noch kein Gold nicht war, da war die goldne Zeit. Opitz.

Zuſammengeſetzt Die Aehre beuget ſich, in welcher Körner ſind;

Die aufrecht ſteht, iſt Spreu, und flieget in den Wind. Opitz.

4. §. Ferner iſt mancher Lehrſpruch bloß wahrſcheinlich; mancher andre augenſcheinlich wahr, und noch ein andrer etwas übertrieben.

Z. E. Wahrſch. Magnum pauperies opprobrium. *Horat. L. III. Od. 24.*

oder auch: Haud facile emergunt, quorum virtutibus obſtat

Res anguſta domi *Iuv. Sat. 3.*

Wahrſch. Καλως πενεσθαι μαλλον, ἢ πλετειν κακῶς. d. i. Honeſtius eſt pauperem eſſe, quam injuſte divitem imgl.

Quales amicos quisque habet, talem ſcias.

Uebertrieben. Stultorum plena ſunt omnia. oder: Kein Menſch wird klug gewiegt, und ohne Schellen jung. Rachel.

5. § Will man nun einen ſolchen Satz ausführen: ſo vertritt die Stelle des Einganges, das kurze Lob desjenigen Schriftſtellers, der des Lehrſpruches Urheber iſt: ſo daß man unmittelbar den Lehrſpruch anhängt.

Es

* Es darf also ein solches Lob gar nicht lang, oder ausführlich werden. Eine kurze Erwähnung seines Vaterlandes, seiner Verdienste und Glücksumstände ist schon genug: wie aus den Beyspielen erhellen wird.

6. §. Sodann folget eine kurze Erklärung des Sinnes, oder der Meynung des gedachten Schriftstellers. Man nennet dieselbe auch eine Umschreibung, die aber ebenfalls nur kurz gefasset werden darf.

* Die Absicht ist, den Verstand des Zuhörers aufzuklären, der irgend den kurzgefaßten Lehrspruch des Schriftstellers nicht recht begriffen haben möchte. Die Exempel werdens lehren.

7. §. Nun folget die Bestätigung, durch Anführung eines Grundes, der die Wahrheit des Spruches deutlich vor Augen leget. Dieser Grund liegt entweder schon im Spruche selbst, oder ist durch Nachsinnen leicht zu finden.

Z. E. Von dem Satze: Noscitur ex socio, qui non cognoscitur ex se, ist die Ursache leicht zu errathen. Die Gleichheit der Sitten ist die Mutter aller Freundschaft. Freunde also müssen vermuthlich einerley Sitten haben: sonst wären sie nicht Freunde geworden.

9. §. Nun setzet man einige Erläuterungen hinzu, indem man etwan ein Widerspiel, ein Gleichniß, ein Beyspiel, oder ein Zeugniß eines andern Schriftstellers beyfüget.

* Apthonius hält dieß alles für Beweisgründe, womit man etwas bestätigen könne. Allein nach einer schärfern logischen Prüfung halten solche Beweise nicht Stich. Man nennet sie also nur Erläuterungen.

9. §. Den Beschluß machet die kurze Wiederholung und Einschärfung des Lehrspruches aus; den man dem Zuhörer nochmals empfiehlt.

* Hier wird nun mancher denken, das sey ja offenbar eine aphthonische Chrie, die aus ihren acht Theilen besteht. Und in der That ist es wahr, wenn von der Chria verbali die Rede ist. Doch was die acht Theile anlanget: so wollen wir hier eben nicht begehren, daß alle vier Erläuterungen zugleich, und zwar nothwendig in derselben Ordnung folgen müßten. Es ist genug, wenn nur eine davon, ein Paar, oder höchstens drey angebracht werden.

10. §. An einem Vorrathe solcher Lehrsprüche kann es einem Lehrer nicht fehlen. Außer den obangezogenen geistlichen und weltlichen Büchern, würden ihm Theognis, Cato in seinen Doppelversen, Publius Syrus in seinen Sentenzen, Marcus Aurelius Antoninus u. a. m. genug darbiethen

* Und wo bleiben alle Anthologien aus alten Poeten, Erasmi Adagia, oder Sprüchwörter, und die Wahlsprüche großer Herren? So vieler, die im Deutschen Sammlungen davon geschrieben haben, als Agricola, Eyring, Pegäus, Zinkgräf, in Apophthagmatibus u. d. gl. m. zu geschweigen.

I. Ausarbeitung.

I. **Lob des Urhebers.** Was sich Martin Opitz von Boberfeld für ein großes Ansehen unter unsern deutschen Dichtern erworben habe, ist zur Gnüge bekannt. Sein Vaterland Schlesien, und seine Geburtsstadt Bunzlau, prangen noch itzo mit diesem ihrem Landeskinde, vor allen andern. Kaiser, Könige, Fürsten und Grafen liebten ihn damals, als einen gelehrten Mann und aufgeweckten Kopf; alle Gelehrten seiner und folgenden Zeiten aber, erkennen ihn für den Vater der neuern deutschen Dichtkunst: dessen Geist und Witz so groß, als seine Einsicht in die wahre Weisheit; und dessen Belesenheit in den Alten nicht geringer, als seine Liebe des Vaterlandes gewesen. Danzig aber stolziret noch mit seinem Grabe: und Preußen rühmet sich gar, dessen Asche in seinem Schooße zu bewahren, den es lebend vereh-

ret hat; als der dreyzigjährige Krieg fast alle Musen aus Deutschland verjaget hatte. Dieser große und weise Dichter nun, saget unter vielen andern schönen Sprüchen, wo mir recht ist, in seinen Trostgedichten von Widerwärtigkeit des Krieges:

Am besten gerne thun: denn wer nicht will, der muß.

II. **Umschreibung.** Ein jeder sieht wohl, daß hier von der Ergebenheit in den göttlichen Willen die Rede ist. Unser Dichter will seine Leser ermuntern, sich mit Gelassenheit den Fügungen der himmlischen Vorsehung zu bequemen. Er setzet hinzu, daß dieses desto rathsamer sey; je vergeblicher der Widerstand und Unwillen dabey seyn würde. Die Macht des Höchsten ist doch größer, als aller Menschen Widerstreben. Seine Regierung führet doch alles, was sie will, herrlich hinaus: der Mensch mag sich dagegen sperren, so viel er will. Es heißt also, seiner Meynung nach, billig:

Am besten gerne thun: denn wer nicht will, der muß.

III. **Beweis.** Allein man kann noch einen bessern Grund, von dieser Gelassenheit in die göttlichen Fügungen, an die Hand geben. Gott ist nicht nur ein allmächtiges Wesen; sondern auch ein liebreicher Vater seiner vernünftigen Geschöpfe. Er hat sie nach seinem Bilde geschaffen, das heißt, sich selber gewissermaßen ähnlich gemachet. Er sieht sie also, wie seine Kinder an: er liebet sie, und sorget für ihr Heil; er richtet also auch alle ihre Schicksale zu ihrem Besten ein. Und wenn sie gleich bisweilen aus Unverstande seiner gütigen Absicht widerstreben: so nöthiget er sie auch durch harte Mittel, ihr eigenes Bestes zu befördern. Was folget nun daraus? Das, was Opitz saget:

Am besten, gerne thun: denn wer nicht will, der muß.

IV. **Gleichniß.** Wie ein Vogel in der Luft, wenn ein Sturm entsteht, nur vergeblich wider den Strom desselben zu fliegen suchet: die Gewalt des Windes reißt ihn doch mit sich fort; und er muß doch folgen, wohin selbiger geht: eben so ist es mit den Schicksalen eines Menschen. Wohin der-

selbe niemals gedacht hat, dahin führet ihn die mächtige Hand Gottes, auch ohne sein Wissen: und wenn er gleich noch so sehr widerstreben wollte; so würde nichts destoweniger Gottes Absicht erfüllet werden. Ist es also nicht am besten, sich dieser weisen Führung zu überlassen, und in Gelassenheit zu rufen: **Herr! dein Wille geschehe!**

V. **Ein ähnlicher Fall.** Man sehe nur einen Hund an, der an einen Wagen gebunden ist, welcher schnell an den Ort seines Herrn gezogen wird. Ergiebt sich derselbe in die Leitung desselben: so wird ihm sein Weg nicht sauer; ja er kann sich gar, durch einen Sprung auf denselben, die Reise erleichtern. Sperret er sich aber dagegen, und bemühet sich aus Unverstande, einen andern Weg zu gehen: was wird doch sein ohnmächtiger Widerstand helfen? Er wird gewaltig fortgerissen werden, und auch wider seinen Willen folgen müssen. Nichts schicket sich also besser zum Sinnbilde eines Gelassenen, als eben dieses Gemäld, mit der opitzischen Ueberschrift:

Am besten, gerne thun: denn wer nicht will, der muß.

VI. **Ein Zeugniß.** Eben der Meynung war schon der berühmte lateinische Dichter, **Publius Syrus.** Denn in seinen weisen Sprüchen saget er ausdrücklich:

Feras, non culpes, quod vitari non potest.

Was man nicht ändern kann, das duld, und tadle nicht.

Denn was räth er uns anders an, als die gelassene Erduldung alles dessen, was nicht in unsrer Gewalt steht? Was steht aber immermehr weniger in derselben, als unser Schicksal: welches uns von einer höhern Hand zugetheilet wird?

VII. **Beschluß.** Nichts ist also vernünftiger, als sich in Demuth dem Willen dessen zu unterwerfen, der alles erschaffen hat, und nach seinem Wohlgefallen lenket. Seine weiseste Fügung hat allen Dingen ihr Maaß und Ziel gesetzet. Er hat den Sternen ihren Lauf, der Sonne und der Erdkugel ihren Platz im Himmel, der See ihre Gränzen, und den Bergen ihre Stellen angewiesen. Er giebt den Winden und Strömen ihre Bahn; und selbst die fliegenden Luftmeere,

die Wolken, folgen dem Winke des Allmächtigen. Sogar Blitz und Donner, davon die Grundpfeiler der Erde erbeben, richten seinen Befehl aus. Warum wollte der Mensch denn allein demjenigen Monarchen nicht willigst gehorchen, der es doch allezeit gut mit ihm meynet?

II. Ausarbeitung.

I. Lob des Verfassers. Was Juvenal für ein trefflicher Dichter bey den Lateinern gewesen, ist allen Kennern der lateinischen Sprache nur gar zu bekannt. Er lebete unter der grausamen römischen Kaiser, des Caligula, des Claudius und Nerons Zeiten, war aber mit der Verderbniß seiner Zeiten so wenig zufrieden; daß er auch in die heftigsten Strafgedichte ausbrach. Da er sonst ein glücklicher Redner und Sachwalter vor Gerichte gewesen: so machte ihn der Verdruß über die herrschenden römischen Laster, zum Poeten. Er schonte darinn auch die Großen der Stadt nicht; sondern verwies auch Kaisern und Kaiserinnen ihre Unart. Dabey nun war er sehr reich an schönen Sittenlehren: worunter folgende keine der geringsten ist, wenn er in seiner III. Sat. schreibt:

> Haud facile emergunt, quorum virtutibus obstat,
> Res angusta domi.

II. Umschreibung. Der satirische Dichter will uns hier mittheilen, was er aus der Erfahrung angemerket: daß nämlich nicht leichtlich jemand empor komme, dessen Tugenden die Armuth im Wege steht. Er spricht der Tugend freylich nicht alles ab. Er will nicht sagen, daß sie niemals belohnet und glücklich werde. Er behauptet nur, daß dieses sehr schwer sey: dafern nicht ein voller Beutel ihr den rechten Nachdruck, das volle Gewicht ertheilet.

> Nicht leicht kömmt der empor, deß Tugend und Verstand
> Kein voller Beutel stützt.

III. Beweis. Ohne Zweifel redete Juvenal von seinen Zeiten: wo es allerdings sehr schwer war, mit der bloßen Tugend empor zu kommen. In verderbten Regierungsarten,

arten, wo Schwälgerey und Pracht regieren, kömmt alles aufs Geld an. Jemehr die Großen Aufwand machen, destomehr wollen sie einnehmen. Und da dieß nicht allezeit durch billige Art und Wege geschehen kann: so wird ihnen alles feil. Recht und Gerechtigkeit, die Gnade der Fürsten, ihr Schutz und Beystand, ja Beförderungen und Aemter, alles kann durch Geld erhalten werden. Wer also damit wohl versehen ist, der kömmt zu allem, was er sich wünschet: wer aber nicht schenken, nicht bestechen, nichts bezahlen noch kaufen kann; der bleibt zurück, und kann nimmermehr empor kommen.

IV. Das Widerspiel. Hingegen ist es gewiß, daß ein ansehnliches Vermögen alle Wege des Glückes bahne, alle Pforten eröffne, alle Schwierigkeiten erleichtere.

Et genus et formam Regina pecunia donat.

Geschlecht und Schönheit schenkt die Königinn, das Geld!

Der häßlichste Kerl, wird durch das Vermögen schön und angenehm. Wer eines Bauren oder Bettlers Sohn ist, kann sich den Adelsbrief und den Herrenstand erwerben; wenn er nur Geld hat, sich Titel und Wapen zu kaufen, ja Kutschen und Livreybediente zu halten, um den Pöbel zu blenden.

V. Gleichniß. Ein hölzernes, sehr wohlgeschnitztes Bild pflegt insgemein nur schlecht ins Auge zu fallen; und kaum von guten Kennern der Schnitzkunst erkannt und hochgeschätzet zu werden: sobald es aber mit einem Firniß überzogen, ja wohl gar verguldet wird, so pflegt es noch einmal so schätzbar zu werden, und auch mittelmäßiger Liebhaber Beyfall zu gewinnen. So ist es auch mit einem geschickten Menschen beschaffen. So groß auch seine innern Gemüthsgaben und Verdienste; so schätzbar auch seine Tugenden und sein Lebenswandel an sich selbst seyn mögen: so wenig wird dieß alles ins Auge fallen; wenn ihm nicht ein gewisses Vermögen den äußerlichen Anstrich giebt, und den Werth seiner Verdienste recht sichtbar machet.

VI. Ein

VI. Ein Zeugniß. Das hat sonder Zweifel Horaz wohl gewußt; wenn er in der 24sten Ode des III. Buches schreibt:

Magnum pauperies opprobrium!

Nicht zwar, als wenn wirklich die Armuth eine Schande wäre. Nein, wenn sich jemand dieselbe nicht durch muthwillige Fehler und Versehen selbst zugezogen hat; so ist sie oftrühmlicher, als ein übel erlangter Reichthum: sondern, weil insgemein in verderbten Zeiten, nur der für ansehnlich, für klug und geschickt gehalten wird, der Geld hat; niemand hingegen verachtet ist, als wer arm ist. Daher spricht auch Juvenal an einem andern Orte:

Nil habet infelix paupertas durius in se,
Quam quod ridiculos homines facit.

VII. Es bleibt also wohl dabey: daß ein armer Mensch ungemeine Schwierigkeiten zu überwinden hat, wenn er in der Welt sein Haupt empor heben, und glücklich werden will. Unter tausenden gelingt es kaum einem: und wie selten finden sich solche erwünschte Umstände, die seinen Verdiensten, auch der Dürftigkeit ungeachtet, einen gehörigen Glanz beylegen: Um desto höher aber hat man auch Leute zu schätzen, die bey sehr geringen, oder gar keinen Mitteln, sich dennoch bloß durch eigene Verdienste empor geschwungen, ja oft zu den ansehnlichsten Würden erhoben haben.

Das X. Hauptstück.

Von Chrieen. (χρεια, vel Vsus.)

1. §.

Aus dem vorigen Hauptstücke, weis man schon ungefähr, wie eine Chrie aussieht. Doch kann man sie nicht ganz übergehen. Man versteht dadurch eine geschickte Ausführung eines

eines Ausspruches, oder einer That eines berühmten Mannes.

* Priscian hat sie lateinisch Usum genennet; wie sie auch im Griechischen heißt. Deutsch könnte man sie ebenfalls einen **Vortheil** nennen; weil sie in größern Reden ihren guten Nutzen hat.

2. §. Sie wird in drey Arten getheilet, nämlich in Verbalem, Realem und Mixtam. Die erste, oder **Wortchrie**, besteht in der Ausführung eines bloßen Ausspruches, oder einer weisen Rede eines andern.

Z. E. Kaiser **Karl** der V. zog einen Doctor einem Edelmanne vor: und als man ihm fragte, warum er das thäte? sprach er: Edelleute kann ich alle Tage hundert und mehr machen; aber in meinem ganzen Leben kann ich nicht einen Doctor machen. Wer diesen Spruch ausführet, der mache eine Wort=Chrie.

3. §. Eine **Sachchrie** (realis) ist die geschickte Ausführung einer gewissen That, oder Handlung, Stellung oder Gebärde eines berühmten Mannes.

Z. E. Als in Griechenland ein Weltweiser viele Zweifel von der Bewegung der Körper vorbrachte, und dieselbe gar läugnete; **Diogenes** aber denselben widerlegen wollte: so that dieser nichts mehr, als daß er in seinem Zimmer auf und nieder spazierte; und ihm also eine wirkliche Bewegung zeigete.

4. §. Endlich die vermischte Chrie nimmt beydes zusammen; und erkläret sowohl einen Ausspruch, als eine That eines berühmten Mannes zugleich. (Dictum et factum simul.)

Z. E. Als **Diogenes** einen Knaben sah, der sich übel aufführte, wandte er sich zu dessen Hofmeister; schlug ihn mit seinem Stocke und sprach: Warum lehrest du ihn solche garstige Dinge?

5. §.

5. §. Will man nun eine solche Chrie machen: so lobet man zuerst denjenigen Mann, dessen Wort, oder That man ausführen soll, kürzlich. Dieß Lob vertritt die Stelle eines Einganges.

* Am Ende des Lobes meldet man den Spruch, oder die That desselben, davon man handeln will.

6. §. Nunmehr umschreibt, oder erkläret man die wahre Meynung, oder den Sinn desselben, überhaupt, und zwar kürzlich. Das heißt Paraphrasis, oder die Umschreibung, die nach den Umständen eingerichtet wird.

* Insgemein geben die Umstände die wahre Absicht des Redenden oder Handelnden zu verstehen; und nach dieser muß man von seiner Meynung urtheilen.

7. §. Darauf folget die Bestätigung desselben, durch einen Beweisgrund, (Aetiologia oder causa): wodurch man dasjenige rechtfertiget, was der berühmte Mann gesaget, oder gethan hat.

* Denn ohne Beweis darf man nichts für wahr annehmen. Doch müssen solche Gründe nicht von weitem hergeholet, sondern leicht und begreiflich seyn; damit sie sogleich ins Auge fallen.

8. §. Weil aber der Schatten das Licht hebt, so setzet man gleich demselben Satze, oder der That, das Widerspiel davon (Contrarium) entgegen; welches der Materie insgemein ein besondres Licht giebt.

* Man kann leicht finden, was einem Satze, oder einer Handlung entgegengesetzet ist. Der Wahrheit ist die Lügen, der Tugend das Laster, dem Lobe der Tadel, der Ehre die Schande, dem Ja, das Nein zuwider.

9. §.

9. §. Nun folget das Gleichniß, (Parabola, oder Comparatum, oder Simile.) Dieß wird von einer ganz andern Sache hergenommen, die doch mit der Hauptsache eine Aehnlichkeit hat, und sie also erläutern kann.

* Man muß nur das Gleichniß nicht allemal mit dem altväterischen Gleichwie, also, verbinden. Eine ungezwungene Art, es vorzutragen, klingt viel besser. Die Beyspiele werdens lehren.

10. §. Weil aber die meisten Menschen mehr auf die Erfahrung, als auf Gründe bauen: so ist es auch gut, Exempel anzuführen: daraus die Wahrheit des Ausspruches, oder der Meynung, ins Auge fällt.

* Man darf aber nur eins von der Art haben, das nicht gar zu gemein, oder verächtlich ist. In Zinkgräfs Apophthegmatibus, in der Acerra, in Rollins Historiis selectis, und in andern Historien- und Exempelbüchern findet man eine Menge.

11. §. Den Schluß der Erläuterungen machet das Zeugniß (Testimonium). Dieses wird aus einem berühmten Schriftsteller, sonderlich des Alterthums; oder von dem Wahlspruche irgend eines großen Herrn, hergenommen.

* Das schlimmste ist, daß Aphthonius zu einer Chrie so viele Arten der Erläuterungen fodert; die jungen Leuten insgemein zu erfinden schwer fallen. Doch kann ein Lehrer ihnen leicht mit etlichen aushelfen.

12. §. Endlich folget der Schluß (Epilogus): der kürzlich den Hauptsatz, das ist die That, oder den Ausspruch, davon man gehandelt hat; oder

auch den Inhalt und die Absicht davon wiederholet, und einschärfet.

* Folglich besteht denn eine solche aphthonische Chrie aus VIII. gewissen, und selbst ihrer Ordnung nach, bestimmten Theilen. Scheint dieses ein großer Zwang zu seyn: so ist es ebenfalls nur für Schullehrer einer, die den Entwurf zu solchen Chrieen an die Hand geben. Jungen Leuten ist es einerley, was sie ausarbeiten, um sich zu üben. In Weltgeschäfften und auf hohen Schulen haben solche Chrieen keine statt mehr. Ich will nun von allen drey Arten Beyspiele geben.

I. Chria verbalis.

I. **Lob des Urhebers.** Unter den griechischen Lehrern der Beredsamkeit ist billig Isokrates oben an zu setzen: weil er sich in Zeiten, als nur die Sophisten herrscheten, eine so gesunde Art der Wohlredenheit erworben, als unter ihnen gar nicht im Schwange gieng. Er wußte durch einen feinen Geschmack, sowohl die hochtrabende, als die niederträchtige Schreibart seiner Vorgänger zu vermeiden; und die schöne Natur in seinem Ausdrucke zu erreichen. Er schrieb also nicht nur selbst vortreffliche Reden; sondern führte auch die edelsten Jünglinge zur wahren Beredsamkeit, auf eine sehr vernünftige Art an. Und was das Meiste war, so lehrte er sie nicht nur gut reden; sondern gab ihnen auch zuweilen schöne Tugend- und Sittenlehren. Dieß zeiget unter andern folgender Ausspruch, da er zu sagen pflag: **Daß nur die Wurzeln der Gelehrsamkeit bitter; die Früchte derselben hingegen süß wären.**

II. **Umschreibung.** Ohne Zweifel hat er damit behaupten wollen: daß nur der Anfang eines Studirenden voller Schwierigkeit sey; das Ende der gelehrten Bemühungen aber sehr angenehme Früchte trage.

III. **Beweis.** Und freylich ist es so. Nichts ist jungen Knaben verdrüßlicher, als Bücher und Schulbänke, Lehrmeister, und die Züchtigungen derselben. Wie schwer fällt

ihnen nicht die ordentliche Beobachtung der Schulstunden; die Enthaltung von allem Muthwillen; die Hintansetzung ihrer Spiele und lustigen Zusammenkünfte? Gerathen sie nun irgend an mürrische Lehrer, die stark auf die Erlernung gelehrter Sprachen dringen: so werden sie vollends den Musen gram, und können die Süßigkeiten derselben nicht finden. Allein ganz anders geht es, wenn sie mit den Wissenschaften näher bekannt werden. Hier fangen sie an, schon auf hohen Schulen die Lieblichkeit derselben zu schmecken. Kommen sie aber in Aemter, wo sie dieselben zu den wichtigsten Dingen brauchen können: so heben sie auch an, Ehre und Reichthum, und ein vergnügtes Leben, als die süßen Früchte derselben zu genießen.

IV. Widerspiel. Wer hingegen in der Jugend sich die anscheinende Bitterkeit des Studirens hat abschrecken lassen; wer Schulen und Lehrer, Bücher und freye Künste geflohen hat; der wird gewiß auch die angenehmen Belohnungen der Wissenschaften niemals kosten. Weder Ehre noch reiche Einkünfte, weder Hof- noch Kirchen- noch Stadtbedienungen werden ihm zu Theile werden: sondern er wird sein Brod im Schweiße seines Angesichts, mit einer schlechten Handarbeit, kümmerlich erwerben müssen.

V. Gleichniß. Denn wie ein Landmann mit großer Mühe das Feld ackert, dünget und besäet; und eine lange Weile warten muß, ob diese Arbeit gedeihen wird; hernach aber erst mit Vergnügen eine reiche Aernte erblicket, die seine Scheunen und Böden füllet, um seinen sauren Schweiß zu vergelten: so geht es auch mit den Studirenden. Ein langanhaltender Fleiß bringet uns endlich die angenehmsten Belohnungen, in Würden und Glückseligkeiten zuwege.

VI. Beyspiel. Man sehe nur, wie es dem Demosthenes gegangen. Wie sauer ließ er sich die Erlangung der Beredsamkeit werden! Er verbrauchte bey seinem Studiren mehr Oel, als Wein. Er verschloß sich in einsame Gewölber, und schnitt sich sein Haar vom Kopfe; um nur nicht

aus-

ausgehen zu können, und desto fleißiger zu studiren. Er übte seine Zunge mit kleinen Steinen im Munde, das R recht auszusprechen; ja er gewöhnte sich am Ufer der brausenden See zu einer lauten Stimme, und einem langen Athem; ehe er der größte Redner von Athen, ein Gesandter, ein Feldherr, ja ein Regent seiner ganzen Republik werden konnte.

VII. Zeugniß. Wie trefflich hat denn nicht der alte Dichter Hesiodus, eben davon geurtheilet, wenn er saget: Der Weg zur Tugend sey anfänglich zwar rauh; ihr oberster Gipfel aber sey sanft und anmuthig. Heißt das nicht eben so viel, als was Isokrates behauptet hat? Was dieser eine bittre Wurzel nennet, das heißt jener einen rauhen Weg. Und was jener die süßen Früchte heißt, das nennet dieser einen sanften und anmuthigen Gipfel des Berges.

VIII. Beschluß. Wie weislich hat also der Redner Isokrates von der Gelehrsamkeit geurtheilet! Wie klüglich handeln nicht alle vernünftige Knaben und Jünglinge, die sich solches gesaget seyn lassen; und alle Bitterkeit der angehenden Studien für nichts achten, um zu den süßen Früchten derselben zu gelangen. Wohl denen! die hier andern erfahrnen Männern mehr, als sich selbst, glauben; und keine Mühe sparen, welche so herrliche Belohnungen nach sich zieht.

II. Chria realis.

I. Lob des Urheb. Wer sich ein wenig in der philosophischen Geschichte umgesehen hat, der wird ohne Zweifel auch des Krates sich erinnern. Er war ein Thebaner von Geburt, und also ein Landsmann des großen Pindars, der in erhabenen Oden keinen seines gleichen gehabt. Krates war aus edlem Geschlechte, und hatte ein schönes Vermögen. Allein da er sich auf die Weltweisheit legte; so ward er des Diogenes Schüler, verkaufte alles Seinige, theilte es unter seine Mitbürger, und erwählte eine sehr strenge Lebensart. Dabey aber ward er ein so scharfer Sittenlehrer, daß er frey in alle Häuser gieng, um den Leuten die Wahr-

heit zu sagen: weswegen er Θυρεπανοικτης genennet ward. Als nun dieser strenge Mann einmal einen ungelehrten Jüngling mit seinem Hofmeister sah, hub er seinen Stab auf, und schlug den Letztern auf eine unbarmherzige Art.

II. **Umschreib.** Man darf nicht lange fragen, was er damit im Sinne gehabt. Ohne Zweifel verdroß ihn die Unwissenheit des Untergebenen so sehr; daß er auf denjenigen zornig ward, der selbigen verwahrloset hatte. Dieß war nun der Lehrmeister desselben; und daher ließ er diesen die Wirkungen seines Unwillens recht derb empfinden.

III. **Beweis.** Und wer will diesen cynischen Weltweisen deswegen tadeln? Weis man nämlich nicht, daß die Jugend unwissend und ungelehrt zur Welt kömmt? Muß sie nicht erst durch gute Anführung zu Künsten und Wissenschaften aufgemuntert und angelocket werden? Und wem liegt diese Sorgfalt anders ob, als einem treuen Lehrmeister? Thut dieser nun seine Pflicht redlich, und mit Verstande: so kann, zumal wenn er nur einen einzigen Untergebenen hat, derselbe unmöglich unwissend bleiben. Wird er aber ungeschickt befunden: so muß nothwendig die Schuld an seinem Lehrmeister, oder Hofmeister liegen, der ihn schlecht angeführet hat. Und also verdiente ja dieser billig die Strafe des cynischen Weltweisen.

IV. **Widerspiel.** Findet man hingegen geschickte Jünglinge, die in Künsten, Sprachen und Wissenschaften wohl unterrichtet sind: so verdienen eigentlich nicht sie, sondern ihre Lehrer, alles Lob, und alle Belohnung. Man weis ja wohl, daß die Jugend von sich selbst nichts kann; und nur mit Zwang oder List zum Studiren gereizet werden muß. Auch die beste Fähigkeit, die in einigen stecket, muß angefeuert, und ohne Unterlaß angespornet werden. Wenn sie sich also allmählich mit einiger Geschicklichkeit hervorthut: wem wird wohl alles Lob gebühren, als demjenigen, der sie o gut angeführet, und so geschickt gemachet hat?

V. **Gleichniß.** Man sehe nur einen schönen Garten, darinn alle Spaziergänge rein; alle Blumenbeete besetzet,

und

und vom Unkraute frey sind; alle grüne Wände glatt verschnitten, alle Lauben ordentlich und unverwildert, alle Bäume von dürren Aesten und Mooße gesaubert, und alle Bildsäulen wohl unterhalten sind. Wem gebühret hier das Lob und die Ehre anders, als dem fleißigen Gärtner? Hingegen fällt auch alle Schande auf denselben, wenn der Garten verwildert ist, das Unkraut überhand genommen, alle Gänge und Lauben verwachsen, und die Bäume vom Mooße und Krebse gefressen werden.

VI. Beyspiel. Das sah sonder Zweifel auch Diogenes, unsers Krates Lehrmeister, ein; als er einen unartigen und lasterhaften jungen Menschen gewahr ward. Denn er schlug gleichfalls auf dessen Vorgesetzten sehr heftig zu; und sprach zu ihm: **warum lehrest du ihn eine solche übele Aufführung?**

VII. Zeugniß. Und was wollte unser Rachel in einem seiner Strafgedichte anders behaupten, als: daß auf die Anführung und Beyspiele der Aeltern und Vorgesetzten alles ankomme; wenn er schrieb:

Der Mutter Abriß ist die Tochter insgemein:
Was itzo Thais ist, das wird ihr Kind auch seyn.

Denn nicht sowohl das Geblüt, als die Anführung und Lebensart einer Mutter, bildet ihre Tochter auf diese, oder jene Art. Und eben das hat auch bey Lehrmeistern statt. Denn ihre Fehler und bösen Exempel, haben sowohl, als die nachläßige Zucht, den größten Einfluß in die Herzen ihrer Untergebenen.

VIII. Beschluß. O! wie nöthig ist es denn, daß Lehrer allen Fleiß anwenden, damit nicht dereinst die Schuld verwahrloseter Jugend auf sie zurückfalle. Auf ihre Klugheit auf ihren Eifer, auf ihre Wachsamkeit kömmt es an: wenn sie wohl unterwiesene, und wohlgezogene Jünglinge in die Welt schicken wollen. Und obgleich viele, auch durch ihre eigene Unart und Halsstarrigkeit verderben: so ist es doch gewiß, daß auch sehr viele, bloß durch die Fahrläßigkeit und Nachsicht ihrer Vorgesetzten verlohren gehen.

III. Chria mixta.

I. Lob des Urheb. So stolz die alten Griechen und Römer, unsre Vorfahren, die Scythen und Celten, als Barbaren verachtet haben: so große Proben ihrer Weisheit finden wir doch von ihnen aufgezeichnet. Unter andern ist ein gewisser Scylurus nicht zu verachten, der vor seinem Sterbebette eine Anzahl von achtzig Söhnen versammlet hat, um sie zu allem Guten zu ermahnen. Um ihnen nun, unter andern Tugenden, auch die Eintracht fest einzuprägen, nahm er ein Bündel Pfeile, und gab es einem jeden unter ihnen, mit dem Befehle, selbiges zu zerbrechen. Als sie nun alle solches nicht vermochten, zog er sie einzeln heraus, und zerbrach sie alle. **Eben** so, sprach er, **wird es euch ergehen, wenn ihr nicht einträchtig leben werdet.**

II. Umschreibung. Wer sieht nicht, was dieser kluge Mann mit seiner That und Rede hat anzeigen wollen? Mich dünket, ich höre ihn etwas ausführlicher, also reden: Euer sind viele, lieben Söhne: gleichwie ich hier in diesem Bündel viele Pfeile habe. Ein jeder von denselben ist nur schwach: und doch ist keiner von euch vermögend, das ganze Bündel zu zerbrechen. Eben so wird niemand im Stande seyn, euch zu schaden, oder euch zu überwältigen, wenn ihr zusammen haltet, und alle für einen Mann stehet. Hergegen, dafern ihr euch trennet und uneinig seyd; so wird auch ein schwacher Feind euch einzeln überwinden, und zu Grunde richten: so wie ich diese einzelnen Pfeile, gleichsam spielend zerbrochen habe.

III. Beweis. Und was ist leichter zu begreifen, als diese Wahrheit? Die Einigkeit ist das Band aller Gesellschaften und Staaten. Was eine Hand nicht vermag, das vermögen viele: und wenn diese gemeinschaftlich ihre Kräfte anspannen, so können sie große Dinge ausrichten.

IV. Widerspiel. Die Trennung hergegen entkräftet auch die stärksten Völker und Städte: und was allen zugleich sehr leicht möglich gewesen wäre, wenn sie zusammen gehal-

ten hätten; das wird ihnen unmöglich, sobald sie uneins werden, und verschiedene Absichten haben.

V. Gleichniß. So sieht man, daß viele Lastthiere auch eine sehr schwere Last fortziehen können; wenn sie an die Deichsel eines Wagens gespannet sind, und alle ihre Kräfte gemeinschaftlich anstrengen um denselben nach einer gewissen Richtung zu ziehen. Allein man spanne nur das eine hinten, das andere vorn, das dritte zur Rechten, das vierte zur Linken an; und lasse sie, in so ungleichen Richtungen, alle ihre Kräfte versuchen. Sie werden gewiß entweder nichts ausrichten, oder den Wagen gar in Stücke zerreißen, und folglich alles verderben.

VI. Beyspiele. Man sehe nur auf die großen Wunder der alten Welt, den Thurm zu Babel, die Pyramiden der Aegypter, und andre solche Dinge mehr. Wie wäre es möglich, daß Menschenhände solche ungeheure Werke hätten unternehmen und vollenden können, wenn nicht viele tausend Hände, ja ganze Völker eins gewesen wären, diese erstaunlichen Denkmäler aufzuführen? Und zeigete nicht der babylonische Thurmbau, daß alles wohl von statten gieng, so lange die Baumeister und Arbeiter einig waren; alles aber ins Stecken gerieth, sobald dieselben uneinig in Reden, das ist, in Meynungen und Gesinnungen geworden? Eben das kann man von dem Ursprunge und Untergange der größten Reiche sagen.

VII. Zeugniß. Und was haben doch die vereinigten Provinzen, im Niederlande, im Sinne gehabt; wenn sie zu ihrem Sinnbilde, einen geharnischten Mann, der sieben Pfeile in der Hand hält, mit der Ueberschrift erwählet haben: Concordia res parvæ crescunt. Denn wer hätte es denken sollen, daß sieben solche kleine Landschaften, die kaum funfzehn deutsche Meilen in die Länge, und eben so viel in die Breite haben, einer so großen Macht, als die spanische war, gewachsen seyn, und sich ihrem Joche würden entreißen können, wenn es nicht die Einigkeit gemachet hätte?

VIII. Beschluß. Wenn nun dem also ist, daß Scylurus, der weise Scyth, recht gehabt: wie sehr wäre nicht allen deutschen Fürsten, als den Nachkommen desselben, in Reichsangelegenheiten die Eintracht anzupreisen? Bloß diese muß den großen Staatskörper des Reichs erhalten; und nichts als die Uneinigkeit seiner Häupter wird denselben zu Grunde richten. So wird Deutschlagd, welches vormals ganz Europa und Africa dem römischen Joche entrissen; sich selbst aber, an der Stelle der Römer, der Monarchie bemächtiget, da es durch keine fremde Waffen hat gebeuget werden können, endlich durch innerliche Uneinigkeiten zerfallen, und seinen Feinden zu Spott werden.

Das XI. Hauptstück.

Von Briefen, oder Sendschreiben.

1. §.

Nichts ist jungen Leuten so nöthig, als einen guten Brief zu machen. Denn das brauchet man in allen Ständen: damit kann man sich bey seinen abwesenden Freunden beliebt machen; ja auch großer Herren Gnade erwerben und erhalten.

* Es hat uns an Briefstellern bisher in Deutschland nicht gefehlet: ja wir haben eher einen Ueberfluß, als einen Mangel daran. So wie es aber einigen an Geschmacke und einer guten Schreibart gefehlet: so haben andere neuere nur zu über- und aberwitzigen Briefen Anleitung gegeben. Solche Briefe aber kann man in der Welt nicht brauchen, außer wenn man einen Lustigmacher abgeben, und sich verächtlich machen will. Was würde ein großer

Herr, ein Minister, ein Gelehrter, ein Kaufmann von mir denken, wenn ich ihm mit lauter Spaß und Possen schriebe; wie diese neuern Briefsteller uns schreiben lehren? Nun haben zwar im Französischen **Voitüre** und **Scarron** solche possirliche Schreibart gehabt; allein sie sind auch von keinem Menschen nachgeahmet worden. Bey uns hat Neukirch galante Briefe geschrieben: allein diese hat er niemals für allgemeine Muster ausgegeben; sondern nur zum Scherze mit Freunden und dem Frauenzimmer bestimmet.

2. §. Ein Brief ist die Rede eines Abwesenden, von denjenigen Angelegenheiten, die ihm am Herzen liegen. Aus dieser Erklärung müssen alle Regeln guter Briefe fließen: wenn man nur die Personen und Gelegenheiten bestimmet, an welche, und in welchen sie abgelassen werden.

* Man kann hieraus gleich sehen, daß alle die Briefe nichts taugen, darinnen lauter **Witz und Aberwitz** herrschet. Denn wer redet so mit seinen Gönnern und Freunden? Was sich nun nicht schicket zu sagen, das schicket sich auch nicht zu schreiben.

3. §. Hiernächst muß man die Briefe in Ansehung der Personen eintheilen: in Briefe an höhere, an seines gleichen, und an geringere. An jene muß man ehrerbiethig, an die andern höflich, an die letzten aber leutselig schreiben: so wie wohlerzogene Leute mit ihnen reden würden.

* Es ist einerley, ob es Mannspersonen oder Frauenzimmer sind: denn die Regeln der guten Lebensart bleiben überall dieselben. Nur die galanten und verliebten Briefe machen hier eine kleine Ausnahme: davon die ersten eine verstellte, die andern aber eine wahre Liebe auszudrücken bestimmet sind, und also affectuös, oder beweglich seyn müssen.

4. §. In Ansehung der Sachen betreffen die Briefe entweder Höflichkeiten, bey freudigen und traurigen Fällen; oder ernsthafte Geschäffte; oder verdrüßliche Angelegenheiten; oder lustige Sachen.

* Man könnte noch von Berichtschreiben reden, wenn diese nicht zu den ernsthaften Briefen gehöreten. Man könnte von satirischen Briefen reden: allein diese sind auch entweder beißend, und gehören zu den verdrüßlichen; oder spaßhaft, und können also zu den lustigen gerechnet werden.

5. §. Ein Complimentirbrief ist ein Ausdruck des Antheils, den wir an des andern glücklichen, oder unglücklichen Begebenheiten nehmen; und wird insgemein mit einem guten Wunsche verbunden.

* Man pflegt hier auch von Empfehlungsschreiben zu reden. Allein ist es eine Empfehlung seiner selbst: so gehöret sie zu den Complimentirbriefen. Sind es aber Empfehlungen eines andern, so gehören sie zu den ernsthaften Geschäfftschreiben.

6. §. Will man solche Briefe gut machen: so muß man ihren Kern sich deutlich vorstellen. Dieser läuft aber auf eine verkehrte Chrie hinaus, weswegen ich hier zuförderst von der neuern Chrie handeln muß.

* Die obigen Chrieen wurden aphthonisch genennet, und dienen nur zu Schulübungen; weil man sie in der Welt nirgends brauchen kann. Diese neuere Chrie aber hat auch in öffentlichen Reden statt, wie aus meiner größern Redekunst erhellet. Hier dörfen wir nur etwas davon wissen.

7. §. Eine Chrie ist eigentlich ein bloßer Satz, der mit einem Grunde zur Bestätigung desselben

ver-

versehen ist. Bisweilen kömmt auch noch eine Erläuterung hinzu; ob sie gleich nicht immer nöthig ist.

Z. E. Satz. Das Studiren ist im gemeinen Wesen nützlich. Beweis. Denn es macht geschickte Leute zu allen Aemtern. Jmgl. Man muß in der Jugend auch Leibesübungen treiben. Grund. Denn sie machen einen Menschen im Aeußerlichen beliebt.

8. §. Bleiben diese Sätze in obiger Ordnung; so ist es eine ordentliche Chrie. Kehret man aber das hinterste zuförderst; so ist es eine verkehrte Chrie: weil der Grund eher, als der Satz zu stehen kömmt.

Z. E. Grund. Das Studiren machet einen Menschen zu allen Aemtern geschickt. Satz. Darum ist dasselbe im gemeinen Wesen höchstnöthig. Jmgl. Grund. Die Leibesübungen machen im Aeußerlichen beliebt. Satz. Daher muß man dieselben von Jugend auf treiben.

9. §. Hat man nun die Chrie dergestalt umgekehret: so nennet man den Grund das Antecedens, den Satz aber das Consequens: und so entsteht eine Chrie per Antecedens et Consequens.

* Von diesem Kunststücke haben Christian Weise, Talander, Weidling, Schröter, Menantes, Männling, Hübner, Uhsen u. a. m. etliche Dutzend Bücher geschrieben.

10. §. Nur ist dabey noch zu merken, daß zwischen das Antecedens und Consequens insgemein noch eine, oder die andre Connexio eingeschaltet wird, um sie dadurch noch genauer zu verknüpfen.

Z. E. Antecedens. Eure Hochgräfl. Gnaden haben das alte Jahr in hohem Vergnügen zurückgeleget, und stehen im Begriffe ein neues anzutreten.

Con-

Connexio. Weil Sie mich nun jederzeit vieler Gnade gewürdiget, und mir die deutlichsten Proben ihrer Fürsorge haben blicken lassen:

Consequens. So erfodert es meine Schuldigkeit, denanselben zu dem ersten, meinen unterthänigsten Glückwunsch abzulegen; zu dem zweyten aber alles selbst erwünschte hohe Wohlergehen von Gott zu erbitten.

11. §. Hier sieht man zugleich einen Grundriß eines Neujahrswunsches. Es fehlet demselben nichts mehr, als der Beschluß. Dieser besteht aus einer Empfehlung, in beharrliche Gnade und Beschirmung, aufs nächste Jahr.

3. E. Formula finalis. Eure Hochgräfliche Gnaden erlauben mir nur, auch im folgenden Jahre meine unterthänige Ehrfurcht zu verdoppeln; und gönnen ferner die Fortsetzung Dero bisheriger Beschirmung und Gnade demjenigen, der mit der vollkommensten Verehrung ersterben wird ꝛc.

12. §. So wie nun dieser Entwurf eines Briefes aussieht, können unzähliche andre eingerichtet werden; wenn man das gehörige darinn, nach Beschaffenheit der Umstände verändert. Der Grundriß bleibt immer einerley.

* Ich weis wohl, daß einige gar zu spaßhafte Briefsteller sich über diesen Leisten aufhalten. Allein mit noch mehrerm Rechte kann man über ihre possirliche Briefscheiberey spotten, die sich bey keinen ernsthaften und gesetzten Briefen brauchen läßt. Tändeln, spaßen und scherzen mag ein jeder ohne Regeln, wie er will; aber ernsthafte gute Briefe zu schreiben, muß man Anfängern Regeln geben.

13. §. Was noch eine Schwierigkeit machen kann, das sind die Titulaturen; die man nach

Stan-

Standesgebühr einzurichten wissen muß; die aber von Zeit zu Zeit steigen, und sich also allmählich ändern; auch nicht in allen Ländern einerley sind.

* Eben daher kann man die alten Titulaturbücher des vorigen Jahrhunderts itzo nicht mehr brauchen. Selbst die im Anfange des itzigen herausgekommen sind, haben sich schon etwas geändert. Doch kann man das, bey Junkers Briefsteller, den ich selbst etlichemal verbessert ans Licht gestellet habe, noch so ziemlich brauchen.

14. §. Es kömmt bey Titulaturen theils auf den an, an den man schreibt; theils aber auf den, der da schreibt. Denn ein Geringerer betitelt den Größern anders, als ihn seines gleichen, oder größere betiteln.

* Ein Kaiser, König, oder Fürst, nennet einen Edelmann, der sein Vasall ist, kaum edler; einen Freyherrn, Wohlgebohrner; einen Grafen, Hochwohlgebohrner. Aber ein geringer muß den schlechtesten Edelmann Wohlgebohrner, und wenn er sein Bedienter oder Untersaß ist, auch gnädiger Herr nennen. Ein Baron, oder sehr alter Reichsritter, heißt Hochwohlgebohrner, auch wohl Hoch- und Wohlgebohrner; ein Graf Hochgebohrner; ein alter Reichsfürst Durchlauchter; ein Herzog oder Churfürst, Durchlauchtigster; ein König, Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster; und ein Kaiser noch Unüberwindlichster dazu.

15. §. Hier kommen aber auch die Bedienungen u. Lebensarten in Betrachtung: und da ist es gewöhnlich, königliche, churfürstliche und herzogliche Staatsminister und geheimte Räthe, auch Präsidenten von Collegien, mit dem Titel Excellenz; andere geringere, wenn sie von Adel sind, nur Eure Hochwohlgebohrnen Gnaden, und bürgerliche Hof- und andere Räthe, Eure Wohlgebohrnen, Eure Hochedelgebohrne zu benennen.

* In

* In der Anrede an Cabinetsminister, kaiserliche und königliche wirklich geheimte Räthe, und Feldmarschalle, pflegt man auch heute zu Tage, **Erlauchte** zu setzen; welches entweder illustris, oder erleuchtet bedeutet; und noch lange nicht mit Durchlauchten einerley ist. Denn diesen Titel bekommen nicht einmal neue fürstliche Häuser, die keinen Sitz und Stimme auf dem Reichstage haben; sondern heißen nur Hochgebohrne, und Ee. Hochfürstl. Gnaden: so wie auch die geistlichen Churfürsten, Erzbischöfe und Bischöfe, wenn sie nicht aus alten fürstlichen Häusern sind, nur Eure Churfürstl. Erzbischöfl. und Bischöfl. Gnaden, und in der Anrede, Hochwürdigste genennet werden.

16. §. Eine andere Behutsamkeit ist bey der Unterschrift nöthig. Gegen königliche Landesherren nennet sich ein Bürgerlicher, deren allerunterthänigsten, wenn es aber nur herzogliche und fürstliche Personen sind, ihren unterthänigsten gehorsamsten Knecht; gegen andre Fürsten und Reichsgrafen, ihren unterthänigen und gehorsamsten Diener; gegen Freyherren und von Adel, wenn sie große Aemter bekleiden, eben so; außerdem aber nur gehorsamsten und ergebensten, oder verbundensten Diener.

* Gegen seines gleichen kann man sich einen bereitwilligsten, dienstgeflissensten, verbundenen, treuergebenen, willfährigen Diener nennen. Gegen geringere, nennet man sich wohl nur einen dienstwilligen, bereitwilligen, ohne Diener hinzuzufügen.

17. §. Im Bürgerstande hat man auf die gelehrten Würden, und in Städten auf die obrigkeitlichen Stellen zu sehen, die von ansehnlichen Leuten bekleidet werden: denn alle diese erfodern besondre Titel, die sich aber nach jedes Ortes Gewohnheit richten.

* Ein

* Ein Doctor der Theologie z. E. heißt Hochehrwürdiger, Hochachtbarer und Hochgelahrter; ein Doctor der Rechte, Hochedelgebohrner, Vest= und Hochgelahrter; wiewohl auch das vest schon altfränkisch wird. Ein Doctor der Arzneykunst, Hochedelgebohrner und Hocherfahrner. Professoren auf Universitäten heißen auch Hochedelgeb. und Hochgelahrte, und wofern sie Rectoren gewesen, von geringern, Ew. Magnificenz. Oberhofprediger, Generalsuperintendenten, Aebte, Pröbste und geistliche Consistorialräthe, werden Hochwürdige, in Gott andächtige und hochgelahrte Herren, auch von geringern wohl Magnificenzen genennet. Sind die Juristen irgend Hof= oder gemeine Räthe; so führen sie auch die Titel derselben. Bürgermeister in großen Reichstädten heißen auch Magnifici, Hochedelgebohrne, und wenn sie Gelehrte sind, Hochgelahrte; wo nicht, Hochweise. Rathsherren nennet man Hochweise, Hochbenahmte, wo sie aber Doctoren sind, Hochedelgeb. und Hochgelahrte Herren. Auf kleinen Städten heißen sie nur Wohledle und Wohlweise, auch wohl nur Edle Wohlweise Herren. Pfarrer in Städten heißen, Hochwohlehrwürdige, Großachtbare und Hochwohlgelahrte, und Pfarrer auf dem Lande, oder Diaconi, Wohlehrwürdige und Wohlgelahrte; Rectoren auf großen Schulen heißen Hochedle und Hochgelahrte, die übrigen Schulmänner, Hochwohledle und Hochgelahrte, oder die geringsten Wohledle und Wohlgelahrte.

18. §. Dieß wenige mag für Anfänger genug seyn: das übrige muß man aus Titularbüchern sehen. Nun ist nichts übrig, als einige Exempel beyzufügen.

Ausarbeitung des obigen Glückwunsches, an einen Gönner, zum Neuen Jahre.

Hochwohlgebohrner, Gnädiger Herr,
Hochzuverehrender Herr Geheimer Rath,
Hochgeschätzter Gönner.

Eure Hochwohlgebohrne Excellenz haben das nunmehr fast zurückgelegte Jahr, durch Gottes Gnade, in so bestän-

beständigem Wohlseyn, und allem selbst erwünschten Vergnügen zugebracht; daß billig alle Dero getreue Verehrer und Diener mit Vergnügen Theil daran nehmen. Auch dem itztbevorstehenden Zeitwechsel, treten dieselben mit einer so dauerhaften Gesundheit, und allem hohen Wohlergehen entgegen; daß außer Dero freyherrlichen Hause, auch der ganze Hof und das gemeine Wesen, ein besondres Vergnügen darüber blicken läßt.

Nun habe auch ich, in dem verflossenen Jahre, so viele besondre Merkmaale, von Er. H. Excell. gnädigem Wohlwollen zu rühmen gehabt; daß ich Zeitlebens ein tiefer Schuldner bleiben, und meine Dankbegierde auch bis ins Grab mitnehmen werde.

Meine unterthänige Pflicht erfodert es also, auch bey dieser Gelegenheit, einem so großen Gönner, meine treugehorsamsten Gesinnungen an den Tag zu legen, und meine ausnehmende Freude darüber zu bezeigen. Die ewige Vorsehung erhalte doch, ein unserm durchlauchtigsten Landesherrn, und dem ganzen Lande so theures Haupt, im nächsten und vielen folgenden Jahren, in allem hohen Wohlseyn. Er erhöhe und segne Dero freyherrliches Haus, in allen seinen Zweigen; und lasse Eure Hochwohlgeb. Excell. zu einem deutlichen Beyspiele ihrer besondern Fürsorge werden.

Ich selbst werde mich im künftigen Jahre glücklich genug schätzen, wenn ich mich ferner der gnädigen Beschirmung eines so großen Ministers und Staatsmannes erfreuen kann, und die Erlaubniß habe, mich bis an mein Ende zu nennen,

Eurer Hochwohlgebohrnen Excellenz

Meines insonders gnädigen Herrn,

Kosmopel,
den 28. des Christmonats,
1753.

unterthänigen und gehorsamsten Diener,
N. N.

Glück.

Glückwunsch an einen jungen von Adel, der ein fürstl. Kammerjunker geworden.

Entwurf.

Antecedens. E. H. sind unlängst herzoglicher Kammerjunker geworden.

Connexio.
- 1. Weil ich nun Dero Verdienste kenne.
- 2. Von Denenselben viele Gewogenheit genossen,
- 3. mich auch folglich sehr darüber erfreue.

Consequens. So wünsche ich herzlich Glück dazu, auch ferner an Ehren und Ansehen zu steigen.

Conclusio. Ich werde solches Wachsthum allemal mit Vergnügen sehen, und jederzeit beharren rc.

Ausarbeitung.

Wohlgebohrner,

insonders hochzuehrender Herr Kammerjunker,

Vornehmer Gönner,

Eure Wohlgebohrnen haben einen guten Anfang ihres Glückes gemachet; da Dieselben von Sr. Hochfürstl. Durchl. unserm gnädigsten Landesherrn, die ansehnliche Bedienung eines Kammerjunkers erlanget; und wirklich Dero Dienste bey Demselben angetreten; haben.

So sehr ich nun seit geraumer Zeit Dero besondre Verdienste gekannt und hochgeschätzet; auch sehr viele Proben, von Dero unverdienter Zuneigung gegen mich, verspüret habe: so vielen Antheil nehme ich auch itzo an der erhaltenen Belohnung Ihrer guten Eigenschaften.

Ich wünsche Derowegen herzlich, daß das Glück ferner Ew. Wohlgebohrnen geneigt seyn, oder vielmehr unser gnädigster Herzog, Denenselben noch weiter in Gnaden zugethan bleiben möge. Denn so ist kein Zweifel, daß Dieselben eine Ehrenstufe nach der andern besteigen, und endlich Dero Glück recht hoch bringen werden.

Niemand wird solches mit größerm Vergnügen erfahren, als ich; sonderlich wenn ich die Ehre haben kann, mich ferner mit aller Ergebenheit zu nennen,

Eurer Wohlgebohrnen,
Meines hochgeschätzten Herrn Kammerjunkers,

Hof, den 10ten des Winterm. 1754.

gehorsamsten und treuergebenen Diener
N. N.

Glückwunsch an einen Doctor, der sich verheyrathet.

Entwurf,

I. Antecedens. E. H. haben sich unlängst verlobet.
II. Connexio. 1. Weil sie nun sehr wohl gewählet.
2. Ich aber an ihrem Glücke viel Theil nehme.
III. Consequens. So statte ich meinen aufrichtigen Glückwunsch ab.
IV. Conclusio. Gott lasse Dero Ehestand glücklich und gesegnet seyn ꝛc.

Ausarbeitung.

Hochedelgebohrner und hochgelahrter
Herr Doctor,
Vornehmer Gönner,

Eure Hochedelgebohrnen haben endlich den Entschluß gefasset, den Ihnen ihre Freunde längst angerathen haben; und sich mit einem so liebenswürdigen Frauenzimmer, als die artige Jungfer N. N. ist, in eine eheliche Verbindung eingelassen.

Dero Wahl wird von allen gebilliget, welche die Ehre haben, beyde Verlobte und ihre Umstände zu kennen. Die ansehnliche Familie, daraus Dero Jungfer Braut entsprossen ist, ihre persönlichen guten Eigenschaften, und alle übrige Umstände, machen jedermann diese Heurath auf der vortheilhaftesten Seite bekannt.

Ich selbst bin ein alter Freund und Diener von Eurer Hochedelgeb. und da ich bisher an allen, Ihrer werthesten Person zugestoßenen Begebenheiten, in Freude und Leid, aufrichtig Theil genommen: so erfreue ich mich auch bey dieser glücklichen Veränderung aufs lebhafteste.

Was ist also natürlicher, als daß ich auch zu derselben Eur. Hochedelgeb. die aufrichtigsten Glückwünsche abstatte; und eine vergnügte Vollendung des neulichen Verlöbnisses von Herzen anwünsche?

Der erste Stifter der Ehen lasse dieses wohlgetroffene Band lebenslang glücklich, und auf späte Jahre gesegnet seyn! Ich werde jederzeit an dem Flore und Wachsthume Dero vornehmen Hauses freudigen Antheil nehmen, und auch dadurch zeigen, mit wie vielem Eifer ich sey,

Eurer Hochedelgebohrnen,
Meines hochzuehrenden Herrn Doctors, und
vornehmen Gönners

Altenburg,
den 11ten des Hornung,
1754.

aufrichtiger und ergebener Diener.

Glückwunsch an einen Edelmann, der seine Tochter ausstattet.

Entwurf.

I. Antecedens. Eur. Hochwohlgeb. haben das Vergnügen, Dero Fräulein Tochter zu verheurathen.

II. Connexio.

1. Weil nun Dero Herr Schwiegersohn von sehr guten Eigenschaften ist.
2. Bey Hofe, und sonderlich bey dem Landesherrn, sehr wohl angeschrieben steht.
3. Auch mit schönem Vermögen beseliget ist.

III. Consequens. So nehme ich großen Antheil an dieser Sache, und bezeige dabey meine Vergnügen.

IV. Votum. Der Himmel lasse diese Verbindung glücklich gelingen ꝛc.

V. Conclusio. Ich bitte, mich dem neuen Paare zu empfehlen, und ersterbe.

Ausarbeitung.

Hochwohlgebohrner,
Gnädiger Herr,

Eure Hochwohlgebohrnen erleben ein Vergnügen, welches ohne Zweifel zärtlichen Aeltern eins der lebhaftesten seyn muß: da Sie im Begriffe stehen, Dero ältestes Fräulein ehester Tage, auf eine so anständige als vortheilhafte Art, auszustatten.

Der erwählte Eidam ist ein junger Herr von so adelicher Geburt, als schönen Eigenschaften; und den die Natur ausdrücklich für ein so schönes Fräulein geschaffen zu haben scheint.

Bey Hofe hat er schon eine schöne Bedienung: und die ausnehmende Gnade unsers durchlauchtigsten Landesherrn gegen ihn, verspricht ihm ehestens noch eine weit ansehnlichere Beförderung.

Endlich würde er auch, in Ermangelung dessen, von seinen eigenen Gütern, die er als ein sehr verständiger Hauswirth verwaltet, leben, und seine Familie standesmäßig erhalten können.

Urtheilen nun Eure Hochwohlgeb. selbst, ob ich bey einer so glücklichen Begebenheit Ihres Hauses gleichgültig bleiben, und die Freude desselben mit einem kaltsinnigen Stillschweigen ansehen könne?

Der höchste Urheber des Ehestandes, verleihe also diesem neuen und vortrefflichen Paare, sein himmlisches Gedeihen! Er segne diese Liebe zwoer einander so würdigen Personen, mit wohlgerathenen Früchten; die den Ruhm beyderseitiger Häuser, bis auf die spätesten Zeiten fortpflanzen mögen.

Darf

Darf ich mir bey dieser Gelegenheit etwas ausbitten, so ist es dieses: daß Eure Hochwohlgeb. mich dem vergnügten Hochzeitpaare bestens zu Gnaden empfehlen, und mir erlauben mögen, mich ferner zu nennen,

Eurer Hochwohlgebohrnen,
Meines insonders gnädigen Herrn
und Gönners

Freyberg,
den 20sten des Lenzmonds,
1754.

gehorsamsten und verbundensten
Diener, N. N.

Glückwunsch an einen Freund, der von Reisen kömmt.

Entwurf.

I. Antecedens. E. H. haben Dero Reisen in auswärtige Länder glücklich geendiget.

II. Connexio. 1. Weil nun Dero Familie, Vaterstadt und Vaterland über Dero Rückkunft sehr erfreuet sind;
2. Ich aber nebst Dero sämmtlichen Gemüthsfreunden großen Antheil daran nehme:

III. Consequens. So kann ich nicht umhin, Denenselben mein Vergnügen zu bezeugen; und zu wünschen:

IV. Votum. Daß auf diese Reise bald eine anständige Beförderung und glückliche Heurath erfolgen möge.

V. Conclusio. Ich werde mich bey beydem von neuem erfreuen, und beharren rc.

Ausarbeitung.

Wohledler und Wohlgelahrter,
insonders hochzuehrender Herr Vätter.

So sind Sie denn endlich von ihren weitläuftigen Reisen, nicht nur lebendig, sondern auch frisch und gesund wieder nach Hause gekommen! Ich kann es Ihnen frey her-

heraus gestehen, daß ich Sie in der ganzen Zeit ihrer Abwesenheit sehr beneidet habe. Denn wer wollte sich nicht wünschen, so viel schöne Sachen, große Städte und Höfe gesehen, und berühmte Männer gesprochen zu haben?

Ich kann mirs indessen lebhaft vorstellen, wie erfreut Dero wertheste Aeltern, Dero ganzes Haus, und endlich die ganze Stadt über Dero glückliche Zurückkunft seyn müssen: da sie einen so geschickten, und mit guten Sitten und Erkenntnissen gleich gezierten Sohn, Blutsfreund und ein wohlgeartetes Stadtkind wieder bekommen.

Ich trete der Schaar dieser vergnügten Seelen, mit allen Dero Bekannten und Gemüthsfreunden willig bey; und kann nicht unterlassen, dem geehrtesten Herrn Vätter meine aufrichtige Beyfreude zu bezeigen.

Und da nunmehr zu Dero völligem Glücke weiter nichts, als eine baldige Beförderung und hübsche Liebste fehlet; so will ich Ihnen hiermit beydes aufs redlichste anwünschen.

In fester Hoffnung, in kurzem auf Ihrer Hochzeit zu tanzen, empfehle ich mich in Dero beharrliche Freundschaft und Gewogenheit, und bin mit alter Ergebenheit,

Meines hochgeschätzten Herrn Vätters,

Naumburg,
den 15ten des Ostermonds,
1754.

bereitwilligster und aufrichtigster Diener, N. N.

Beyleidbezeigung an einen Bürgermeister, dem sein Sohn gestorben.

Entwurf.

I. Antecedens. E. H. haben in dem Verluste Dero Herrn Sohnes einen harten Fall erfahren.

1. Denn Jünglinge von so schönen Eigenschaften sind nicht häufig zu finden.
2. Er war die einzige Stütze Dero Hauses.

II. Con-

II. Connexio. Weil nun Dieselben ein solcher Verlust sehr schmerzen muß.

III. Consequens. So nehme ich aufrichtig Theil an Dero Betrübniß.

IV. Votum et Conclusio. Gott selbst erfülle Ihr Herz mit Troste, und ersetze diesen Verlust durch einen beliebten Schwiegersohn.

Ausarbeitung.

Hochedelgebohrner und Hochweiser, insonders hochzuehrender Herr Bürgermeister.

Vornehmer Gönner.

Mit der größten Bestürzung habe ich vernommen, daß die Hand Gottes Eurer Hochedelg. vornehmes Haus so hart heimgesuchet; und Dero einzigen so wohlgerathenen Sohn, zu großer Betrübniß der gebeuchten Aeltern, in frühen Jahren aus dieser Zeitlichkeit abgefodert.

Fürwahr, ein solcher Verlust muß Eurer Hochedelg. ungemein schmerzhaft fallen; und man müßte ein Unmensch seyn, wenn man sich Dero bekümmerten Gemüthszustand nicht aufs lebhafteste vorstellen könnte.

Sie verlieren einen jungen Herrn, der die schönsten Eigenschaften besaß, und der durch sein bisheriges Wohlverhalten die sicherste Hoffnung gab, daß er einmal die Ehre Dero vornehmen Hauses, und die Zierde der ganzen Stadt abgeben würde.

Und was das schmerzlichste ist: so büßen Sie die einzige männliche Hoffnung Dero Namens und Standes ein; mit der, so zu reden, Dero ganzes Geschlecht in die Grube getragen wird.

E. H. kennen meine alte Ergebenheit gegen Dieselben viel zu sehr, als daß Sie mirs nicht zutrauen sollten; daß dieser betrübte Fall mich aufs empfindlichste gerühret, und in eine tiefe Wehmuth versetzet habe.

Was kann man aber in solchen Fällen anders thun, als seine Zuflucht zu Gott nehmen? Diesen allezeit wohlmeynenden Vater nun rufe ich inbrünstig an, daß er E. H. selbst mit dem kräftigsten Troste erfüllen, und solchen Verlust auf alle andre Art bestmöglichst ersetzen wolle. Er erhalte Dero der ganzen Stadt so theures Haupt, auf die spätesten Jahre, bey dauerhaften Kräften, und allem selbst erwünschten Wohlergehen. Er ersetze die Stelle eines leiblichen Sohnes, bald durch einen verdienstvollen und angenehmen Schwiegersohn; und lasse Dieselben auch an Dero künftigen Enkeln noch alle mögliche Freude erleben.

Mit wie vielem Vergnügen will ich nicht alsdann, bey so glücklichen Begebenheiten, meine Freude bezeigen, als

Eurer Hochedelgeb. und Hochweisen,

Meines hochgeschätzten Herrn Bürgermeisters,

Merseburg,
den 18ten des Wonnemondes,
1754.

gehorsamster und verbundener Diener.
N. N.

18. §. Es ist aber dabey die Meynung nicht, als ob nothwendig alle diese Theile eines Briefes allemal so deutlich, und in derselben Ordnung ins Auge fallen müßten. Nein, man kann sie auch versetzen, und ein wenig versteckter anbringen.

* Und dieß thun Leute, die in der Feder schon geübet sind, mehrentheils: doch so, daß die wesentlichen Stücke des Schreibens nicht vergessen werden. Denn gar zu viel Ausschweifungen von Gedanken, und buntscheckigten Einfällen, würden einen Brief schlecht zieren.

Entschuldigungsschreiben.

Mein Herr,

Werthester Herr Vätter.

Was werden Sie sagen, daß ich in so langer Zeit nicht an Sie geschrieben habe? Allein die Stunden in unserm Gymnasio sind so stark besetzet, und wenn man auch darneben ein wenig fleißig Bücher lesen will: so hat man fast nicht Zeit zu essen und zu schlafen, geschweige denn viel Briefe zu schreiben.

Fragen Sie mich vielleicht, was ich denn so nöthiges zu lesen habe? So muß ich Ihnen gestehen, daß ich Monathschriften lese. Wir haben nämlich einen reichen Mitschüler hier, der sich allerley solche Bücher angeschaffet hat: ob er sie gleich am wenigsten liest. Mit diesem habe ich mich bekannt gemachet, und der leihet mir einen Band nach dem andern; die ich dann mit unglaublichen Vergnügen durchlese.

Die Zeit her habe ich den neuen Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste nach und nach gelesen; der aus zehn dünnen Octavbänden besteht. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mich dieser Zeitvertreib vergnüget und belehret hat. Nun sehe ich doch, wie weitläuftig das Feld der schönen Wissenschaften ist; und begreife: daß es nicht in lauter verdrüßlichen Grammatiken und Wörterbüchern besteht.

Nachdem habe ich das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit zu lesen angefangen. Da sind nun fünf volle Bände fertig; und es wird noch alle Monathe fortgesetzet. Jeder Monath kostet nur 2 Gr. und soviel denke ich mir schon von meinen Ausgaben zu ersparen, daß ich es mir selbst anschaffen kann. Denn, die Wahrheit zu sagen, so habe ich an einem einmaligen Lesen nicht genug. Helfen mir nur der Herr Vätter meinen Vater bereden, daß er mir die ersten fünf Bände dieser Monathschrift zur Messe schenket. Fünf Thaler sind doch eben kein groß Geld; und die Lust zum Studiren, die ich dadurch bekommen werde, wird diese Unkosten reichlich ersetzen.

Nach Anwünschung alles beständigen Wohlseyns, beharre ich mit vollkommener Ergebenheit,

Meines Hochgeschätzten Herrn Vätters,

Pforta,
den 20sten des Brachmonaths
1755.

gehorsamer und verbundener
Diener,
Grammatophilus.

Bittschreiben.

Hochzuehrender,
herzlich geliebter Herr Vater,

Ob es gleich meiner Schuldigkeit gemäß ist, dem hochzuehrenden Herrn Vater von meinem Zustande Nachricht zu geben: so habe ich doch itzo noch eine besondre Ursache, denenselben schriftlich aufzuwarten. In Ansehung des erstern nämlich, ist wegen meiner Gesundheit nichts veränderliches vorgefallen: und übrigens bin ich allhier so wohl versorget, daß ich Ursache habe, dero Veranstaltung zu rühmen, und kindlich dafür zu danken.

Außerdem aber sehe ich mich genöthiget, den Herrn Vater um ein Buch anzusprechen, welches mir sehr nützlich seyn würde. Neben dem Lateine nämlich, welches hier in den meisten Stunden mit allem Fleiße getrieben wird, ist seit kurzem auch der Kern der gottschedischen Sprachkunst eingeführet worden. Diesen habe ich nun zwar; möchte doch aber auch gern die vollständigere Sprachkunst zum Nachschlagen dabey haben. Diese aber ist theils hier nicht zu bekommen; theils würde sie von meinem gewöhnlichen Taschengelde schwerlich bezahlet werden können.

Meine gehorsamste Bitte ergeht also an den Herrn Vater, mir dieses nützliche Buch als ein väterliches Geschenk

zu

zu überschicken. Ich werde denenselben dafür besonders verbunden seyn: denn soviel habe ich schon einsehen gelernet: daß es schimpflich sey, seine Muttersprache nicht recht zu können; da man sich soviel Mühe giebt, gut Latein zu lernen.

Ich küsse dem Herrn Vater und der lieben Frau Mutter kindlich die Hand, und verbleibe mit aller schuldigen Ehrfurcht bis ins Grab,

Meines theuresten Herrn Vaters,

Zittau,
den 30sten des Heumon.
1755.

gehorsamster und getreuester Sohn,
Teutophilus.

Nachrichtschreiben.

Werthester Herr und Freund,

Sie sind ein Liebhaber von guten Büchern, zumal, wenn dieselben ein wenig lustig sind. Nun ist itzo ein ganz besondres Stück herausgekommen, das, wie ich vermuthe, unzähligen Leuten die Augen aufthun wird, die ihnen bisher, durch allerley Vorurtheile gleichsam verkleistert gewesen.

Sie wissen, was für eine seltsame Schreibart seit einigen Jahren die deutschen Poeten einzuführen angefangen. Sonderlich hat der berufene Klopstock, in seinem Messias, Naumann im Nimrod, Bodmer in seinem Noah, und in der Sündfluth, u. a. m. solch kauderwälsches Zeug geschrieben, daß man mit Canitzen drüber schreiben möchte:

Ein Deutscher ist gelehrt, wenn er solch Deutsch versteht:
Kein Wort kömmt vor den Tag, das nicht auf Stelzen geht.

Aber

Aber nun steht ein neuer Zwist auf, der diese Deutschverderber nach Verdienste züchtiget. Der Titel davon heißt: die ganze Aesthetik in einer Nuß, oder Neologisches Wörterbuch, „als ein sicherer Kunstgriff in vier und „zwanzig Stunden ein geistvoller Dichter und Redner zu „werden, und sich über alle schale und hirnlose Reimer zu „schwingen. Alles aus den Accenten der heiligen Männer „und Barden des itzigen überreichlich begeisterten Jahrhun„derts zusammengetragen, und den größten Wortschöpfern „unter denselben, aus dunkler Ferne geheiliget, von einigen „demüthigen Verehrern der sehraffischen Dichtkunst, 1754. „in 8vo.„ Die Zueignung ist dem Geistschöpfer, dem Seher, dem neuen Evangelisten, dem Träumer, dem göttlichen, St. Klopstocken, dem Theologen ꝛc. gewidmet.

Kaufen Sie es, mein Herr, lesen, und lachen Sie! Ich bin,

Mein Herr,

Meißen,
den 15ten des Aerntemon.
1754.

Ihr
und aller deutschen Hexameter gehorsamer
Diener.

Vertrautes Schreiben,
an einen Freund, um ein Buch.

Mein Herr,
wertheſter Freund,

Sie wissen, oder wissens vieleicht noch nicht, daß ich itzo mit den wunderlichen Herametern des klopstockischen Messias und seiner Nachfolger beschäfftiget bin. Einige bewundern dieselben, weil sie sich nicht reimen; und noch mehr, weil man sie bisweilen nicht verstehen kann. Dieß letztere ist

eine

eine große Reizung für Unwissende. Denn was bewundert man mehr, als die Künste eines Taschenspielers, wenn man noch nicht weis, wie sie gemachet werden? Andre verachten sie, und sagen, daß sie wider alle Regeln der Kunst; ja gar wider die Schrift, und gesunde Vernunft laufen. Ich aber will keinem von beyden glauben, sondern die Sache selbst untersuchen. Von dem ersten Punkte will ich den Anfang machen, und mir zu dem Ende die Regeln der Dichtkunst bekannt machen.

Nun fehlet es mir aber an Scaligers Poetik: und ich glaube, daß ich sie bey Ihnen gesehen habe. Sie werden mich also sehr verbinden, wenn sie mir dieselbe auf einige Zeit leihen. Alles was ich daraus lernen werde, will ich am liebsten Ihnen zu verdanken haben. Ich werde Sie als meinen Lehrmeister ansehen, und mit aller Erkenntlichkeit eines Schülers beharren,

Meines werthesten Freundes,

Zwickau,
den 20sten des Herbstmonds,
1754.

bereitwilliger Diener,
Noophilus.

Antwort.

Liebster Freund!

Sie sind sehr höflich, daß Sie mich ohne mein Verdienst, zu einem Scaliger machen wollen; bloß weil ich Ihnen seine Poetik leihen könnte. Allein ich bedaure es, daß mirs nicht gelinget, so wohlfeil der Lehrer eines Menschen zu werden, der gelehrter ist, als ich bin. Dieß Buch nämlich besitze ich nicht: und es muß aus einem Versehen ihres Gedächtnisses herrühren, welches Ihnen vermuthlich die größere Gießensche Poetik in Scaligers seine verwandelt hat. Ich schicke Ihnen also, was ich habe; spreche Sie aber

ganz von der Verbindlichkeit los, mich dafür, für so gelehrt zu halten, als die ganze Gießensche Universität gewesen.

Sie thun übrigens sehr wohl, daß Sie den Werth der neuen Hexameterschmiede selbst untersuchen wollen. Mir thun allemal die Ohren weh, wenn ich etliche hinter einander lesen soll: und ich kann es damit niemals auf ein ganzes Blatt bringen, wenn ich mich gleich zwingen will. Es ist mir sehr lieb, daß unsre Lehrer noch nicht auf die Gedanken gekommen, uns dieß in der Classe zur Strafe aufzulegen. Niemanden würde dieselbe unerträglicher seyn, als

Mein Herr,

Auf meiner Stube,
den 1sten des Weinmonaths,
1754.

Ihrem
dienstbegierigen
Musophilus.

Mein Herr,
liebster Freund!

Sie sind mir ein lieberer Lehrer, als die ganze Gießensche Universität: die vormals das Buch geschrieben hat, welches Sie mir bekannt machen. Warum? Sie leben, und jene sind längst todt. Indessen lese ich das erste mit der größten Begierde, um hinter alle Geheimnisse der Dichtkunst zu kommen.

Allein, mitten in dieser Arbeit besuchet mich ein Freund, und bringt mir des Paters Bossü Tractat vom Heldengedichte, welcher unlängst deutsch ans Licht getreten ist. Mein Gott! was ist das für ein Buch! Nun lerne ich erst den Virgil verstehen. Bisher habe ich gedacht, Virgil wäre nur ein Mann, der schöne Hexameter machen könnte: und das konnten meines Erachtens, Lucan und

Claudian auch. Allein welch ein Unterscheid! Auf die Verse kömmt es gar nicht an. Der Inhalt, die Fabel, die Erfindung, die Ordnung, die Wahrscheinlichkeit, das Wunderbare, u. d. m. machens, daß Virgil so ein großer Poet ist. Wer hätte das gedacht?

Ich kann nicht aufhören, darinnen zu lesen, und Sie werdens nicht übel nehmen, daß ich die Gießensche Poetik so lange weglege, bis ich damit fertig bin. Aber, was meynen Sie wohl? Ich besorge sehr, der Messias wird, allem Ansehen nach, von dieser meiner Belesenheit keinen Vortheil haben. Ich sehe schon, daß er schlecht zurecht kommen wird, wenn ich alle das Schöne, was mir Bossü im Virgil zeiget; und das ich vorher nicht gesehen hatte, im Messias oder Nimrod, im Noah oder in der Sündfluth, suchen werde. Ich bin,

Werthester Freund,

In meiner Studierstube,
den 21sten des Windmonaths,
1754.

Ihr
aufrichtiger Diener
Alethophilus.

Antwort.

Ich höre es recht gern, daß Sie den Bossü lesen: nach welchem ich seit einiger Zeit vergebens gestrebet habe. Lesen Sie ihn fleißig: denn Sie sollen nun auch mein Lehrer werden: es sey nun entweder, daß Sie mir denselben leihen, oder mir den Inhalt davon mündlich erklären. Dieß letzte wird mir fast noch lieber seyn, als das erste: weil ihre Munterkeit im Vortrage tiefsinniger Sachen, mir das Verständniß derselben nicht wenig erleichtern wird.

Ich habe es allezeit geargwohnet, daß es nicht bloß auf die Hexameter ankommen müsse, daß Virgil für so

groß gehalten wird. Er machet sie freylich sehr schön: und eben gegen dieselben dünket mich Klopstock mit den Seinigen, ein Barbar zu seyn. Aber schreibt jener nicht auch in den Hirtengedichten und selbst in den Büchern vom Feldbaue Hexameter? Und doch sind diese Stücke lange nicht so erhaben, nicht so schön und so berühmt, als die Aeneis.

Ehe Sie sichs versehen, werde ich Ihnen ihren Fleiß im Lesen, durch einen Besuch unterbrechen. Ich werde Ihnen freylich sagen, daß man nicht gar zu fleißig seyn müsse: aber es wird lauter Eigennutz seyn. Ich bin viel zu ungeduldig, zu warten, bis Sie das Buch durchgelesen haben; sondern wollte gern auch vorher schon etwas davon hören. Bereiten Sie sich also immer auf eine Lection, die Sie geben können,

Mein werthester Herr Lehrer,

Den 1sten des Christmonaths,
1754.

Ihrem

getreuen Schüler.

19. §. **Wer eine ausführlichere Anleitung zu deutschen Briefen haben will, der schaffe sich Benjamin Neukirchs Buch davon an, welches das beste dieser Art ist, und sehr vielmals gedrucket worden.**

* Aber der Band von seinen Briefen, die man nach seinem Tode ans Licht gestellet, ist nicht in allen Stücken nach der heutigen Schreibart eingerichtet.

Das

Das XII. Hauptstück.

Vom guten Vortrage der Uebungsreden.

1. §.

Es ist aber nicht genug, daß junge Leute ihren Witz und ihre Feder in den Schulen üben: sie müssen auch ihr Gedächtniß im Auswendiglernen, ihren Mund in der guten Aussprache, und ihren ganzen Körper beym Hersagen der Reden, in guten Stellungen üben.

* Wenn es irgend in einem andern Stücke heißt: Quo semel est imbuta recens, servabit odorem testa diu; so ist es in dem Vortrage. Was sich junge Leute da in der Aussprache und Stellung angewöhnen; das hängt ihnen ihr lebenlang an. Wie nöthig ist es also, sich in Schulen vor allen Fehlern zu hüten?

2. §. Das Gedächtniß ist bey jungen Leuten munter und frisch: daher wird es ihnen so gar sauer nicht, eine Ausarbeitung, die sie selbst gemachet haben, und die sie folglich verstehen, auswendig zu behalten: obgleich der eine eher, als der andere, etwas behalten kann.

* Nur muß ein Lehrer dasjenige erst ausgebessert haben, was ein Knabe auswendig lernen soll: damit er nichts fehlerhaftes lerne; welches ihm hernach kleben bleibt, und fast nicht auszurotten ist.

3. §. Wer ein schwaches Gedächtniß hat, der muß zuerst nur wenig auswendig lernen; hernach

etwas längers, und so allmählich noch längere Stücke: damit durch die Uebung allmählich eine Fertigkeit erwachse.

* Sonderlich hilft das öftere Wiederholen auch schwachen Köpfen. Man hat Exempel, daß Leute, die anfänglich acht Tage gebrauchet, eine Rede zu lernen, es allmählich in vier, in drey, in zwey Tagen, ja endlich in vier und zwanzig Stunden haben leisten können.

4. §. Man muß auch auf das Gedächtniß desto mehr sehen; je mehr die Herzhaftigkeit des Vortrages davon abhängt. Denn, wer seine Reden nicht kann, der stottert, oder bleibt stecken; wird also furchtsam, und oft gar irre: so daß er mit Schanden besteht.

* Einige machet das Besorgen des schwachen Gedächtnisses gar zu übereilt in der Aussprache. Sie haspeln alles gar zu schnell hintereinander weg; bloß weil sie fürchten, stecken zu bleiben. Ein sicheres festes Gedächtniß vertreibt diese Furcht, und den daraus folgenden Uebelstand.

5. §. Es ist aber im Auswendiglernen nicht gut, wenn junge Leute sich nur auf ein schnelles und hurtiges Herschnattern ihrer Reden befleißigen: sondern sie müssen sich gleich im Lernen, auf eine langsame und männliche Aussprache gefaßt machen.

* Daher könnte man sagen, ein gar zu gutes Gedächtniß schade dem guten Vortrage. Wenn nämlich junge Leute etwas können, wie ein Vater Unser; so plappern sie es gemeiniglich auch so her, daß weder sie, noch ihre Zuhörer Zeit haben, etwas dabey zu denken.

6. §. Zur guten Aussprache eines künftigen Redners gehöret eine von Natur gute Kehle, die sich we-

weder zu schwach, noch zu laut, weder zu tief, noch zu hoch, oder hell hören läßt; sondern ein gewisses Mittel hält. Auch die Brust und Lunge müssen gesund, und ohne Fehler seyn.

* Wem daran ein merklicher Fehler anklebet, der schicket sich zum Redner nicht. Ohne eine gute Stimme, und langen und starken Athem, wird man sich umsonst auf die Beredsamkeit befleißigen. Es geht nicht an; und durch alle Kunst ist dieser Mangel nicht zu ersetzen.

Tu nihil invita dices faciesve Minerva.

Ein Lehrer halte also solche Knaben von vergeblichen Bemühungen zurück. Müssen doch nicht alle Gelehrten Redner seyn!

7. §. Ferner muß ein junger Mensch eine reine und deutliche Aussprache haben. Das Stammlen, Lispeln, Schnarren tauget nichts an einem Redner. Sonderlich ist das Gurgeln bey denen, die kein R sagen können, unerträglich.

* Darum ward Demosthenes in seinen ersten Reden ausgelachet, und einsam stehen gelassen: weil er den ersten Buchstab seiner Kunst nicht aussprechen konnte. Aber er nahm kleine Steine in den Mund, und lernte es noch mit großer Mühe. Wer das nicht kann; der bleibe vom Reden weg: lieber gar nicht, als unangenehm geredet!

8. §. Hat es damit seine Richtigkeit, so suche man die Monotonie zu meiden: das ist, man befleißige sich, auf eine beständige Abwechselung und Veränderung der Sprache; sowohl in der Stärke und Schwäche der Stimme, als in der Erhöhung und Senkung des Tones, und in der Geschwindigkeit.

* Nichts ist ärgerlicher zu hören, als das Leyern gewisser fehlerhaften Redner, die gleichsam nur einen Ton im

Halse haben: oder auch solcher, die nur zween, oder drey Töne haben: bey denen sie immer bleiben. Eben so ärgerlich sind die, so immer gleich geschwinde schnattern; oder dem Zuhörer gleichsam alle Sylben langsam zuzählen.

9. §. Diese Abwechselung zu erhalten, gebe man 1) allen Haupt- und Zeitwörtern einen stärkern Laut und Nachdruck in der Aussprache, als den übrigen. Denn auf sie, kömmt im Verstande der Rede das meiste an.

Z. E. **Höret, ihr Himmel!** und du, **Erde**, nimm zu **Ohren!** denn der **Herr redet.** Hier müssen alle anders gedruckte Wörter, lauter, als die übrigen gesprochen werden.

10. §. Bisweilen aber, wenn Haupt- und Zeitwörter dicht beysammen stehen, wird eins von beyden nur erhoben, nämlich das, welches den stärksten Nachdruck hat. Und das muß einem jeden die gesunde Vernunft geben.

Z. E. Und Gott **sprach**: Es **werde licht!** und es **ward** licht. Hier ist **sprach**, nachdrücklicher als Gott; weil durch bloßes Sprechen die Schöpfung geschah. **Licht** ist nachdrücklicher, als **werde**: weil jenes das erste Werk in der Natur war. **Ward** endlich ist wichtiger, als das **licht**: weil die Erfüllung des göttlichen Befehls dadurch ausgedrücket wird.

11. §. Bisweilen fällt aber auf Beywörter und Nebenwörter der Nachdruck; wenn der Verstand es so mit sich bringt: daher muß man sie in solchen Fällen mehr erheben, oder lauter aussprechen.

Z. E. Der Mensch, vom Weibe gebohren, lebet **kurze** Zeit. Jmgl. Was ist der Mensch, daß er sollte **rein** seyn vor Gott? Hier sind **kurz** und **rein** solche Bey- und Nebenwörter. Oder: **Groß** ist die Diana der Epheser!

12. §

12. §. Eben das kann bisweilen die Fürwörter und andre kleine Wörter betreffen. Wenn nämlich der Hauptverstand eines Satzes darauf ankömmt; so muß man auch sie mit einer stärkern Stimme zu erheben suchen.

Z. E. Die Rache ist mein! ich will vergelten. Imgl. Bald wird kommen zu seinem Tempel, der Engel des Bundes. Imgl. Wir sind von gestern her. Oder: Heute, da ihr seine Stimme höret, 2c.

13. §. Die Dinge der Natur, davon man reden kann, sind dreyerley. Denn entweder sind sie angenehm und lieblich; und da muß man sie mit einer sanften, anmuthigen Stimme aussprechen, die lieblich ins Ohr fällt.

Z. E. Wer vom Frühlinge, von Blumen und Blühten, von schönen Auen und Feldern redet; imgl. wer von schönen Gärten und Städten, von guten Gebäuden und andern schönen, beliebten Sachen spricht, der muß sein Vergnügen und seinen Beyfall mit einer gelinden klaren Stimme ausdrücken.

14. §. Zweytens giebt es große und prächtige Dinge, die des Menschen Bewunderung verdienen. Und von diesem muß man mit einem erhabenen, und gleichsam erstaunten Tone der Sprache reden.

Z. E. Denn ich werde sehen den Himmel, deiner Finger Werk, den Monden und die Sterne 2c. Imgl. im Hiob, die Beschreibungen des Behemoths und Leviathans. In den Psalmen aber die prächtigen Abschilderungen des Ausganges aus Aegypten, u. d. m.

15. §. Drittens giebt es auch schreckliche und fürchterliche Dinge; die man mit zittern und beben an-

ansieht. Und nichts ist natürlicher, als dieselben auch mit einer rauhen und polternden Stimme auszusprechen.

Z. E. Wenn man von Stürmen und Ungewittern, von Donner und Blitz, von Erdbeben und Ueberschwemmungen; von der Sündfluth, und der Zerstörung Sodoms und Gomorrhens redet. Denn hier wäre es ungereimt, mit einer lieblichen Stimme zu reden.

16. §. Menschliche Dinge sind gleichfalls dreyerley. Einige verdienen Lob, weil sie tugendhaft und schätzbar sind. Davon muß man mit einem vergnügten und billigenden Tone der Sprache sprechen.

Z. E. Von dem frommen Leben der Patriarchen, vom gottesfürchtigen Hiob, der unschuldigen Ruth und Esther, der keuschen Susanna, dem weisen Salomon, dem frommen Hiskia, u. s. w.

17. §. Andre sind lasterhaft und abscheulich: und davon muß man mit einem verdrüßlichen, grämischen Tone reden, der den Abscheu zu verstehen giebt, den man vor solchen Thaten hat.

Z. E. Die Lebensart der ersten Welt, die Laster von Sodom und Gomorrha, die Verstockung des Pharao, die Abgötterey der Juden, den gottlosen Ahab, die wollüstige Jesabel, den verlohrnen Sohn, u. s. w.

18. §. Manchmal aber sind auch die Werke der Menschen groß, kunstreich und wunderbar: und von diesen muß man auch mit einem erhabenen, lauten und gleichsam bewundernden Tone reden.

* Der Kasten des Noah, der Thurm zu Babel, der Tempel zu Jerusalem. Die sieben Wunder der alten Welt; die

die Kriegsheere des Xerxes; die Siege Alexanders; die Pracht von Rom, u. d. m.

19. §. Nun giebt es noch Glücks- und Unglücksfälle, oder gute und böse Schicksale der Menschen, davon man reden kann: und dabey kömmt es bloß darauf an, wen sie betreffen.

* Denn unmöglich kann man in allen Fällen mit einerley Tone davon reden, wenn man der Natur folgen will.

20. §. Betreffen die Glücksfälle einen Tugendhaften: so muß man mit Vergnügen und Billigung davon reden: weil ein solches Glück der Lohn des Wohlverhaltens, und der unsträflichen Sitten ist.

Z. E. Wenn Abraham, Isaak und Jakob reiche, wohlhabende Leute wurden; wenn Joseph, wenn Salomon reich und mächtig waren; wenn Esther auf den Thron erhoben, und Daniel aus der Löwengrube errettet wird. u. d. m.

21. §. Trifft aber das äußerliche scheinbare Glück Gottlose und Lasterhafte: so muß man davon, als mit einer Verwunderung reden: weil hier die göttlichen Gerichte nur ihren Fall vorbereiten, und ihn desto empfindlicher machen wollen.

Z. E. Ich hätte schier gestrauchelt mit meinen Füßen, da ich sah, daß es dem Gottlosen so wohl gieng. Sie sind in keiner Gefahr des Todes; sie sind nicht in Unglück, wie andre Leute ꝛc. Sie stehen fest wie ein Palast. Ihr Trotzen muß ein köstlich Ding heißen ꝛc. Aber du stürzest sie zu Boden. Wie machest du sie so plötzlich zunichte! Sie gehen unter, und nehmen ein Ende mit Schrecken.

22. §. Betreffen die Unglücksfälle einen Gottlosen und Lasterhaften: so sind es entweder natürliche

Strafen ihrer ausgeübten Bosheiten; oder göttliche Strafgerichte, die ihnen von der Vorsehung zugeschicket werden. In beyden Fällen redet man mit einem Tone, der die göttliche Gerechtigkeit billiget.

Z. E. Wenn Ahitophel sich erhenket; Absalon an einem Baume hangen bleibt, und mit dreyen Spießen durchstochen wird: wenn Jesabel zum Fenster hinaus gestürzet, und Manasse in die babylonische Gefangenschaft geführet wird.

23. §. Träfen aber die Unglücksfälle rechtschaffene und tugendhafte Leute: so muß man sein Mitleiden darüber ausdrücken, und die göttlichen Prüfungen ihrer Tugend bewundern.

Z. E. Wenn man vom Hiob, Joseph, David, Hiskia, und andern mehr redet, die eine Zeitlang im Unglücke gelebet, hernach aber wieder glücklich geworden.

24. §. Hauptsächlich aber muß eine gute Aussprache die Stimme, nach Beschaffenheit der Leidenschaften, einrichten, die in einer Rede herrschen. Nichts würde unvernünftiger seyn, als bey allen einerley, oder z. E. bey traurigen Dingen, einen lustigen Ton zu brauchen.

* Die Natur aber lehret selbst, wie man im Zorne, im Neide, im Trauren, im Lachen, im Mitleiden, im Verdrusse, in der Furcht und in der Hoffnung zu reden pflegt.

25. §. Da aber die Affecten sich gemeiniglich durch Figuren ausdrücken: so muß die gute Aussprache sonderlich darauf sehen, daß sie die Figuren mit der gehörigen Lebhaftigkeit vorbringe und erhebe.

* Diese mögen nun in Worten, oder in Sprüchen bestehen: so muß man einer jeden eine Genüge thun. Ein

Aus-

Ausruf, eine Frage, eine Wiederholung, ein Gegensatz und wie sie Namen haben, alles muß anders klingen. Ein guter Lehrer übe seine Schüler nach den Exempeln im ersten Abschnitte.

26. §. Endlich muß man nach Erfoderung der Sachen bald langsam, bebend, und zitternd; bald muthig, herzhaft, und durchdringend; bald auch schnell, hitzig und eifrig reden.

* Die Furcht spricht bebend; die Traurigkeit gezogen und langsam; der Stolz trotzig; der Zorn heftig; die Freude geschwind und munter.

27. §. Soviel von der Sprache. Nun kommen wir auf die Stellungen. Der ganze Körper eines Redners muß nicht todt und hölzern, sondern lebendig seyn, und dasjenige mit verstärken helfen, was der Mund ausspricht.

* Denn die Zuhörer haben nicht nur Ohren, sondern auch Augen: und diese werden durch eine gute Person, Stellung und Gebärde des Redenden noch mehr eingenommen, als durch die Sprache des Mundes. Mancher steife, mürrische und plumpe Redner wird lächerlich, wenn er gleich die besten Sachen saget.

28. §. Von Natur muß ein junger Mensch, der sich aufs Reden legen will, wohl gebildet, und kein Krüppel seyn; auch keinen merklichen Fehler im Gesichte und am Leibe haben, wenn er Beyfall finden will.

* Einäugigte, pucklichte, lahme, und stark schielende bleiben besser davon. Ihre Fehler würden sie nur lächerlich und verächtlich machen, wenn sie noch solche schöne Sachen sagen könnten. Je besser ein Mensch gewachsen und

gebildet ist, destomehr Kraft haben seine Worte, wenn sie nur nicht ganz dumm und thöricht sind.

29. §. Diesen wohlgeschaffenen Körper aber muß ein Redner auch zu gebrauchen wissen; so wie es der Wohlstand, und der Inhalt seiner Rede erfodert: damit sie destomehr Nachdruck bekomme.

* Darum muß ein künftiger Redner von Jugend auf das Tanzen und andre Leibesübungen erlernen; damit er nicht so steif, wie ein hölzerner Block, da stehe, sondern Haupt, Hände und Füße, der höflichen Weltart gemäß, zu bewegen wisse. Eine geschickte Beugung, eine gute Stellung, und freye Tragung des Hauptes und der Arme, thun sehr viel, einen Redner beliebt zu machen.

30. §. Die Kleidung eines Redners fällt sehr in die Augen: darum muß er sorgen, daß sie nicht schmutzig, nachläßig, vielweniger zerrissen, oder gar zu altväterisch sey. Doch muß ein Redner auch keine lächerliche neue Mode an sich blicken lassen.

* Doch darf eben nicht jeder Redner kostbar in Golde und Silber gehen. Ein reinliches Kleid, eine saubere Wäsche, ein glatter Strumpf und neuer Schuh, zeigen schon einen ordentlichen Menschen an. Ich hätte bald eines ordentlichen, gekräuselten und gepuderten Haares, oder einer wohl zurecht gekämmten Perrücke vergessen. Dieses alles redet zwar nicht; aber es zieret den Redner.

31. §. Den Kopf muß ein Redner hoch und gerade tragen; doch nicht übermäßig auf den Rücken hängen. Er beweget ihn aber bald rechts, bald links, oder anders; wie es die Sache erfodert, davon er handelt.

* Es ist also fehlerhaft, wenn man die ganze Rede den Kopf so steif, als eine Puppe hält; immer auf einerley

Art damit wackelt, oder wanket; oder ihn sonst auf eine immer einträchtige Art schaukelt.

32. §. Die Stirne halte ein Redner glatt und munter; es wäre denn daß er einen Verdruß oder eine Betrübniß ausdrücken müßte. Denn da kann und muß er sie auch in Falten und Runzeln ziehen.

* Bey freudigen oder vergnügten Zufällen aber, wie ein Sauertopf auszusehen; oder einen weinenden Heraklit vorzustellen, das wäre ungereimt.

33. §. Die Augen müssen munter und lebhaft, zornig, betrübt, oder mitleidig aussehen, ja gar Thränen vergießen können: wenn es die Umstände und der Inhalt der Rede erfodern. Sie müssen also offen und nicht geschlossen seyn; weder immer nach oben, noch herunter, noch allezeit auf dieselbe Stelle sehen; weder schielen, noch immer winken und flattern.

* Wer vom Himmel, oder von der Erde redet, der richte auch die Augen dahin. Man sehe aber Menschen, nicht Pfeiler, Wände und Fenster an, wenn man redet; wende sich auch rechts und links nach den Zuhörern.

34. §. Die Nase darf man nicht rümpfen, wenn man redet; den Mund nicht verzerren, oder zucken. Hergegen kann ein Redner munter, freundlich, ernsthaft, ja traurig aussehen; nachdem es die Sachen erfodern.

* Nur immer schnupfen, niesen, husten und speyen steht nicht fein. Auch laut lachen darf ein Redner nicht, wenn er nicht possirlich werden will.

35. §. Die Schultern muß man weder ohne Noth zucken, noch in einer gezwungenen Erhöhung hal-

halten; sondern nur ein Mitleiden oder eine Verwunderung anzuzeigen, zuweilen bewegen.

* Vielweniger darf ein Redner mit dem ganzen Leibe immer hin und her wanken, wie ein Bleygewicht schlenkert; oder sich wie ein Rohr, daß der Wind wehet, immer beugen und aufrichten.

36. §. Die Arme und Hände sind indessen das vornehmste Werkzeug des Redners. Denn mit denselben kann und muß er unzählige Dinge ausdrücken, die nur dem Wohlstande nicht zuwider laufen.

* Es ist also hölzern, wenn manche die Hände im Reden in die Taschen, oder unter die Falten, oder in den Busen stecken; oder vor Angst nicht wissen, wo sie sie lassen sollen.

37. §. Mit der rechten Hand hält man den Hut, bis die Beugung gegen die Zuhörer gemachet ist: sodann nimmt man denselben unter den linken Arm, um die Rechte desto freyer zu behalten.

* Denn es läßt nicht anders, als ob man die Fliegen verscheuchen wollte; wenn man ihn die ganze Rede hindurch in der rechten Hand hält, und damit in der Luft herum schleudert.

38. §. Redet man vom Himmel, oder der Erde, so deutet man mit der Hand darauf. Redet man von der ganzen Welt, so dehnet man beyde Arme aus. Ist von der rechten und linken Seite, oder von zweyen entgegengesetzten Dingen die Rede: so zeiget man wechselsweise mit beyden Händen.

* Nur muß nicht ein beständiges Gefecht mit beyden Händen daraus werden. Denn die Linke beweget sich viel weniger, als die Rechte.

39. §. Sonst kann man mit der Rechten drohen, rufen, bewundern, bitten, und gar mit Erhebung derselben schwören; nur daß es nicht mit Ausstreckung zweener Finger geschehe.

* Imgleichen muß man die Hände nicht höher, als die Augen erheben: es wäre denn in einem starken Affecte, darinn von Gott, oder dem Himmel geredet würde; oder wenn ein Eid vorkäme.

40. §. Ordentlich muß die Hand, mit ihren Bewegungen, der Sprache des Mundes erst folgen; und nicht eher völlig sinken, bis der ganze Satz, oder die Periode zum Ende ist.

* Es läßt also nicht gut, wenn die Hand schon in freyer Luft ist, ehe der Mund noch etwas saget; vielweniger, wenn die Hand zu einer Periode, zehn oder mehr gehackte Bewegungen machet.

41. §. Mit den Füßen muß ein Redner nicht ganz fest und angemauert stehen; sondern sie bey gewissen Gelegenheiten, vorwärts, seitwärts, auch wohl hinterwärts fortsetzen.

* Doch muß kein ordentliches Spazieren daraus werden, das in allen Perioden auf einerley Art wiederholet würde. Die Abwechselung und Mannigfaltigkeit zieret alle Gebärden und Stellungen.

42. §. Ueberhaupt muß ein Redner, in Gegenwart vornehmer Leute, sich so stark nicht bewegen, als wenn er in einer großen Versammlung mittelmäßiger und geringer Leute redete; und die Bescheidenheit überall zu Rathe ziehen.

* Auch in kleinen Zimmern darf er sich so stark nicht bewegen, als in großen Hörsälen, oder Kirchen. Und soviel mag auch von dem guten Vortrage der Jugend genug seyn.

seyn. Kluge Lehrer werden ihr bey der Ausübung noch manchen Uebelstand abzugewöhnen wissen.

* * *

M. F. QVINTILIANVS *Inst.* *Lib. II. c. 4.*

Nam in pueris oratio perfecta nec exigi, nec sperari potest. Melior autem est indoles læta, generosique conatus, et vel plures justo concipiens interim spiritus. Nec umquam me in his discentis annis offendat, si quid superfuerit. Quin ipsis doctoribus hoc esse curæ velim, ut teneras adhuc mentes, more nutricum mollius alant. - - Audeat hæc ætas plura, et inveniat, et inventis gaudeat; sint licet illa non satis interim sicca et severa. Facile remedium est ubertatis; steriles nullo labore vincuntur. - - Qua propter inprimis vitandus est in pueris præcipue, magister aridus; non minus quam teneris adhuc plantis, siccum et sine humore ullo solum. - - Ne illud quidem, quod admoneamus indignum est, ingenia puerorum nimis emendationis severitate deficere. Nam et desperant, et dolent, et novissime oderunt: et quod maxime nocent, dum in teneris ita timent, nihil conantur. - - Iucundus ergo tum maxime debet esse Præceptor, ut remedia, quæ alioqui natura sunt aspera, molli manu, leniantur: laudare aliqua, ferre quædam, mutare etiam; reddita, cur id fiat, ratione; illuminare, interponendo aliquid sui. - - Solebam ergo dicere pueris aliquid ausis licentius, aut lætius: laudare illud me adhuc; venturum tempus, quo idem non permitterem. Ita et ingenio gaudebat, et judicio non fallebantur.

Ende der Vorübungen.

Verzeichniß der sämmtlichen Hauptstücke.

I. Allgemeine Vorübungen.

I. Von den Wörtern p. 4.
II. Von den Redensarten, (Phrasibus) 14
III. Von verblümten Redensarten, (Tropis) 19
IV. Von den Perioden oder oratorischen Sätzen 29
V. Von den Figuren, als Zierrathen der Perioden . . . 35
VI. Von der bösen und guten Schreibart 47

II. Besondere Vorübungen.

I. Von Fabeln und Erzählungen 63
II. Von Beschreibungen 81
III. Vom Loben und Verwerfen 92
IV. Von Vergleichung zwoer Personen oder Sachen . . . 111

V. Von

V. Von der Kunst, eine fremde Person zu spielen, (Ethopœia) - - p. 125
VI. Von der Bestätigung einer Sache 153
VII. Von der Widerlegung, (Ἀνασκευη) 161
VIII. Von Beantwortung einer Frage 171
IX. Von Lehrsprüchen berühmter Männer 181
X. Von Chrieen. (χρεια, vel Vsus) 189
XI. Von Briefen oder Sendschreiben 200
XII. Vom guten Vortrage der Uebungsreden 225

Staatl. Bibliothek Regensburg

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gottsched, Johann Christoph,

Vorübungen der Beredsamkeit, zum Gebrauche der Gymnasien und größern Schulen

Leipzig 1764

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Ling.459
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11104966-6
VD18 10996826